This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 257 781

Die Deutsche Sprache

von

Dr. S. Feist.

Fritz Lehmann, Verlag in Stuttgart.

Stuttgart, Januar 1906.

Fritz Lehmann.

Fritz Lehmann, Verlag in Stuttgart.

Lehmann's Volkshochschule.

Klein 8°. Eleg. geb. mit Silberpressung.
Jedes Bändchen nur ℳ 1.—.

I. Bdch.: **Die Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur.** Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Ernst Dannheisser. Mit einer Zeittafel. 216 S. 1901.

II. Bdch.: **Kurze Geschichte der englischen Literatur in den Grundzügen ihrer Entwicklung.** Von Dr. Rich. Ackermann. Mit Zeittafel und Namenregister. 165 S. 1902.

III. Bdch.: **Geschichte des deutschen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.**

I. Hälfte: Von der ältesten Zeit bis auf Martin Opitz. Von Dr. Hermann Stoeckel. Mit Zeittafel, Namen- und Sachweiser.

V. Bdch.: **Geschichte der griechischen Philosophie.** Von Dr Fr. Börtzler.

VI. Bdch.: **Die deutsche Sage und das deutsche Volksmärchen.** Ihre Entstehung und Erklärung von Dr. O. Weddigen.

· Zu Joh. Phil. Palm's 100. Todestag! ·

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung 1806. Mit einer geschichtlichen Einleitung von Prof. Dr. Rich. Graf Du Moulin Eckart, München.

Originalgetreuester Neudruck der berühmten Schrift, wegen deren Herausgabe Napoleon I. den Buchhändler Palm erschiessen liess. — Eleg. broch. ℳ 1.50. Eleg. geb. ℳ 2.20.

Fritz Lehmann, Verlag in Stuttgart.

In letzter Zeit erschienen:

Attensperger, Alb., kgl. Reallehrer, **Jak. Frohschammers Philosophisches System** im Grundriss nebst einer Einführung in die Philosophie. — Broch. ℳ 1.50.

— „ — **Lehrbuch der mathematischen und physikalischen Geographie** für höhere Schulen. 8°-Format, 8 Bogen Text mit 10 fein kolorierten Tafeln, — Geb. i. eleg. Leinenbd. ℳ 1.60.

Baer, Gg., kgl. Rektor, **Hilfsbücher** (Lehr- und Lesebuch) für den Unterricht an kaufmännischen und gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen.

I. Teil: **Volkswirtschaftliche u. gesetzliche Belehrungen.** Broch. ℳ 3.—. eleg. geb. ℳ 3.60.

II. Teil: **Geschäftsaufsatz, Geschäftskorrespondenz.** — Geh. ℳ 2.60, geb. ℳ 3.20.

III. Teil: **Buchführung und gewerbl. Kalkulation.** — Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60.

IV. Teil: **Wirtschaftsgeographie.** Geh. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.—.

NB. Als Geschenk für Lehrlinge und junge Kaufleute vorzüglich geeignet und sehr beliebt!

— „ — **Die Gesellen- und Meisterprüfung.** Ein Unterweisungsbuch für Lehrlinge, Gesellen und Meister des deutschen Handwerks. 8°, 389 Seiten. — Geh. ℳ 3.50. elegant gebunden ℳ 4.—.

Brauns, Dr. Reinh., ord. Prof., **Das Mineralreich.** Naturwissenschaftliches Prachtwerk über die gesamte Mineralogie. Gross 4°, 55 Bogen Text mit 280 Textbildern, 73 feinsten Chromotafeln, 15 Lichtdrucktafeln.

30 Lieferungen à ℳ 1.50 oder 75 Lieferungen à ℳ 0.60.
In feinstem Halbfranzband in 1 Band ℳ 50 —.
Text und Tafeln getrennt in 2 Bänden ℳ 52.—.

Die
Deutsche Sprache.

Kurzer Abriss

der

Geschichte unserer Muttersprache von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart

von

Dr. S. Feist.

Mit neun Tafeln, zwei Abbildungen im Text und einer Karte.

Stuttgart.
Verlag von Fritz Lehmann.
1906.

DENICKE

G. Otto's Hof-Buchdruckerei, Darmstadt.

Dem Andenken

meiner lieben Mutter

widme ich

dies Büchlein

über

unsere Muttersprache.

179169

Vorwort.

Das vorliegende Werkchen gibt eine kurzgefasste Darstellung der Entwickelung unserer Muttersprache. Abweichend von andern Büchern gleichen Ziels ist die Anordnung des Stoffes nicht in systematischer Weise, sondern nach dem geschichtlichen Verlauf der Entwickelung erfolgt. Von den beigegebenen Abbildungen sind manche erst an dieser Stelle einem grösseren Leserkreis zugänglich gemacht, so No. I, No. VII, No. IX, wohl auch No. II. Das Büchlein wird sich den Lehrern der deutschen Sprache, den Studenten der germ. Philologie, den Schülern der höheren Klassen, überhaupt allen Freunden unserer Muttersprache hoffentlich als nützlich erweisen.

Berlin N., Weinbergsweg 13, im Mai 1906.

Der Verfasser.

Druckfehler.

S. 5, Z. 10 v. u. lies „dyă̄ush“ statt dy ush.
S. 51, Z. 11 u. 20 v. o. lies „Infinitiv“ statt Infinitif.
S. 61, Z. 2 v. u. lies „dō̄ms“ statt d ms.
S. 62, Z. 10 v. u. lies „svē̄tas“ statt sv tas.
S. 74, Z. 14 v. u. lies „Halbzeile“ statt Hauptzeile.
S. 166, Z. 11 v. o. lies „sie“ statt diese.
S. 168, Z. 3 v. o. lies „heisst“ statt heis t.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Inhaltsverzeichnis	VII—IX
2.	Verzeichnis der beigegebenen Tafeln	IX
3.	Häufig gebrauchte Abkürzungen	IX
4.	Einleitung: Ueberblick über die Bildung der Sprachlaute	XI—XVI

Kap. I.

Urgeschichte der deutschen Sprache		1— 24
§ 1.	Die indogermanische Grundsprache	1— 7
§ 2.	Die urgermanische Sprache	7— 15
§ 3.	Die germanische Runenschrift	16— 20
§ 4.	Die altgerm. Dialekte. — Die gotische Sprache	20— 24

Kap. II.

Der althochdeutsche Zeitraum (bis 1100 n. Chr.)		25— 77
§ 5.	Vorliterarische Zeit und Ausdehnung des Althochdeutschen	25— 31
§ 6.	Sprachquellen der althochdeutschen Zeit	31— 36
§ 7.	Der althochdeutsche Konsonanten- und Vokalbestand	37— 45
§ 8.	Deklination und Konjugation im Althochdeutschen	45— 56
§ 9.	Althochdeutsche Wortbildung	56— 68
§ 10.	Wortton und Kunstformen der poetischen Sprache im Althochdeutschen	68— 77

Kap. III.

Der mittelhochdeutsche Zeitraum (1100—1500)		78—128
§ 11.	Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen	78— 81
§ 12.	Ausdehnung und Gebrauch der hochdeutsch. Sprache in mittelhochdeutscher Zeit	81— 89

		Seite
§ 13.	Ueberblick über die Sprachquellen der mittelhochdeutschen Zeit	90— 96
§ 14.	Der mittelhochdeutsche Konsonantismus und Vokalismus	96—107
§ 15.	Deklination und Konjugation im Mittelhochdeutschen	107—116
§ 16.	Wortton und Verskunst im Mittelhochd.	116—123
§ 17.	Französischer Einfluss auf das Mittelhochd.	123—128
	Kap. IV.	
Der neuhochdeutsche Zeitraum (von 1500 an) .		129—217
§ 18.	Uebergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen	129—135
§ 19.	Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache	135—144
§ 20.	Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 16. und 17. Jahrhundert	144—152
§ 21.	Der Einfluss des Humanismus und des Französischen auf die neuhochdeutsche Schriftsprache	152—161
§ 22.	Der Kampf gegen die Fremdwörter .	161—168
§ 23.	Die neuhochdeutsche Schriftsprache im 18. und 19. Jahrhundert	168—178
§ 24.	Der Vokalbestand der neuhochdeutschen Schriftsprache	178—185
§ 25.	Der Konsonantismus der neuhochdeutschen Schriftsprache	185—191
§ 26.	Deklination und Konjugation im Neuhochdeutschen	191—199
§ 27.	Die neuhochdeutsche Rechtschreibung .	199—206
§ 28.	Die heutigen deutschen Mundarten und die Schriftspraehe	207—217

Anhang: Erklärungen und Textumschriften zu den Tafeln I—IX . . . . . 218—228

Sach- und Namensverzeichnis . . . . . 229—236

Verzeichnis der beigegebenen Tafeln.

I (vor dem Titelblatt): Althochdeutsche Inschrift.
II (zwischen S. 18 und 19): Die Spange von Freilaubersheim.
III (zwischen S. 24 und 25): Eine Seite aus dem sog. Codex argenteus in gotischer Sprache und Schrift.
IV (zwischen S. 32 und 33): Der Anfang des Hildebrandsliedes.
V (zwischen S. 86 und 87): Deutsche Urkunde Rudolf von Habsburgs.
VI (zwischen S. 118 und 119): Einige Strophen aus der Hohenems-Lassbergschen Handschrift des Nibelungenliedes.
VII (zwischen S. 132 und 133): Aeltester deutscher Druck: Das Mainzer Fragment vom Weltgericht.
VIII (zwischen S. 142 und 143): Denkspruch Martin Luthers.
IX (zwischen S. 158 und 159): Nr. 38 der Wochentlichen Reichs Ord: Zeitung vom 11. Sept. 1683.
X (zwischen S. 206 und 207): Karte der heutigen deutschen Mundarten.

Häufig gebrauchte Abkürzungen:

A(cc). = Accusativ.
Ahd. = Althochdeutsch.
Altnord. = Altnordisch.
D(at). = Dativ.
Engl. = Englisch.
Fem. = Femininum (weibl.).
G(en). = Genitiv.
Germ. = Germanisch.
Got. = Gotisch.
Gr. = Griechisch.
Hd. = Hochdeutsch.
Idg., Indogerm. = Indogermanisch.
Ind. = Indisch.
Lat. = Lateinisch.
Masc. = Masculinum (männl.).
Mhd. = Mittelhochdeutsch.
Neutr. = Neutrum.
Nhd. = Neuhochdeutsch.
Ndd. = Niederdeutsch.
N(om). = Nominativ.
Nord. = Nordisch.
Nordd. = Norddeutsch.
Part. = Partizip.
Perf. = Perfekt.
Praes. = Praesens.
Praet. = Praeteritum.
Pl(ur). = Plural.
Run. = Runeninschriftlich.
Sing. = Singular.
Südd. = Süddeutsch.
Urgerm. = Urgermanisch.
Urnord. = Urnordisch.

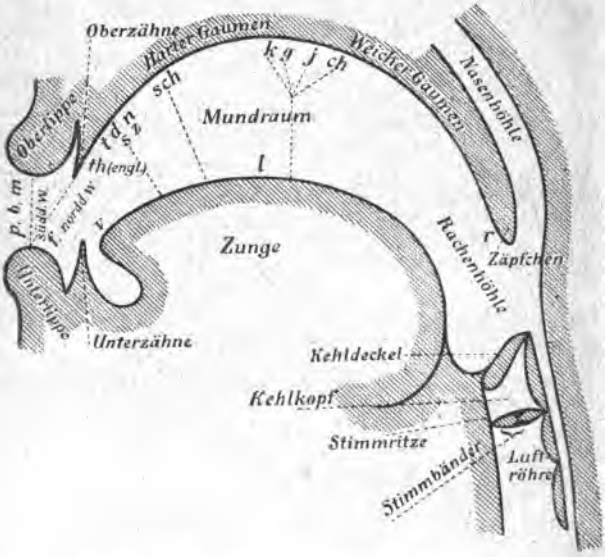
Einleitung.

Ueberblick über die Bildung der Sprachlaute.

Der aus den Lungen kommende Luftstrom geht durch die Luftröhre (s. Abbildung weiter unten), in der sich der Kehlkopf befindet. An dessen unterem Ende sitzen die Stimmbänder, die die Stimmritze zwischen sich einschliessen. Von da gelangt der Luftstrom am weichen und harten Gaumen vorbei in den Mundraum und in die Nasenhöhle. Gegen die Rachenhöhle ist die Luftröhre durch den Kehldeckel abgeschlossen, der sich beim Atmen und Sprechen öffnet. Im Mundraum befindet sich noch die Zunge, die mit der Zungenwurzel am unteren Teil des Schlunds befestigt ist. Den Abschluss des Mundraums bilden die Zähne, denen die Lippen vorgelagert sind. Dies sind die Organe, die bei der Bildung der Sprachlaute in Betracht kommen.

Die folgende Abbildung stellt eine schematische Wiedergabe dieser Organe vor. Die verschiedenen Laute sind an der Stelle eingetragen, wo sie in der Regel gebildet zu werden pflegen. Punktierte Linien zwischen zwei Stellen wollen besagen, dass bei der Hervorbringung eines Lautes beide vereint in Tätigkeit treten.

Schematische Darstellung der Lautbildungsorgane.



Anm. Durch ein Versehen des Zeichners ist an der Zungenspitze v statt richtigem r (Zungen-r) gedruckt

Erklärungen.

1. Je nachdem bei der Hervorbringung eines Lautes die Stimmbänder (die wir uns wie die Lippen einer Pfeife vorzustellen haben) a) mitwirken, d. h. in Schwingungen versetzt werden, oder b) schlaff hängen und den Luftstrom ungehindert durch die

Stimmritze gehen lassen, unterscheiden wir a) tönende (stimmhafte) und b) tonlose (stimmlose) Laute.

a) Zu den tönenden Lauten gehören alle Vokale (und Doppelvokale), die Liquiden **r, l**, die Nasale (oder Nasenlaute) **m, n**; endlich die Reibelaute **j, s, w** und die sog. Medien **g, d, b** in norddeutscher Aussprache.

b) Zu den tonlosen Lauten rechnet man die sog. Tenues **k, t, p**, die Reibelaute **ch, sch, s, f, th** (engl. Ausspr.); ferner die Reibelaute **j** und **w** sowie die Medien **g, d, b** in süddeutscher Aussprache.

2. Nach den Artikulations- (d. h. Hervorbringungs)stellen unterscheiden wir:

a) Lippenlaute (Labiale): **p, b; m**; südd. **w**.

b) Zahnlaute (Dentale): **t, d; n; sch, s, z, th** (engl.); Zahnlippenlaute (Labiodentale) sind: **f**, nordd. **w**.

c) Gaumenlaute (Gutturale): **k, g; ch, j**.

3. Das wichtigste Sprachorgan ist die Zunge. Unter ihrer Mitwirkung erst entstehen die Zahnlaute und Gaumenlaute. Legt sie sich fest an die Zähne bezw. den Gaumen, so entstehen durch Lösung dieses „Verschlusses"

a) Die Verschlusslaute. **t, d; k, g; p, b** sind dagegen Lippenverschlusslaute.

Bildet die Zunge nur eine Enge zwischen Zähnen bezw. Zahnkiefer und Gaumen, so entstehen durch „Reibung" des Luftstromes an dieser Enge

b) die Reibelaute (Spiranten): sch, s, z, th (engl.); ch, j; w und f sind Lippen- bezw. Lippenzahn-Reibelaute.

c) Reine Zungenlaute sind l, wobei die Ränder, und r, bei dem die Spitze der Zunge in Schwingungen versetzt werden. In der städtischen Aussprache tritt an Stelle des Zungen-r das Zäpfchen-r, dessen rollender Laut durch die Schwingungen des Zäpfchens erzeugt wird. Beide r verblassen leicht zu kaum wahrnehmbaren Geräuschen.

4. Die Vokale werden erzeugt infolge der verschiedenen Klangfarbe, die der Stimmton durch die Stellung der Zunge im Mundraum und die Form der Lippen erhält. Mit gesenktem Zungenrücken und normaler Lippenöffnung wird der Vokal a hervorgebracht; bei e nähert sich der vordere Zungenrücken, bei i liegt er dicht am vorderen harten Gaumen, wobei sich die Lippenöffnung verbreitert; bei o und u höhlt sich der vordere Teil und hebt sich der hintere Teil der Zunge weniger oder mehr; die Lippen werden ebenso gerundet und vorgestülpt. Mannigfache Zwischenstufen ergeben sich, auch findet Verbindung zweier Artikulationsarten statt (s. Zeichnung weiter unten); so entstehen z. B. offenes und geschlossenes e (vgl. § 7, S. 43 und § 14, S. 104) sowie die Doppellaute (Diphthonge).

5. Der Hauchlaut h entsteht, wenn der Luftstrom (mit leichter Reibung) frei durch den Mundraum geht. Durch Verbindung des Lautes h mit den tonlosen Verschlusslauten p, t, k entstehen die tonlosen Hauchlaute (Aspiraten) ph, th, kh.

Alle anlautenden **p, t, k** werden im Deutschen als solche Aspiraten gesprochen, während das Französische z. B. diese Aussprache nicht kennt; man vgl. deutsch *Kaffee* mit franz. *café*. Die indogermanische Ursprache kannte auch tönende Hauchlaute **bh, dh, gh** (vgl. § 2, S. 8).

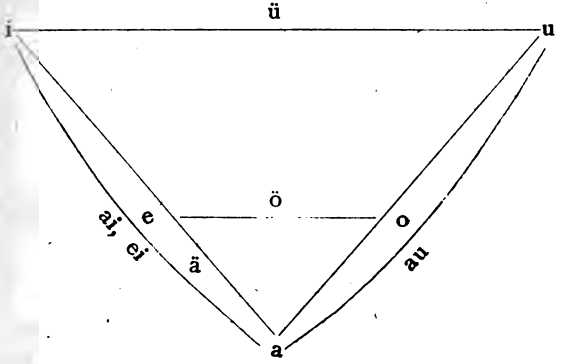
6. Die Nasenlaute (Nasale) **m** und **n** entstehen durch Verschluss der Lippen bezw. der Zunge und des vorderen harten Gaumens (Alveole), wenn der Luftstrom durch Senkung des weichen Gaumens zugleich durch die Nasenhöhle und die Nase entweicht.

Uebersicht der deutschen Sprachlaute.

A. Konsonanten.

	Verschlusslaute		Reibelaute		Nasale	Liquiden
Lippenlaute . .	p	b	f, v	w (südd.) / w (nordd.)	m	—
Zahnlaute . . .	t	d	s, z / sch	s (nordd.)	n	l
Gaumenlaute . .	k	g	ch	j	n (vor k, g)	r
	Tonlos	Tönend	Tonlos	Tönend		

B. Vokale.



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kapitel I.

Urgeschichte der deutschen Sprache.

§ 1.

Die indogermanische Grundsprache.

Wie der Anfang der Sprache überhaupt, so ist auch die Urzeit unserer Muttersprache in tiefes Dunkel gehüllt. Die vergleichende Sprachforschung führt uns zwar viele Jahrtausende zurück und lässt uns einen Blick werfen in eine ferne Zeit, wo unser Volk noch vereint mit sprach- und vielleicht auch stammverwandten Völkern ein allen gemeinsames Idiom redete, aber der Beginn dieser **indogermanischen Grundsprache** ist damit noch lange nicht erreicht. Im Gegenteil! Sie steht schon auf der Höhe einer in Wortformen, Flexion und Betonung reich ausgebildeten Sprache; auch die Anfänge eines gegliederten Satzbaus lassen sich in ihr nachweisen. Indogermanen.

Zum **indogermanischen** (auch indoeuropäischen oder arischen) Sprachstamm gehören in Asien die **Inder, Perser** und **Armenier**; in Europa die **slavischen** Völker (**Russen, Polen, Tschechen, Bulgaren, Serben, Litauer** u. s. w.), die **Griechen**, die **Albanesen**, die **Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen** und **Rumänen** (die Sprachen dieser Völker als Tochtersprachen des **Lateinischen**), die Ueber-

reste der **Kelten** in der Bretagne, in Wales, Schottland und auf einigen Inseln und endlich die **Germanen**. Diese zerfallen heute in die Nordgermanen (**Dänen, Norweger, Schweden**) und die Südgermanen (**Hoch- und Niederdeutsche, Friesen, Holländer** mit den **Vlämen**). Zu den Südgermanen gehörten einst auch die nach dem heutigen **England** ausgewanderten **Angelsachsen**, deren Sprache, untermischt mit altfranzösischen Bestandteilen, als **Englisch** eine der weitverbreitetsten Sprachen der Erde geworden ist.

Germanen.

Weit grösser aber war der deutsche Sprachstamm noch zu Beginn des Mittelalters: **Ostgoten** und **Westgoten, Longobarden** und **Burgunder, Vandalen, Alanen, Rugier** u. a. gehörten ihm an. Als die von diesen germanischen Stämmen begründeten Reiche im Laufe der Geschichte untergingen oder ihre Selbständigkeit verloren, da gingen auch ihre Sprachen in den sie umgebenden romanischen Volksdialekten bis auf geringe Reste auf. Auch die Sprache der **Westfranken**, deren Reich bestehen blieb, ist verschollen; nur eine kleine Zahl Wörter ist ins Französische gedrungen. Allein vom Westgotischen sind uns grössere Reste erhalten (s. § 4); von den anderen Dialekten nur einzelne Wörter oder Namen.

Wohnsitze der Germanen.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sassen die oben genannten germanischen Stämme in einem Gebiet, das sich westlich über den Rhein und südlich bis zur Donau erstreckte. Im Osten dehnte es sich bis zur Ostsee und ins heutige Russland, im Norden bis tief nach Skandinavien hinein aus. Dies waren aber schwerlich ihre ursprünglichen Wohnsitze. Eine alte Ueberlieferung

der Ostgoten besagt, dass sie aus Skandinavien ausgewandert seien; in der Tat erinnern noch heute Namen wie *Gotland* und *Göteborg* an sie, und deshalb sehen manche Forscher überhaupt den Norden als die Urheimat der Germanen an. Wahrscheinlich ist dies nicht, eher kommt Osteuropa dafür in Betracht; indes lässt sich hierüber ebensowenig etwas mit Sicherheit behaupten wie von der Urheimat der grösseren Stammesgenossenschaft, der Indo-Germanen.

Ursitze der Indogermanen.

Nach der früher herrschenden Ansicht suchte man die Wohnsitze des indogermanischen Urvolks auf der Hochebene Pamir im mittleren Asien. Von da seien die verschiedenen Stämme teils südöstlich, teils südwestlich, teils nordwestlich in ihre späteren Wohnsitze gewandert. Wenn nun auch manche Gründe für die asiatische Herkunft der Indogermanen und somit auch der Germanen sprechen, so stehen dieser Annahme doch schwerwiegende Bedenken entgegen, die neuere Forscher veranlasst haben, den Ursitz nach Europa in die weiten Steppen Russlands zu verlegen, da die Beschaffenheit dieser Gegend am meisten den Ergebnissen entspricht, die für die Kulturstufe der Indogermanen und ihre Naturkenntnis ermittelt worden sind. Eine sichere Beweisführung ist aber zurzeit noch nicht gelungen.

Wanderungen der Indogermanen.

Von diesem Urvolk, das auf verhältnismässig kleinem Raum zusammengedrängt sass, lösten sich nacheinander einzelne Stämme los, oft vielleicht mehrere, die noch eine Zeitlang einen gewissen Zusammenhang gewahrt zu haben scheinen. So sind Inder und Perser durch gemeinsame sprachliche Merkmale einerseits und manche europäischen Völker anderseits unter sich verbunden. Besonders die Italer und Kelten, auch die Kelten und Germanen weisen

viele Uebereinstimmungen auf. Im grossen und ganzen indes entwickelte sich jede Sprache, sobald ihre Träger sich vom Urstamm losgelöst hatten, in ihrer besonderen Art. Welche Gründe zu dieser Sonderentwicklung geführt haben, lässt sich schwer sagen. Vermutlich bestanden schon in der Ursprache die Keime zu verschiedenartiger Entwicklung, vielleicht infolge dialektischer Besonderheiten; in ihren neuen Wohnsitzen fanden die Einwanderer neue klimatische Verhältnisse vor, ferner eine eingesessene Urbevölkerung, wie die Dasjus in Indien, die Pelasger in Griechenland, die sog. Pfahlbauer in Mitteleuropa. Diese Urbevölkerungen wurden wohl nie gänzlich ausgerottet, vielmehr scheinen die einwandernden Indogermanen sich als die herrschende Rasse festgesetzt, ihre Kultur und Sprache den Eingeborenen aufgedrungen und sich mit ihnen, nach späteren Vorgängen zu schliessen, auch teilweise vermischt zu haben. So kam es, dass die oben genannten indogermanischen Sprachen, als sie zum erstenmal schriftlich aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert wurden, so grosse Verschiedenheiten aufweisen, dass erst die gelehrte Forschung ihren gemeinsamen Ursprung festzustellen vermochte.

Die indogermanische Grundsprache.

Franz Bopp (geb. zu Mainz 1791, gest. zu Berlin 1867), der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, hat zuerst den wissenschaftlichen Nachweis von der einstigen Zusammengehörigkeit der indogermanischen Sprachen geführt. Durch seine und seiner Nachfolger Forschungen ist es gelungen, ein ungefähres Bild des lautlichen Zustands der gemeinsamen Ursprache zu gewinnen. Wie weit zurückliegend wir uns diese zu denken haben, lässt sich daran ermessen, dass die ältesten Teile der heiligen

Bücher der Inder, der sog. Vedas, bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Nun haben nach Ausweis dieser Lieder die Inder zu jener Zeit erst den Indus erreicht; ihr späterer heiliger Fluss, der Ganges, ist ihnen damals noch unbekannt gewesen. Vorher muss aber die Periode der Wanderschaft der Inder angesetzt werden, über deren Dauer wir freilich nichts Genaues wissen können; nur eines lässt sich sagen, dass um 2000 v. Chr. die Sprache der Inder sich in ihrer lautlichen Gestalt nicht unbedeutend von der erschlossenen Ursprache entfernt hatte, also schon eine längere selbständige Entwicklung hinter sich haben musste. Das folgende Verzeichnis wird zunächst die wiederhergestellte indogerm. Urform eines Wortes und sodann die entsprechenden Wörter einiger Hauptsprachen (Indisch, Griechisch, Latein und Deutsch) bringen.

	Indogerm.:	Indisch:	Griechisch:	Latein:	Deutsch:
1.	nō̆mn	nā́man	ónoma	nōmen	*Name*
2.	agros	ájras	agrós	ager	*Acker*
3.	patḗ(r)	pītā́	patḗr	pater	*Vater*
4.	mātḗ(r)	mātā́	mā́tēr	māter	*Mutter*
5.	svékuros	svā́suras	hekyrós	socer	*Schwager*
6.	Djēus	dy ush	Zeus	Jupiter	*Ziu*
7.	jugóm	yugā́m	zygón	jugum	*Joch*
8.	vlkos	vṛ́kas	lýkos	lupus	*Wolf*
9.	gṓus	gāush	bous	bōs	*Kuh*
10.	ṷ́dhar	ṷ́dhar	oúthar	uber	*Euter*
11.	pṓd(s)	pat	pous	pēs	*Fuss*
12.	mūs	mūsh	mys	mus	*Maus*
13.	médhu	mádhu	méthy	—	*Met*
14.	nóktis	náktis	nyx	nox	*Nacht*
15.	névos	návas	né(v)os	novus	*neu*

	Indogerm.:	Indisch:	Griechisch:	Latein:	Deutsch:
16.	bhérō	bhárami	phéro	fero	ge-*bāre*
17.	tréjes	tráyas	treis	trēs	*drei*
18.	apo	ápa	apó	ab	*ab*
19.	upo	úpa	(h)ypó	—	*ob*
20.	tod	tad	to	(is-)tud	*das*

In der voranstehenden Liste sind fast alle Redeteile durch Beispiele vertreten: wir finden Hauptwörter (Eigenname No. 6, Gattungsnamen 8, 9, 12, Verwandtschaftsbezeichnungen 3, 4, 5, u. a.), ein Eigenschaftswort (No. 15), ein Zeitwort (No. 16), ein Zahlwort (No. 17), zwei Verhältnis- bezw. Umstandswörter (No. 18 und 19), ein Fürwort (No. 20). Wir ersehen daraus, dass die indogerm. Grundsprache schon alle grammatischen Kategorien der heutigen Sprachen aufweist. Im Reichtum an Lauten, Nominal- und Verbalformen ist sie denselben sogar weit überlegen und übertrifft darin auch die alten Sprachen noch beträchtlich. Ebenso ist der Wortschatz der Indogermanen für ihre einfachen Verhältnisse als sehr reich zu bezeichnen; oft scheinen sogar mehrere Ausdrücke für denselben Begriff vorhanden gewesen zu sein, von denen die Einzelsprachen bald diesen, bald jenen bewahrten. Während z. B. für „rot" ein einheitliches Wort durch alle indogerm. Sprachen hindurchgeht: ind. rudhirás, griech. erythrós, lat. ruber, deutsch *rot*, gehen die Benennungen für „weiss" auseinander: ind. rōcas = griech. leukós; ind. svētas = deutsch *weiss*. Besonders reich vertreten waren in der Ursprache die Verwandschaftsnamen, was auf ein vielgegliedertes Familienleben schliessen lässt. Aber auch die Anfänge der Staatenbildung zeigen sich bei dem Hirtenvolk, dem der Ackerbau sowie die Verarbeitung der Metalle zu Geräten und Waffen

Reichtum der indogerman. Grundsprache.

Kultur der Indogermanen.

nicht mehr unbekannt war. Die Kenntnis des Hausbaus und die Verwendung von Kleidern ist nachzuweisen, Fleisch- und Pflanzennahrung ist gleichmässig vertreten. Schon wurde das Jahr in Monate eingeteilt, und ein höchstes Wesen wohl als „Lichtgott" (No. 6 in der Liste) verehrt. Als sich unsere germanischen Urväter von dem indogerm. Stammvolk trennten, nahmen sie daher einen grossen Vorrat an sprachlichem Gut und eine nicht unbedeutende Kultur auf ihre Wanderung und in ihre neuen Wohnsitze mit.

§ 2.

Die urgermanische Sprache.

Nachdem sich die germanischen Stämme von dem indogermanischen Urvolk losgelöst hatten, bildeten sie noch lange Zeit eine sprachliche Einheit, die man als die **urgermanische** Periode zu bezeichnen pflegt. Diese Annahme rechtfertigt sich durch den Umstand, dass sämtliche germanischen Dialekte gemeinsame Aenderungen erlitten haben, die sie scharf von der indogermanischen Grundsprache und ihren indogermanischen Schwestersprachen unterscheiden. Die augenfälligste dieser Veränderungen ist die von dem berühmten Germanisten **Jakob Grimm** (geb. 1786 in Hanau, gest. 1863 zu Berlin), dem Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, sogenannte (erste) **Lautverschiebung.** Diese Erscheinung betrifft die indogermanischen Konsonanten und zwar: Lautverschiebung.

1. die tonlosen Verschlusslaute **p, t, k,**
2. die tönenden Verschlusslaute **b, d, g,**
3. die tönenden Hauchlaute **bh, dh, gh,**
4. die tonlosen Hauchlaute **ph, th, kh.**

1. Die tonlosen Verschlusslaute **p, t, k** werden zu tonlosen Reibelauten **f, th** (nach engl. Art auszusprechen[1]), **ch** (in **ach, doch**), später **h**. So entspricht griech.-lat. **pater** unser ***Vater*** (v = f), lat. **piscis** deutsch ***Fisch***; griech. **treis**, lat **tres** = engl. **three** „drei"; griech.-lat. **mater** = engl. **mother** „Mutter"; lat. **celare** = deutsch ***hehlen***; griech. **deka**, lat. **decem** = deutsch ***zehn***.

2. Die tönenden Verschlusslaute **b, d, g** werden zu tonlosen **p, t, k**: lat. **labor** „sinke" = engl. **sleep** „schlafe"; gr. **deka**, lat. **decem** = engl. **ten** „zehn"; lat. **sedeo** = engl. **sit** „sitzen"; gr. **agros**, lat. **ager** = deutsch ***Acker***; gr. **gonu** = deutsch ***Knie***.

3. Die tönenden Hauchlaute **bh, dh, gh** werden zu tönenden Reibelauten, sodann zu tönenden Verschlusslauten **b, d, g**: gr. **phēgos**, lat. **fāgus** = deutsch ***Buche***; lat. **nebula** = ***Nebel***; gr. **erythros**, ind. **rudhiras** = engl. **red** „rot"; lat. **veho** (für **vegho**) „fahre" = deutsch **be-*wegen***.

4. Die tonlosen Hauchlaute **ph, th, kh**, die nur noch im Indischen erhalten sind und deren Vorhandensein für die Ursprache nicht sicher erwiesen ist, werden in allen anderen indogerm. Sprachen wie die tonlosen Verschlusslaute (No. 1) behandelt: ind. **khōdas** = got. **halts** „lahm".

Wohl sind im Laufe der Zeit in allen indogerm. Sprachen die von der Ursprache überkommenen Konsonanten nicht unverändert erhalten geblieben, wie viele der vorstehenden Beispiele zeigen,

[1] Dem Hoch- und Niederdeutschen ist dieser Laut verloren gegangen, an seine Stelle tritt **d**; vergl. engl. **three** = **drei**; engl. **brother** = hochdeutsch *Bruder*, s. § 7.

doch keine von ihnen hat eine so durchgreifende und so gesetzmässige Wandelung des ursprünglichen Systems erlitten wie das Germanische. Welches mag wohl die Ursache dieser einschneidenden Veränderung gewesen sein? Eine Vermutung, die aber durch gleichartige Erscheinungen in verschiedenen Gegenden gestützt wird, ist folgende: Man nimmt an, dass das germ. Urvolk auf dem Zuge in seine späteren Wohnsitze eine Zeitlang in einem Hochgebirge (Karpaten?) ansässig gewesen sei, wo durch die verstärkte Atmungstätigkeit auch eine Verschärfung der Sprechvorgänge erfolgt sei. Dieselbe Ursache mag vielleicht auch die Zurückziehung des Akzents auf die Stammsilbe bewirkt haben.

Der urgermanische Konsonantismus umfasste zum Schlusse folgende Laute:

Stimmlose Verschlusslaute: **p, t, k**
Stimmlose Reibelaute: **th, ch, s**
Stimmhafte Reibelaute: **þ** (**b**), **đ** (**d**), **g** (**g**), **z**
Halbvokale: **w, j,** Liquida: **r, l,**
Nasale: **m, n.**

Vokalsystem.

Ausser dem Konsonantensystem erlitt das indogermanische Vokalsystem im Urgermanischen einige Veränderungen. So wird **ŏ** allgemein **zu a** : gr. lat. **octo** = deutsch ***acht;*** **oi** und **ou** demgemäss **zu ai** und **au** = neuhochdeutsch **ei, au** : altlat. **oinus**, später **ūnus** = got. **ains** „eins"; **ā** wird zu **o** : lat. **frāter** = engl. **brother**; **ei** wird **ī** : gr. **steicho** = ahd. **stîgan** (got. **steigan**, ei = ī) „steigen". Daher stellt sich das urgerm. Vokalsytem folgendermassen dar:

Kurze Vokale: a, e, i, u;
Lange Vokale: ā, ē, ī, ō, ū;
Diphthonge: ai, au, eu.

Urgerm. ē hatte einen doppelten Lautwert, es ist 1. offenes ǣ aus idg. ē z. B. got. sēths „Saat“: lat. sē-men. 2. geschl. ē in Fremdwörtern wie Grēks „Grieche“, auch sonst: hēr „hier“ u. a. Urgerm. ā ist neuentstanden aus an vor h durch Wegfall des Nasals: got. thāhta „dachte“ zu thagkjan.

Ablaut.

Das Germanische übernahm aus der Ursprache einen geregelten Wechsel der Vokale der Stammsilben, den J. Grimm „**Ablaut**“ nannte. Auch in Ableitungssilben trat er im Indogerm. häufig ein, wovon das Germ. freilich nur einzelne Spuren erhalten hat. Hier betrachten wir die einschlägigen Erscheinungen nur insoweit, als sie für die deutsche Sprache in Betracht kommen und erläutern sie an Beispielen aus der gotischen Sprache (§ 4).

I. Aus dem indogerm. Ablaut **e : o : ē : e** oder Schwund des Vokals (vgl. griech. dérkomai : dédorka : édrakon (ra = r) „schaue, schaute“) wurden durch lautgesetzlichen Wandel des **o** zu **a** und des vokalischen **n, m, l, r,** zu **un, um, ul, ur** (got. aúr geschrieben) folgende Ablautsreihen:

Ablautsreihen.

1. giban : gaf : gēbum : gibans (i für gemeingerm. e) „geben, gab, gaben, gegeben“,
2. niman : nam : nēmum : numans „nehmen“; baíran (aí = e) : bar : bērum : baúrans „tragen“,
3. bindan : band : bundum : bundans „binden“; waírpan : warp : waúrpum : waúrpans „werfen“.

II. Traten zu dem Wurzelvokal **e** die Vokale **i** oder **u** hinzu, so ergaben sich die indogerm. Reihen **ei : oi : i** und **eu : ou : u** [vgl. griech. peítho : pépoitha : épithon „gehorchen“ und eleú-

somai : elêloutha : êluthon „kommen"], denen im Germanischen folgende Reihen entsprechen:

1. ī (got. ei) : ai : i
   greipan : graip : gripum : gripans „greifen".
2. eu (got. iu) : au : u
   biudan : bauth : budum : budans „bieten".

III. Ferner gab es einen indogerm. Ablaut a : ā : ō (?), der im Germ. zu a : ō werden musste (vgl. gr. phamén : phámi : phōnḗ, zur Wurzel phā „sprechen"): got. faran : fōr : fōrum : farans „fahren".

Ablaut in Suffixen.

Auch in Ableitungssilben ist der Ablaut im Germ. noch nachweisbar; dem griech. phéromen : phérete entspricht got. baíram : baírith „wir tragen, ihr traget"; man vergleiche ferner die Deklination: sunus : sunaus (Nom. Pl.) : suniwē (Gen. Pl.) „Sohn, Söhne" oder anstim : anstais (Gen. Sing.) : ansteis (Nom. Pl.) „Gunst".

I-Umlaut.

Der indogerm. Vokalismus erlitt im Germ. weitere Veränderungen durch Angleichung der Vokale derselben oder benachbarter Silben. So wird indogerm. e zu i im Doppellaut ei = germ. i (got. ei geschrieben, s. oben und Ablautsreihe II, 1), aber auch vor Nasal mit folgendem Konsonant: lat. ventus *Wind*; ferner vor einem ursprünglichen Suffix i oder j; vgl. *Neffe* : *Nichte* = lat. nepos, neptis.

Brechung.

Anderseits werden i und u des Stammes durch ein a, e oder o der folgenden Ableitungssilbe zu e und o gebrochen (nach J. Grimms Benennung): idg. viros : lat. vir : deutsch *Wer-* (in *Wergeld*) „Mann"; gr. thygatḗr deutsch *Tochter*; altlat. jugom = deutsch *Joch*.

Akzentzurückziehung

Während in der indogerm. Grundsprache der Akzent völlig frei war und auf jede Stamm- wie Vor- und Endsilbe fallen konnte (s. die Liste S. 5), worin

die eigentliche Ursache des sog. Ablauts zu suchen ist, indem die unbetonte Silbe auch die schwächere Vokalstufe erhielt, ging das Germanische schon in früher Zeit zu dem System der Stammbetonung oder, was meist dasselbe besagen will, der Betonung der ersten Silbe über (abgesehen von verbalen Partikeln, § 10). Die Aenderung tritt aber erst nach dem Inkrafttreten der Lautverschiebung ein, wie der dänische Gelehrte **K. Verner** (1875) scharfsinnig nachgewiesen hat. Er zeigte, dass inlautende tonlose Verschlusslaute, die regelmässig zu tonlosen Reibelauten werden (s. oben S. 8), sich zu tönenden (Reibe- und dann) Verschlusslauten wandeln, wenn der indogerm. Akzent nicht die unmittelbar vorhergehende Silbe, sondern eine folgende oder vorangehende Silbe traf. So ergibt indogerm. bhrắt (r) regelmässig got. brōthar „Bruder", aber indogerm. patḗ(r) got. fadar „Vater"; indogerm. sep(t)ḿ, ind. saptá, griech. heptá deutsch *sieben*. Im gleichen Falle wurde indogerm. s zu tönendem z (franz. Ausprache) im Gotischen, dann zu r in den übrigen germ. Dialekten: ind. áyas, lat. aes got. aiz, althochd. êr „Erz". Auf den Wechsel zwischen Stamm- und Endbetonung im Indogerm. gehen zahlreiche Doppelformen desselben Stammes im Germanischen zurück, z. B. ich *war* gegenüber *gewesen*; der *Hof*, aber *hübsch* (eig. höfisch); das *Zeichen*, aber *zeigen*; engl. hare deutsch *Hase* u. s. w. (Siehe darüber auch § 8 unter „grammatischer Wechsel".)

Verners Gesetz.

Das Zurücktreten des Akzents auf die Stammsilbe, eine Erscheinung, die um Christi Geburt schon nachweisbar ist, hat für die germanischen Dialekte ihre Wirkungen in den folgenden Jahrhunderten geltend gemacht. Während im ältesten Germanisch, das uns

Auslauts-Gesetze.

in vereinzelten Runeninschriften, ferner in germ. Lehnwörtern des finnisch-lappischen Sprachstamms (s. weiter unten) entgegentritt, noch die vollen indogerm. Endungen erhalten sind (run. dagaR = got. dags „Tag", finn. kuningas = altnord. konungr „König") zeigt uns das Gotische aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts schon ihr Schwinden. Auslautende **m, n, d, t** sind aufgegeben, ebenso **a, e, o** in Endungen und **i, a** im Auslaut. Lange Vokale im Auslaut werden gekürzt, nur Nasalvokale behalten noch ihre Länge; unbetontes **e** wird zu **i**. Einige Beispiele mögen diese Gesetze erläutern: idg. népōt, lat. nepōs = ahd. nefo (t abgefallen) „Neffe"; idg. jugóm = got. juk (m und o verloren) „Joch"; griech. phérousi = got. bairand „sie tragen"; griech. phérō = got. baira „ich trage"; indogerm. bhéreti = got. bairiþ usw. Das Bestreben, nicht akzentuierte Silben zu schwächen und ihren Vokal ganz verlieren zu lassen, herrscht in den germ. Sprachen bis auf den heutigen Tag; das Englische hat die äussersten Folgen daraus gezogen, so dass es heute so gut wie keine Endungen mehr kennt.

Nachbarliche Beziehungen des Urgerm.

Schon in frühester Zeit also hatte das Germanische seine charakteristischen Züge erhalten, die es von den urverwandten Nachbarsprachen, dem Keltischen, Lateinischen und Slavischen so sehr unterschieden, dass die Römer trotz ihrer jahrhundertelangen Berührungen mit den Germanen keine Ahnung von der nahen Verwandschaft der beiderseitigen Sprachen hatten. Aber die Sprachen selbst waren deshalb nicht abgeschlossen; unablässig war ein Austausch von Worten und Kulturbegriffen zwischen ihnen im Gang, wobei das Lateinische und Keltische meist den gebenden, das Slavische den empfangenden Teil gegen-

über dem Germanischen darstellten. Wie gross der Einfluss des Lateinischen auf das Germanische war, lässt sich daraus erkennen, dass die Zahl der lat. Lehnwörter im Altgermanischen schon über 500 beträgt. Meist sind es Bezeichnungen für Kulturgegenstände, die den Germanen von den Römern gebracht wurden: Tiere wie *Esel* (asinus), *Maul*-tier (mulus); Obst und Gemüse: *Frucht* (fructus), *Kirsche* (ceresia), *Pfirsich* (persicum), *Spelz* (spelta), *Kohl* (caulis); Gewürze: *Senf* (sinapis), *Pfeffer* (piper); Koch- und Backkunst: *Küche* (coquina), *Butter* (butyrum), *Käse* (caseus), *Essig* (acetum); Steinbau: *Keller* (cellarium), *Mauer* (murus), *Söller* (solarium), *Fenster* (fenestra), *Ziegel* (tegula), *Strasse* (stratea), *Platz* (platea); Einrichtungsgegenstände: *Pfühl* (pulvinar), got. mes „Tisch" (mensa), *Korb* (corbis); Handelsausdrücke: *Kauf*-mann (caupo), *Pfund* (pondus), *Münze* (moneta), *Kiste* (cista), *Flasche* (flasca); Weinbau: *Wein* (vinum), *Most* (mustum), *Legel* (lagena). Niemand würde ferner heute in Wörtern wie: *Kaiser, Pfalz, Anker, Arzt* oder in *Pfeil, Pfütze, schreiben, dichten* und besonders in vielen kirchlichen Ausdrücken wie: *Feier, Segen, Pein, Plage, Priester, Münster, Orgel, Kreuz* und zahllosen andern fremdes Sprachgut suchen. Und doch sind sie mit der Sache zugleich teils früher, teils später übernommen worden. Auch das Keltische hat zum altgerm. Wortschatz beigesteuert: *Reich, Amt, Eid, Eisen, Ger, Pferd, Karren* stammen daher. Dem Griechischen hat das Germanische manche kirchlichen Ausdrücke direkt entlehnt, wie *Kirche, Pfaffe, Pfingsten* und *Samstag.*

Anderseits gab das Germanische unzählige Lehnworte an die slavischen Dialekte ab. *Pope* (Priester) ist das got. papa, -gorod „Stadt" in Now-*gorod* =

Neustadt stammt von got. gards (vgl. Star-*gard*), *chljeb* „Brot" = deutsch *Laib* (got. hlaifs) u. s. w. Ebenso standen die finnisch-lappischen Nachbarn im heutigen Finnland und Lappland jahrhundertelang unter dem Einfluss der germanischen Kultur. Bemerkenswert ist die Treue, mit der die germanischen Lehnworte in den finnisch-lappischen Sprachen bewahrt worden sind; besonders wichtig sind für die germanische Sprachforschung die Entlehnungen der vorhistorischen Stufe, die eine jeder schriftlichen Ueberlieferung vorausgehende Sprachgestaltung, sogar altertümlicher als das Gotische, zeigen. Die kurzen Endvokale (siehe S. 13) sind erhalten, der Umlaut ist noch unbekannt (vgl. weiter unten § 7), wenn auch manche Veränderung mit Rücksicht auf die eigenartigen Lautverhältnisse der finnisch-lappischen Sprachgruppe, die z. B. keine mehrfachen Konsonanten im Anlaut, keine tönenden Verschlusslaute kennt, vorgenommen worden ist. Einige Beispiele mögen das Gesagte veranschaulichen: kuningas = *König*, rikas = *Reich*, rengas = *Ring*, leipä = *Laib* (Brot), saipo = *Seife*, rauma = *Strom*, kernas = *gern*, patja = *Bett*, lammas = *Lamm* u. a. m.

Wie weit anderseits das Germanische von der Sprache der vorgeschichtlichen Urbewohner Mitteleuropas — Pfahlbauer der Steinzeit u. a. — beeinflusst worden ist, entzieht sich bis jetzt der sicheren Beurteilung. Wörter wie *Krug*, *Hanf*, *Silber* u. a. sollen nach der Ansicht mancher Forscher daher stammen.

§ 3.

Die germanische Runenschrift.

Der römische Schriftsteller Tacitus, dem wir die meisten Nachrichten über die Germanen aus dem ersten christlichen Jahrhundert verdanken, bezeugt uns, dass die germanischen Stämme geheimnisvolle Schriftzeichen besassen, die von den Priestern in die abgetrennten Zweige eines Fruchtbaumes eingeschnitten wurden. Diese Holzstücke wurden dann über ein weisses Gewand zerstreut und unter Gebeten drei davon aufgehoben, aus denen je nach den darauf befindlichen Zeichen geweissagt wurde. Doch dürfen wir bei diesen Schriftzeichen schwerlich an die sog. Runen denken, deren Entstehung wohl später anzusetzen ist. Ausdrücklich erwähnt diese erst ein lateinischer Schriftsteller des ausgehenden sechsten Jahrhunderts, Venantius Fortunatus, der in einem Gedichte einen Freund auffordert, ihm entweder lateinisch oder in einer anderen Sprache zu schreiben; er könne ja mit „barbarischen Runen" auf Holztafeln oder einem glatten Holzstabe schreiben.

Alter der Runenzeichen.

Aber unsere Zeugnisse für das Alter der Runen gehen noch in ältere Zeit zurück. Die frühesten Funde in gotischer Sprache (die Speerspitzen von Kowel und Müncheberg und der Bukarester Ring) sowie die ältesten nordischen Funde stammen aus archäologischen Gründen sicher aus dem Ende des vierten Jahrhunderts. Indes müssen die Goten die Runen noch früher gekannt haben, da Ulfilas (311—383, s. § 4) zwei Runenzeichen in sein neu erfundenes gotisches Alphabet aufgenommen hat, nämlich ᚢ = u und ᛟ = o, und ausserdem die

Namen für die Buchstaben des gotischen Alphabets mit den mehrfach überlieferten Namen für die entsprechenden Runenzeichen übereinstimmen.

Wenn also die Goten um 300 n. Chr. Geburt die Runen schon gekannt haben, so muss ihre Entstehung vor diesem Zeitpunkt in den ersten christlichen Jahrhunderten angesetzt werden.

Entstehungsgebiet der Runen.

Wo aber sind die Runen zum erstenmal gebraucht d. h. erfunden worden? Bei der fast vollständigen Uebereinstimmung der Runenzeichen auf gotischem, nordischem, angelsächsischem, deutschem und burgundischem Gebiet ist es ausgeschlossen, dass sie etwa an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstanden seien.

Alle germanischen Runeninschriften der ältesten Zeit sind auf vorgeschichtlichen Altsachen angebracht, die einem von der unteren Donau, von den Wohnsitzen der Goten, ausgehenden Kulturstrom angehören. Dieser Kulturstrom spaltet sich in eine ältere, nach Nordwesten gerichtete, und eine jüngere, dem Laufe der Donau folgende, südlichere Abzweigung. Es ist daher mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Runen bei den Goten, dem kulturell in jener Zeit weitaus am höchsten stehenden germanischen Stamm, als Erfindung eines Mannes entstanden und in den angegebenen Richtungen weiter gewandert sind. Ja, es sprechen sogar manche Gründe dafür, dass für die Wanderung der Runen vielleicht nur der nördliche Kulturstrom in Betracht kommt, und der vom Norden nach Mitteleuropa ausstrahlende Einfluss sie weiter nach Süden verbreitet hat.

Der Name „*Rune*".

Der Name „*Rune*" bedeutet ursprünglich „Geheimnis" und hängt mit dem Zeitwort „*raunen*" zu-

sammen. Es leuchtet ein, dass eine „geheime Rede“ durch geschriebene Zeichen den alten Germanen ebenso zauberhaft erscheinen musste, wie noch heute die Schriftzeichen manchen kulturell sehr niedrig stehenden Völkern. Haben doch die Runen bis heutigen Tages etwas Geheimnisvolles bewahrt, obwohl wir über ihre Lesung vollständig im Klaren sind, da wir nicht weniger als drei Denkmäler aus sehr alter Zeit (einen Brakteat, d. h. eine dünne, einseitig geprägte Goldscheibe aus Vadstena in Schweden, eine Spange aus Charnay in der Bourgogne und ein kleines Schwert oder Messer aus der Themse) mit vollständigen Runenalphabeten und ausserdem solche Alphabete in mehreren Handschriften aus jüngerer Zeit, die teils in England, teils auf dem Festland aufgefunden worden sind, besitzen.

Das Runen-Alphabet.

Das älteste Runenalphabet besass 24 Zeichen und wird nach den ersten 5 Runen als „Futhark“ bezeichnet. Es beginnt also:

ᚠ = F, ᚢ = U, ᚦ = Th (engl. Aussprache),
ᚨ = A, ᚱ = R, ᚲ = K, u. s. w.

Jede Rune hat ihren besonderen Namen: ᚠ heisst fehu „Vieh“, ᚱ heisst reid „Reise“, ᚺ heisst hagl „Hagel“ u. s. w.

Die Anordnung der Runen ist durchaus germanischen Ursprungs. Die Richtung der Schriftzüge war ursprünglich von links nach rechts, doch kommen später in nordischen Inschriften auch von rechts nach links zu lesende Zeilen und beide Richtungen sogar vermischt vor.

Schreibmaterial.

Das Material, auf das man die Runen einritzte, war Holz, Stein, Metall oder Horn. Vorzugsweise

verwendete man indes Stäbe oder Tafeln aus Buchenholz dazu, weshalb man die Ausdrücke „Buch" und „Buchstabe" mit dem Namen der „Buche" in Verbindung zu bringen pflegt. Mit Rücksicht auf das am meisten gebrauchte Schreibmaterial, das Holz, das zwar von oben nach unten oder auch schräg gerichtete Striche, aber keine der Holzfaser gleichlaufenden Striche oder runde Linien duldete, musste sich die Form der Runenzeichen ergeben.

Herkunft der Runen.

Nach einer heute allgemein gebilligten Annahme ist die Grundlage für das Runenalphabet in dem lateinischen Alphabet zu suchen, dessen runde Formen aber aus dem oben angegebenen Grunde fast durchweg beseitigt und zu eckigen Formen umgebildet wurden; ebenso mussten die wagrechten Striche wegfallen. Es wurde lat. F zu ᚠ, D zu ᚦ, A zu ᚨ, R zu ᚱ, C zu ᚲ, T zn ↑ usw.

Verbreitung der Runen.

Alle germanischen Stämme haben einst das Runenalphabet besessen; wir kennen Funde aus gotischem, nordischem, angelsächsischem, burgundischem und deutschem Sprachgebiet. . Doch nur im Norden, besonders im skandinavischen Gebiet, lebte die Runenschrift länger fort; auf allen übrigen Gebieten musste sie seit Beginn der eigentlichen literarischen Tätigkeit dem lateinischen Alphabet weichen.

Deshalb sind die Runenfunde auf deutschem Gebiet auch bis jetzt noch sehr dürftig, im ganzen kaum ein Dutzend Stücke umfassend. Von diesen sind dazu nur bei einem ganz kleinen Teil die Inschriften mit einiger Sicherheit zu deuten; die grössere Menge spottet jeder glaubhaften Entzifferung. Einer der besterhaltenen Funde befindet sich im Mainzer Museum, die sog. Freilaubersheimer

Eine Runen-Inschrift

Spange, gefunden bei dem gleichnamigen Dorfe in Rheinhessen. Die Runeninschrift ist auf der Rückseite der Spange (s. Abbildung auf Tafel II) angebracht, sehr flach eingeritzt und besonders in ihrem untern Teile stark abgegriffen, da hier die Nadel eingehakt wurde. Nach Prof. Hennings Lesung lautet sie folgendermassen:

ᛒᛟᛊᛟ:ᚹᚱᚨᛖᛏ ᚱᚢᚾᚨ
boso:wraet runa
ᚦᛁᚴ·ᛞᚨᛚᛁᚾᚨ:ᚷᛟᛞᛞ
th(i)k·dalina:godd[a]

In heutiges Deutsch übersetzt: „Boso ritzte die Runen; dich (d. h. die Spange?) schenkte (?) er der Dalina“ (wohl die Empfängerin).[1] Die Wörter sind z. T. durch Interpunktionszeichen (:) getrennt. Die Sprachform ist jedenfalls sehr altertümlich, aber vielleicht nicht hochdeutsch, was auf eine Wanderung der Spange mitsamt der schon angebrachten Inschrift schliessen liesse. Die Zeit der Abfassung mag wohl um 600 n. Chr. liegen; für diese Zeit sprechen auch die Form der Spange sowie andere Funde an derselben Stelle.

§ 4.

Die altgerm. Dialekte. — Die gotische Sprache.

Die altgermanischen Dialekte zerfielen in eine ost- und eine westgermanische Gruppe. Zur ersteren

[1] Durch ein Versehen des Zeichners ist der Querstrich der n-Rune ᚾ beidemal zu tief gesetzt.

rechnet man von den uns noch bekannten Sprachen das **Nordische** (heute Dänisch, Norwegisch und Schwedisch) und das **Gotische**; zur letzteren das **Hochdeutsche, Niederdeutsche, Friesische** und **Englische**; bei dieser Einteilung sehen wir also von den literarisch nicht mehr vertretenen germanischen Dialekten ab (vgl. § 1, S. 2). Charakteristische Züge für das Nordisch-Gotische sind die Erhaltung des Nominativ-s : got. dags, nord. dagr (r aus z) gegenüber althochd. tac, niederdeutsch dag. Gemeinsam ist ferner dem Ostgermanischen der Verlust der Verbalformen „bin" und „tun" und viele Einzelheiten der lautlichen Entwicklung. Aber entsprechend den Verhältnissen in der indogerm. Urzeit, wo näherer Zusammenhang zweier Sprachen Beziehungen einer derselben zu einer dritten keineswegs ausschloss, bestehen auch Berührungen zwischen dem Nordischen und Westgermanischen, wie die gemeinsame Entwicklung des urgerm. z zu r gegenüber got. s : hochd. mêr, nord. meirr = got. maiza „grösser"; ferner wird indogerm. got. ē im nord. und westgerm. zu ā : got. slēpan = nord. slāpa = deutsch *schlafen*, u. a. m. Doch ist nicht zu vergessen, dass uns keiner von allen germ. Dialekten in so früher Ueberlieferung wie das Gotische (aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts) vorliegt, und dass wir (abgesehen vom sog. Krimgotischen, s. S. 24) kaum eine Nachricht über die Weiterentwicklung desselben besitzen. Deshalb ist nicht ausgeschlossen, dass es sich im Laufe seiner Entwicklung auch dem Westgermanischen in manchem genähert hätte. Gerade aber die frühe literarische Ueberlieferung und die altertümliche Stufe des Gotischen machen es uns unentbehrlich zum Verständnis der übrigen germ.

Ostgerm. Besonderheiten.

Nord-westgerm. Beziehungen.

Gotisch.

Dialekte. Wenn daher das Gotische auch in keiner direkten Beziehung zur deutschen Sprache steht, so wollen wir es doch aus dem angeführten Grunde einer kurzen Betrachtung würdigen.

Die got. Schriftdenkmäler.

Bischof Ulfilas, ein Westgote, der von 311—383 n. Chr. lebte, übersetzte für die auf der Balkanhalbinsel ansässig gewordenen Goten die Bibel in die Volkssprache. Erhalten sind uns von dieser Uebersetzung durch spätere Abschriften vornehmlich Teile des neuen Testaments, hauptsächlich aus den Evangelien. Zur Niederschrift seiner Uebertragung schuf sich Ulfilas ein neues Alphabet, dessen Grundlage das griech. Alphabet bildete; er fügte ihm Zeichen aus dem lat. Alphabet und dem einheimischen Runenalphabet hinzu. Der gotische Vokalstand weist gegenüber dem Gemeingermanischen einige Umbildungen auf; so sind **e, o** und **eu** zu **i, u** und **iu** geworden; vgl. got. **giban, juk, thiudisk** mit deutsch ***geben, Joch, deutsch***. Nur vor **r** und **h** bleiben die alten **e** und **o** Laute in der Schreibung **ai** und **au** erhalten; vor r und h werden auch urgerm. **i** und **u** zu **ai** und **au** „gebrochen": **baíran** = ahd. **beran** „tragen", **saíhwan** = ahd. **sehan** „sehen", **haúrn** = ahd. **horn** „Horn", aber auch **saúhts** = ahd. **suht** „Krankheit". Im wesentlichen unverändert blieben die urgerm. Konsonanten, nur wurden tönende Laute am Wortende tonlos: **giban — gaf — gêbum = geben — gab — gaben**; got. **dags** = urgerm. **dagaz** „Tag" u. s. w. Das Gotische hat manche uralte Flexionsformen aus der indogerm. Zeit allein von allen germ. Dialekten bewahrt: das Zeitwort kennt noch Reste einer besondern Passivform und eine Perfektreduplikation: got. **haihalt** (ai = e) „hielt" zu **haltan** „halten" wie lat. **peperci**

Gotisches Alphabet.

Vokalismus des Gotischen.

Konsonantismus.

Altertümliche Reste.

„schonte“ zu parco. Auch die Deklination hat noch vollere Endungen als die älteste Stufe des Deutschen, das Althochdeutsche; man vergleiche mit den ahd. Formen in § 8: got. Sing. Nom. dags „Tag“, Gen. dagis, Dat. daga, Acc. dag; Plur. Nom. dagos, Gen. dagē, Dat. dagam, Acc. dagans. Der folgende Text möge den Lesern eine Probe der gotischen Sprache bieten; es ist der Anfang des Kap. 8 aus dem Matthäusevangelium: Got. Textprobe.

Dalath than atgaggandin imma af fairgunja, laistidedun afar imma iumjons managos. Iah sai manna thrutsfill habands durinnands invait ina qithands: frauja, jabai vileis, magt mik gahrainjan. Iah ufrakjands handu attaitok imma qithands: viljau, wairth hrains. Iah suns hrain warth thata thrutsfill is.

In wortgetreuer deutscher Uebersetzung: Zu Tal dann (dem) hinabgehenden ihm vom Berge, folgten nach ihm Mengen viele. Und sieh! (ein) Mann Aussatz habend hinzulaufend verehrte ihn sagend: Herr, wenn (du) willst, magst (du) mich reinigen Und aufhebend (die) Hand rührte (er) ihn (an) sagend: (Ich) will, werde rein. Und bald rein ward der Aussatz sein.

Auf der beigegebenen Tafel III sehen wir die verkleinerte Nachbildung einer Seite des sog. Codex argenteus, einer Prachthandschrift, auf Purpurpergament mit silberner, vereinzelt auch goldner Schrift in Italien um das Jahr 500 n. Chr. geschrieben. Sie ist die Hauptquelle für unsere Kenntnis des Gotischen und befindet sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Upsala in Schweden (seit 1669), vorher war sie im Kloster Werden und in Prag.

Die obigen Zeilen sowie der Text auf Tafel III werden genügen, um die Klangfülle des Gotischen

mit seinen vollen Endungsvokalen gegenüber den verblassten Nebensilben und vielfach umgestalteten Vokalen der Stammsilben in den heutigen germ. Sprachen hervortreten zu lassen. Es ist ein tragisches Geschick, dass sowohl Ost- wie Westgoten so früh vom Schauplatz der Geschichte verschwinden mussten, und dass auch aus der Zeit ihrer politischen Blüte (6.—7. Jahrhundert) infolge der alles Fremde erdrückenden, überlegenen römischen Sprache und Kultur kein nennenswertes Denkmal ihrer Sprache erhalten blieb. Nur dürftige Spuren, Eigennamen in Urkunden und einige Worte aus der Sprache der bis ins 16. Jahrhundert noch nachzuweisenden Gotenreste (oder eher Herulerreste?) auf der Halbinsel Krim (Südrussland), geben uns Kunde von dem Weiterleben der gotischen Sprache nach der Zeit des grossen Ulfilas.

Kapitel II.

Der althochdeutsche Zeitraum

(bis 1100 n. Chr.).

§ 5.

Vorliterarische Zeit und Ausdehnung des Althochdeutschen.

In der Entwicklung unserer Muttersprache nimmt man herkömmlicherweise drei Perioden an:

1. **Althochdeutsch**, vom Beginn der Ueberlieferung bis 1100 n. Chr. ungefähr;
2. **Mittelhochdeutsch**, von 1100 bis zum Auftreten Luthers (1517), dessen Bibelübersetzung den Beginn des
3. **Neuhochdeutschen**[1] bezeichnet.

Diese Einteilung hat sich als die praktischste erwiesen, und so folgen wir ihr gleichfalls. Wir beginnen daher mit der Betrachtung des althochdeutschen Zeitraums.

Es wurde schon früher erwähnt, dass das Althochdeutsche mit den übrigen westgermanischen Dialekten gemeinsame Züge der Entwicklung aufweist, die wohl meist als gleichgeartete Nachwirkungen

[1] Hochdeutsch steht hier im Gegensatz zu Niederdeutsch (s. weiter unten u. § 7).

der schon im Urgermanischen vorhandenen Keime aufzufassen sind. Es werden:

Westgerm. Vokalsystem.

1. die auslautenden langen Vokale gekürzt,
2. alle kurzen Vokale werden
   a) nach langer Stammsilbe im Auslaut abgeworfen,
   b) in drei- und mehrsilbigen Wörtern auch nach kurzer Stammsilbe,
3. auslautende Doppelvokale werden gekürzt,
4. in Mittelsilben tritt nach vorhergehender Länge Vokalschwund ein.

Einige Beispiele hierfür:

1. got. tuggō = ahd. zunga „Zunge“,

2a. got. handus = ahd. hant, urnord. gastiR ahd. gast „Gast“, aber wini (kurze Stammsilbe) „Freund“ neben

b. Friduwin (i fällt im Auslaut mehrsilbiger Wörter auch nach kurzer Stammsilbe) Eigenname,

3. got. ahtau = ahd. ahto „acht“,

4. got. hausida = ahd. hôrta (lange Stammsilbe) „hörte“, aber got. nasida = ahd. nerita (kurze Stammsilbe) „rettete“.

So erhält das westgermanische Vokalsystem ein ganz anderes Aussehen als das gotische; es erscheint diesem gegenüber weit zerfallener, weniger klangvoll, aber dafür mannigfaltiger. Auch im Konsonantenbestand tritt manche Veränderung ein; es schwindet das auslautende urgerm. z; die Halbvokale und Liquiden üben eine dehnende Wirkung auf vorangehende Konsonanten, d. h. verdoppeln sie; es tritt daher

Westgerm. Konsonanten.

dem Gotischen gegenüber eine gewisse Härte des konsonantischen Gerippes der Wörter zutage durch zahlreiche Doppelkonsonanten: pp, tt, kk, bb, dd, gg; engl. copper aus lat. cuprum „Kupfer", ahd. bittar = got. bitrs „bitter", ahd. huggen = got. hugjan „denken", hella = got. halja „Hölle", ahd. accar = got. akrs „Acker", ackus got. áqizi „Axt" (q = kw), recken = got. rakjan „rechnen". So entstanden Doppelformen aus demselben Wortstamm, die bis ins Nhd. fortdauern: *Hag—Hecke, Knabe—Knappe, wachen—wecken* (got. – wakjan), *schaffen—schöpfen* u. v. a.

Diese ganze Entwicklung fällt noch vor den Beginn der Völkerwanderung, durch die das germanische Idiom eine, freilich nur kurzlebige, weite Verbreitung erhält: in Nord- und Südfrankreich, in Spanien und Italien, in England ertönen jahrhundertelang neben den einheimischen romanischen und keltischen Sprachen germanische Laute. Da aber spätestens um 800 ungefähr diese vorgeschobenen Posten der deutschen Sprache in Süd- und Westeuropa verschwunden sind, so ist die letztere daselbst unmittelbare Nachbarin des Romanischen geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. In der weitesten Auffassung (Niederländisch und Vlämisch einbegriffen) umfasste das Deutsche damals ein Gebiet, dessen Grenzen etwa durch die heutigen Orte Dünkirchen, Brüssel, Malmedy, Metz, weiter durch die Vogesen, den Jura und die Alpen bezeichnet wurden. Im Osten bildete die Elbe, die Saale, der Böhmerwald und die Enns die Grenze; jenseits hatten Slaven die von den Germanen verlassenen Gebiete besetzt und sich vielfach noch westlich der Elbe eingedrängt. Im Norden endlich lag die Grenze zwischen Deutsch und Dänisch an der Eider.

Grenzen der deutschen Sprache.

Hoch- und Niederdeutsch.

Aber nicht dieses ganze Gebiet fällt in den Kreis unserer Betrachtungen. Die Niederfranken, d. h. die Holländer und neuerdings auch die Vlämen, haben bekanntlich ihre deutsche Mundart zur selbständigen Literatursprache entwickelt, die somit aus einer Geschichte der deutschen Sprache ausscheidet. Ohne wesentlichen Einfluss auf deren Entwicklung sind ferner die niederdeutschen Mundarten, das Friesische und Sächsische, geblieben, die daher auch nicht in den Rahmen dieses Werkes fallen.

Die Grenze zwischen dem Nieder- und Hochdeutschen läuft heute etwa auf einer Linie, die westlich von Aachen beginnt, dann ungefähr über Düsseldorf, Siegen, Kassel, Nordhausen, Dessau, Wittenberg, Buckau, Frankfurt a. d. O. zur polnischen Sprachgrenze mit Einbuchtungen nach Süden und Norden verläuft. In alter Zeit ging das Niederdeutsche weiter nach Süden, indes lassen sich die früheren Grenzen nicht überall mit Sicherheit feststellen. Deshalb sind hier die jetzigen angegeben.

Da das Niederdeutsche, wie gesagt, für die Entwicklung der heutigen deutschen Sprache, abgesehen von einigen Wortentlehnungen, ohne Bedeutung ist, so hat sich unser Augenmerk also vornehmlich auf **die** Mundarten zu richten, die als **hochdeutsche** bezeichnet werden.

Hochdeutsche Mundarten.

Denn auch innerhalb der angegebenen Grenzen, den Vogesen im Osten, dem Böhmerwald im Westen und den Alpen im Süden, bildete das Hochdeutsche schon in frühester Zeit keinen einheitlichen Sprachstamm, sondern zerfiel in verschiedene Mundarten. Es sind dies:

Oberdeutsch.

1. Die **alemannische** Mundart zu beiden Seiten des Oberrheins und in der Schweiz; die nörd-

liche Grenze bildet der Hagenauer Forst und die Murg; dann geht die Grenze nördl. von Stuttgart durch Württemberg und Mittelfranken zur Altmühl und zum Lech.

2. Oestlich davon sitzen von den Alpen bis über die Donau im Norden die **Baiern**;

Diese beiden Mundarten werden als **oberdeutsche** bezeichnet.

3. Nördlich von den Alemannen wohnen die **Südfranken** bis zur elsässischen Grenze und über den Neckar zum Main.
4. Oestlich von diesen die **Ostfranken**, im Maingebiet; ihre nördliche Grenze geht vom Spessart über den Thüringer Wald zum Erzgebirge.

Diese zwei Mundarten bilden den Uebergang vom Oberdeutschen zu dem von der mhd. Zeit an sog. Mitteldeutschen; mit dem Oberdeutschen haben sie charakteristische Merkmale gemeinsam, wie die Verschiebung von anlautenden **p** und **pp** zu **pf** (lat. pondus wird zu *Pfund*) und die Verkleinerungssilbe **lein** (mundartl. le).

Anlautendes **p** und **pp** bleiben **p** bezw. **pp** und die Verkleinerungssilbe ist **chen** bei

Mitteldeutsch.

5. Den **Rheinfranken**, am Mittelrhein (Bayrische Pfalz, Grossherzogtum Hessen, Hessen-Nassau, Teil der Rheinprovinz), begrenzt von der Lahn, dem Hunsrück, der Nahe und der Saar und
6. den **Mittelfranken**, nördlich davon bis zur Grenze des hochdeutschen Sprachgebiets. Das Kennzeichen des mittelfränkischen Dialekts sind Pronominalformen wie dat, wat, allet u. s. w.

Diese beiden Gruppen bezeichnet man später als die **westlichen mitteldeutschen** Mundarten; die **östlichen** sind in ahd. Zeit noch nicht vorhanden oder noch nicht literarisch bezeugt. Es sind dies:

7. das **Schlesische** und
8. das **Obersächsische** und **Thüringische**, die anlautendes **p** zu **f** verschieben.

Näheres über die heutigen deutschen Mundarten siehe in § 28.

Ausdehnung des Hochdeutschen.

Da die beiden letzten Gruppen für die älteste Zeit noch nicht in Betracht kommen (s. § 12), so war die räumliche Ausdehnung des Althochdeutschen geringer als die des späteren Hochdeutsch. Zwar hat dieses Gebiet im Westen und Süden durch das Vordringen der romanischen Sprachen im Laufe der Geschichte kleine Einbussen erlitten, dafür aber hat sich das Hochdeutsche seit dem 8. Jahrhundert ununterbrochen nach Osten und Norden ausgedehnt zum Teil auf Kosten des Niederdeutschen, das in beständigem Zurückweichen begriffen ist; manche Orte zwischen Weser und Saale, die in mittelhochdeutscher Zeit noch in niederdeutsches Gebiet fielen, wenden sich durch den überwiegenden Einfluss der hochdeutschen Schriftsprache zu Anfang der neuhochdeutschen Zeit vom Niederdeutschen ab. Im Osten wurden weite, von den Slaven besetzte Gebiete seit Karls des Grossen Zeit zurückerobert, ebenso das von den Avaren eingenommene Land östlich der Enns, das von Baiern besiedelt wurde, die alte Ostmark, das heutige Oesterreich. Fränkische Ansiedler dringen nach Böhmen ein; sächsische überschreiten die Elbe, verstärkt durch mitteldeutsche Auswanderer. Auch im Norden drang

die deutsche Sprache über die Eider hinaus vor, infolge der Siege Karls des Grossen über die Dänen.

Zeitliche Begrenzung des Althochdeutschen.

Die Ansiedlertätigkeit im Osten fällt grösstenteils ausserhalb der Zeit, die wir zunächst zu betrachten vorhaben, der althochdeutschen Periode unserer Sprachgeschichte. Diese Periode beginnt mit dem ersten Auftauchen literarischer Denkmäler im 8. Jahrhundert und reicht bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. In dieser Zeit tritt uns auch zum erstenmal das Wort **„deutsch“** als Benennung unserer Muttersprache entgegen und zwar zuerst in lat. Quellen als theotiscus = althochd. diutisc, abgeleitet von Diot „Volk“; „deutsch“ bedeutet ursprünglich also „Volkssprache“ im Gegensatz zum gelehrten Latein.

Das Wort „Deutsch“.

§ 6.

Sprachquellen der althochdeutschen Zeit.

Woher kennen wir die erwähnten Dialekte des Althochdeutschen? wird sich mancher Leser fragen. Die Antwort lautet: Es stehen uns mehrere Quellen, ausschliesslich Handschriften, zur Verfügung. Zunächst die Ueberreste poetischer und prosaischer Werke; ferner die sog. Glossarien, d. h. Wörter- und Sätzesammlungen, die zum Gebrauch bei der Erlernung einer fremden, meist der lat. Sprache bestimmt waren und das betr. lat. Wort in ahd. Uebersetzung wiedergeben, oft in der Form sog. Interlinearversionen, d. h. unter oder über einer Zeile in lat. Sprache steht die Uebersetzung in ahd. Sprache; endlich die Eigennamen in lat. Schriftwerken, Urkunden, Gesetzessammlungen u. s. w.

Heldenlieder.

Geben wir zunächst eine kurze Uebersicht über die leider nur dürftigen Ueberreste der althochdeutschen Dichtung. Nach den Zeugnissen römischer und kirchlicher Schriftsteller stand sie einst in hoher Blüte; alte Ueberlieferungen und junge Geschehnisse wurden gleichmässig im Gesang verherrlicht. Die Taten des Arminius, des Befreiers der Deutschen vom Römerjoch, wurden Jahrzehnte nach seinem Tode noch in Heldenliedern besungen; an dem Hofe des Hunnenkönigs Attila (Etzel) hallte gotischer Heldensang wider; zahlreich waren die Gesellschafts- und Liebeslieder, die zur Unterhaltung der Gäste beim Mahle gesungen wurden. Aber frühzeitig musste der germanische heidnische Sang dem Bekehrungseifer und der Verfolgung der Geistlichkeit zum Opfer fallen. Weltliche Lieder zu singen, wurde verpönt und mit Strafen belegt; nur kirchliche Gesänge sollten auch im Munde des Volkes ertönen. Schwerlich wird es je gelungen sein, den Volksgesang zu unterdrücken; er lebte trotz aller Kirchenstrafen fort, aber eines haben die Verbote doch erreicht: da die Mönche in jener Zeit die einzigen des Schreibens Kundigen sind, so ist uns nichts von dem alten Heldensang überliefert worden. Schon Karl der Grosse sah das Törichte und Volksfeindliche eines solchen Unterdrückungseifers ein und liess eine Sammlung der noch vorhandenen Heldenlieder veranstalten; es ist unbekannt, wann sie zu Grunde ging; vermutlich vernichtete unter Karls Nachfolgern kirchlicher Uebereifer die vorhandenen Abschriften. Durch Zufall ist uns aus der Zeit um 800 ein kleiner Rest altdeutschen Heldengesangs erhalten geblieben: ein oberdeutscher Mönch schrieb, wohl in Fulda, aus der Erinnerung (nach Vorlage?)

Hildebrandslied.

ein ursprünglich niederdeutsches Original auf die leeren Seiten des Umschlags einer Handschrift theologischen Inhalts. Er mengt hochdeutsche Sprachformen in das nur bruchstückweise überlieferte Lied, das vom Zweikampf des in sein Heimatland zurückkehrenden Hildebrand mit seinem ihm unbekannten Sohn Hadubrand handelt, das sog. **Hildebrandslied.** (vgl. die Nachbildung des Anfangs der ersten Seite der Handschrift auf Tafel IV.) Ausser ihm sind nur noch einige Zaubersprüche volkstümlichen Ursprungs erhalten: die Merseburger Zaubersprüche und andere Beschwörungsformeln. Ein Geistlicher dagegen ist der Dichter des allerdings weltlichen Ludwigsliedes, einer Verherrlichung des Sieges Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) in rheinfränkischer Mundart. Originaldichtungen in deutscher Sprache, wenn auch geistlichen Inhalts und mit heidnischen Erinnerungen untermischt, sind das sog. Wessobrunner Gebet und Muspilli. Ersteres wurde in einer lat. Handschrift des 9. Jahrhunderts im bairischen Kloster Wessobrunn entdeckt und ist im bairischen Dialekt abgefasst; letzteres, aus etwas späterer Zeit stammend und ebenfalls in bairischer Mundart, erzählt die Schicksale der Seele nach dem Tode. Endlich ist noch der Strassburger Eid zu erwähnen, den Karl der Kahle am 14. Febr. 842 den Kriegern Ludwigs des Deutschen in rheinfränkischer Mundart leistete, erhalten in Nithards Fränkischer Geschichte. Hiermit sind die hauptsächlichsten Reste originaler althochdeutscher Dichtung erschöpft. Das umfangreichste Werk in althochdeutscher Sprache, Otfrieds Evangelienbuch, ist eine freie Bearbeitung der vier Evangelien, eine sog. Evangelienharmonie, in südfränkischer Mund-

Zaubersprüche.

Ludwigslied.

Wessobrunner Gebet.

Muspilli.

Strassburger Eid.

Otfried.

art. Entstanden im Kloster Weissenburg in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, ist es die erste deutsche Dichtung, die den Endreim anwendet an Stelle der altgermanischen Alliteration, des Gleichklangs der Anfangslaute (vergl. § 10). Einige kleinere Lieder geistlichen Inhalts, teilweise Uebersetzungen, führen uns zu den reichlichen Ueberresten geistlicher Uebersetzungstätigkeit, die in verschiedenen Klöstern blühte, hinüber. In alemannischer Mundart sind die Uebersetzungen, die im St. Galler Kloster entstanden, abgefasst; es sind ein Vaterunser, ein Credo, die Benediktinerregel und

Notker. endlich Notkers Schriften (ungefähr 1000 n. Chr.): Uebersetzungen der Psalmen, philosophischer Werke und solcher über Redekunst und Musik. Die sog.

Murbacher Hymnen. Murbacher Hymnen aus dem Kloster Reichenau weisen ebenfalls alemannischen Dialekt auf. Auch aus bairischem Gebiet sind uns verschiedene kleinere Uebersetzungen erhalten. Grössere Werke in rheinfränkischer Mundart sind die in Bruchstücken

Isidorübersetzung. erhaltene Uebersetzung eines Briefes des spanischen Bischofs Isidor über die Geburt des Heilands, eine Uebersetzung des Matthäusevangeliums und anderes. In Ostfranken, im Kloster Fulda, sind eine

Tatian. Uebertragung von Tatians Evangelienharmonie und einige kleinere Stücke zu Hause. Nicht in unsern Kreis gehört das wichtige altniederdeutsche Denk-

Heliand. mal, der Heliand, eine mit germanischer Anschauungsweise durchsetzte poetische Schilderung des Lebens des Heilands. In die Grenze zwischen alt- und mittelhochdeutsch, in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, fällt ein lebhafter Aufschwung geistlicher Dichtung in deutscher Sprache, deren bedeutendstes Erzeugnis Willirams Psalmenüber-

setzung ist (s. § 13). Doch können wir diese Tätigkeit hier nicht näher verfolgen.

Wenn nun auch die Quellen althochdeutscher Sprache in den Handschriften nicht allzu spärlich sind, so wird doch dem Kenner des römisch-germanischen Altertums eines auffallen: der gänzliche Mangel an Inschriften in althochdeutscher Sprache. In der Tat existiert nur ein einziges Bruchstück einer althochdeutschen Inschrift, die in Bingen a. Rh. aufgefunden wurde und im Mainzer Museum aufbewahrt wird, ein Grabdenkmal, das ein gewisser Diederih sich und seinen Eltern setzen liess. Der erhaltene Teil der Inschrift lautet: Gehugi Diederihes Go . . . . . inde Drulinda son . . . . . „Gedenke Diederichs, (des) Go . . . . [Vater] und (der) Drulinda [Mutter] Sohn . . . .“ (Vgl. die Abbildung auf Tafel I.) Ahd. Inschrift.

Reichlich dagegen fliesst die an zweiter Stelle zu erwähnende Sprachquelle, die sog. Glossen. Sie liegen aus den verschiedensten Mundarten vor: alemannische, bairische, ostfränkische usw. Klöster steuern bei. Glossiert werden sowohl biblische Schriften wie kirchliche und profane Schriftsteller, unter den letzteren besonders Ovid und Vergil. Daneben finden wir sachlich geordnete Glossen, ganz in der Art unserer heutigen Gesprächsbüchlein, z. B. Wind- und Monatsnamen, Länder- und Städtenamen, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Waffen und Geräte, Vögel, Kräuter u. s. w. So wird übersetzt: lardus = spek, hordeum = gersta, avena = habiro „Hafer“, farina = melo „Mehl“, faba = bono, lentes = linsin „Linsen“, salsitia = wurst; camisia = hemidi „Hemd“, calcei = scuohi „Schuhe“, inaures = orringa; valvae = ture „Tür“, Glossen.

scuria = stadel „Scheuer“, palatium = phalinza „Pfalz“; spata = swert, thorax = prunna „Brünne“ u. dgl. m.

Interlinear-version.

Die bekannteste Interlinearversion ist die der Benediktinerregel aus dem Kloster St. Gallen in der Schweiz. Einige Zeilen daraus werden diese Art veranschaulichen:

Sciens scriptum: stultus verbis non corwizzanti[1] kescriban[2]: unfruatêr[3] wortun nist[4] koregitur et iterum: percute filium tuum virga rihtit[5]; indi afur[6]: slah chind dînaz kertu[7] et liberabis animam eius a morte. indi erlôsis sêla sîna fona tôde.

Eigen-namen.

Zuletzt ist noch der Förderung zu gedenken, die unsere Kenntnis der althochdeutschen Sprache, besonders in der vorliterarischen ältesten Zeit, aber auch noch später durch die bei lateinischen (und griechischen) Schriftstellern, in Urkunden und Gesetzessammlungen überlieferten Eigennamen erfährt. Für die althochdeutsche Sprache ist diese Quelle weniger von Belang, weil wir von ihr zahlreiche literarische Denkmäler besitzen, wohl aber kommt sie für die verschollenen germanischen Mundarten, wie Vandalisch, Ostgotisch, Burgundisch, Langobardisch u. s. w. in Betracht, für die uns die sprachlichen Quellen ganz fehlen. Für die althochdeutsche Zeit sind die Eigennamen von Personen, Ortschaften, Flurgewannen u. s. w. mehr von kulturgeschichtlichem Wert; sie können also hier nicht näher betrachtet werden.

[1] Wissend [2] geschrieben [3] dumm [4] ne ist ist nicht [5] gebessert [6] aber-mals [7] mit der Gerte

§ 7.

Der althochdeutsche Konsonanten- und Vokalbestand.

Wenn wir schon öfter von der Scheidung des deutschen Sprachgebiets in Hoch- und Niederdeutsch gesprochen und deren Grenze bestimmt haben, so haben wir nunmehr nach dem Grunde dieser Trennung zu forschen und ihre Ursachen klarzulegen. Als die deutschen Stämme nach den Unruhen der Völkerwanderung angefangen hatten, sich in ihren nunmehrigen Gebieten sesshaft zu machen, da geriet bald der urgermanische Konsonantenbestand in Oberdeutschland in Bewegung; die Bewegung griff auch nach Mitteldeutschland über, um nach der Grenze des Niederdeutschen hin allmählich abflachend zu verschwinden. Zum Unterschied aber von der ersten gemeingermanischen Lautverschiebung, die vor dem geschichtlichen Auftreten der Germanen anzusetzen ist, verläuft die zweite oder hochdeutsche Verschiebung in der Hauptsache vor unsern Augen; wir verfolgen sie in den, wenn auch dürftigen, aufeinander folgenden Sprachquellen, beginnend etwa um das Jahr 600. Vollendet ist sie im wesentlichen im 8. Jahrhundert, bevor die ersten literarischen Denkmäler auftauchen. Nicht bloss der Wortschatz des ererbten germanischen Sprachguts ist daher von der hochdeutschen Lautverschiebung betroffen worden, sondern auch die bedeutende Schicht der lateinischen Lehnwörter ältester Zeit. Das Westgermanische besass nach der ersten gemeingermanischen Lautverschiebung (s. § 2, S. 9) und einigen be-

Ahd. Lautverschiebung.

Westgerm. Konsonanten.

sonderen lautlichen Veränderungen (s. § 5, S. 26 f.) folgenden Konsonantenbestand:

I. Verschlusslaute:

1. tonlose **p, t, k**
2. tönende **b, d, g**

Die Verschlusslaute kommen auch verdoppelt vor: **pp, tt, kk, — bb, dd, gg.**

II. Reibelaute:

tonlose **f, th, (c)h, s**

III. Halbvokale: **w, j;**

IV. Liquida und Nasale: **r, l, m, n,** auch verdoppelt: **rr, ll, mm, nn.**

Tonlose Verschlusslaute.

Nur die unter I genannten Verschlusslaute werden von der zweiten Lautverschiebung betroffen[1], insbesondere die tonlosen, weniger die tönenden. Sogar je nach der Stellung dieser Konsonanten im Anfange, im Inlaut und im Auslaut eines Wortes geht die Verschiebung mehr oder weniger durchgreifend vor sich.

1. Im In- u. Auslaut.

1. Am konsequentesten ist sie durchgeführt, wo **p, t, k** im Inlaut nach Vokalen oder im Auslaut stehen; p, t, k werden zu tonlosen Doppelreibelauten ff, zz (gesprochen ähnlich wie ss), hh (ch) (gesprochen wie ch in *machen*, *doch*), die im Auslaut nur einfach geschrieben werden.

Beispiele:

engl. **open** = deutsch *offen*
„ **eat** = „ *essen*, ahd. ezzan
„ **make** = „ *machen*.

[1] Wir sehen von dem Reibelaut th ab, der auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet wie auch im Nordischen später erst zu d wurde.

2. Im Anlaut sowie im Inlaut nach Konsonanten werden p, t, k (pp, tt, kk) zu sog. Affrikaten (d. i. Verschlusslaut und Reibelaut) **pf, tz, ch** (zu sprechen ***kch***, s. o.), indes konsequent nur im Oberdeutschen; in den fränkischen Dialekten ist **p** nur teilweise, **k** gar nicht verschoben. Dieser Zustand spiegelt sich im heutigen Hochdeutsch wieder. 2. Im Anlaut.

Beispiele:

	engl. pound	=	deutsch	***Pfund***
dagegen:	„ help	=	„	*helfen*
	„ ten	=	„	*zehn*
	„ heart	=	„	*Herz*
	„ corn	=	„	***K****orn*, allem.-schweiz. ***Ch****orn*
	„ work	=	„	*Werk*.

Unverschoben bleiben die Verschlusslaute in den Verbindungen **sp, st, sk, ft** und **ht**; man vergl. engl. **st**one mit hochd. *Stein*, spin mit *spinnen*, scold mit *schelten* (sch aus älterem sk, vergl. § 14), craft mit *Kraft*. In dieser Verbindung waren die tonlosen Verschlusslaute des Indogermanischen auch im Urgermanischen erhalten geblieben. — Die Verbindung tr erhält sich ebenfalls: engl. true = deutsch *treu*.

Das Hochdeutsche hat durch die eben geschilderten Vorgänge den grössten Teil der alten tonlosen Verschlusslaute verloren, doch wird dieser Verlust teilweise gedeckt durch eine neue Verschiebung der tönenden Verschlusslaute b, d, g zu p, t, k. Freilich ist diese Verschiebung nur im Oberdeutschen ziemlich vollkommen, im Mitteldeutschen ist sie nicht durchgeführt worden, und daher ist unsere heutige Schriftsprache, mit Ausnahme der Verschiebung von d zu t, auf dem niederdeutsch-eng- Tönende Verschlusslaute.

lischen Lautstand stehen geblieben. So finden wir: engl. dag = *Tag*, broad = *breit*, ebenso middle = *Mittel*, auch under = *unter*. Germ. nd wurde im althochd. meist zu nt, kehrte aber bald zu nd zurück; engl. bind = ahd. bintan, aber nhd. *binden*; auch rd teilt zuweilen dies Schicksal, so dass sich Formen wie *Herde* und *Hirte* heute nebeneinander finden gegenüber got. haírda, haírdeis, ahd. herta, hirti. Auch im Anlaut bleibt zuweilen gemeingerm. d unverschoben, vgl. engl. damp „feucht" mit *Dampf*. Gemeingerm. b und g bleiben meist erhalten: engl. bid = *bitten*; God = *Gott*; nur inlautendes bb wird zu pp: engl. rib = *Rippe*, gelegentlich auch inlautendes gg zu kk: vgl. die Ortsnamen Brügge, Muggendorf mit hochd. *Brücke*, *Mücke* (ck = kk). Nachdem die zweite Lautverschiebung erfolgt ist, sind nunmehr folgende Laute im Althochdeutschen vorhanden:

I. Verschlusslaute: p, pp, b, bb, t, tt, d, k, ck (= kk), g, gg.
II. Reibelaute: f, ff, s, ss, z, zz, h, hh (ch).
III. Affrikaten: pf, kh (nur oberd.), z, zz.
IV. Sonore Konsonanten: w (uu), j, r, rr, l, ll, m, mm, n, nn.

Weitere Veränderungen des ahd. sind: germ. th wird im Laufe der ahd. Zeit zu d: got. thridja: ahd. dritto „dritte", got. thaúrnus = ahd. dorn; h schwindet vor l, n, r, w: got. hrains = ahd. rein, got. hlahjan = ahd. lahhen „lachen".

So bietet der althochdeutsche Konsonantismus gegenüber dem gemeingerm.-gotischen ein weit bunteres Bild, das durch den verschiedenen Lautstand der ober- und mitteldeutschen Mundarten noch ver-

wickelter wird. Als Beispiel und zur Veranschaulichung wollen wir das Vaterunser in ostfränkischer Mundart (Fulda) aus der Uebersetzung der Evangelienharmonie des Tatian hier mitteilen. Es lautet dort:

Ostfränk. Vaterunser.

Fater unser thu thar bist in himile, si giheilagot thin namo, queme (*komme*) thin rihhi, si thin uuillo, so her (*er*) in himile ist, so si her in erdu . unsar brot tagalihhaz gib uns hiutu, inti furlaz uns unsara sculdi, so uuir furlazemes unsaren sculdigon, inti ni gileitest unsih in costunga (Versuchung, Prüfung, vgl. *kosten* = prüfen), uzouh (sondern) arlosi unsih fon ubile.

Hiermit vergleiche man dasselbe Vaterunser in südalemannischer Sprachform aus St. Gallen, das folgendermassen lautet:

St. Galler Vaterunser.

Fater unsar thû pist in himile, uuîhi (*weihe*) namun dînan . qhueme rîhhi dîn . uuerde uuillo diin, sô in himile, sôsa in erdu . prooth unsar emezîch (beständig, = nhd. *emsig*) kip uns hiutu, oblâz uns sculdî unsaro, sô uuir oblâzem uns sculdîkêm . enti ni unsih firleiti in khorunka . ûzzer lôsi unsih fona ubile.

Es fallen uns die oberdeutschen Formen auf: pist, prooth, kip, sculdîkêm, khorunka (gegenüber mitteldeutschem bist, brot, gib, sculdigon, costunga), wobei wir die tönenden Verschlusslaute des Gemeingermanischen auch in der Schrift zu tonlosen Lauten, ebenso gemeingerm. anlautendes k (in khorunka) zu kh verschoben sehen (ch gespr. wie in „doch"; dieses anlautende ch für hochdeutsches k ist bis auf den heutigen Tag ein Kennzeichen der hochalemannischen und schweizerischen Mundarten). Zu gleicher Zeit aber sollen uns obige

Althochd. Vokalismus.

Stücke eine Probe des althochdeutschen Vokalismus geben, der dem gotischen gegenüber (vgl. § 4, S. 22) wohl weniger rein klingen mag, aber trotzdem, verglichen mit unserer heutigen Sprache, sich noch klangvoll genug darstellt. Freilich verliert er bald an Klangfülle. Denn wie vom Süden her ein Bestreben sich geltend macht, die Konsonanten zu verschärfen, beruhend auf stärkerer Atmungstätigkeit beim Sprechen, wobei das gebirgige Land vielleicht mitbestimmend ist, so kommt von der norddeutschen Ebene her, da wo die Wirkungen der Lautverschiebung sich verflüchtigen, die Neigung, Vokale benachbarter Silben anzugleichen, eine Erscheinung, die wir auch schon im Gemeingermanischen antreffen (vgl. § 2, S. 11). Es ist dies der sogenannte Umlaut. Er wird bewirkt durch den Vokal der folgenden Silbe, dem sich der Vokal der vorhergehenden Silbe angleicht. Am verbreitetsten und am frühsten aufgetreten ist der Umlaut im Angelsächsischen; auch das Nordische kennt ihn in weiter Ausdehnung. Auf festländischem Boden erscheinen die ersten Belege für den Umlaut im 9. Jahrhundert im niederdeutschen Gebiet, später treten sie in den hochdeutschen Mundarten hervor; konsequent bezeichnet wird er überhaupt erst in der mittelhochdeutschen Periode, obwohl er in der Hauptsache um 1150 seinen Abschluss erreicht hat. Auch beschränkt sich auf deutschem Gebiet der Umlaut auf den Einfluss, den ein i oder j auf den Vokal der vorhergehenden Silbe ausübt. Ihm verdanken wir das Nebeneinander von *Gast — Gäste* (ahd. gesti), *hoch — Höhe* (ahd. hôhî), wir *fuhren* (Ind. Imp.) — *führen* (Conj.), *Braut — Bräutigam* usw. Der älteste Umlaut des a wurde in ahd. und mhd.

Umlaut.

Zeit durch e bezeichnet; daher kommt es, dass wir noch heute Wörter wie *alt* — *Eltern*, *bass* (z. B. in *fürbass*) — *besser*, *Adel* — *edel* usw. nebeneinander finden. Man vergleiche auch ahd. ende = got. andeis, erbe = got. arbi, denken = got. thagkjan, bezziro = got. batiza; auch in Fremdwörtern: kelih aus lat. calix, ketina aus catēna. Gewisse Konsonantenverbindungen schränken die Wirkung des Umlauts ein: giwalt — giwaltig „Gewalt — gewaltig", daneben ahd. giweltig; maht — pl. mahti „Macht — Mächte", mahtic „mächtig" usw.

Nach dem Eintreten des Umlauts und sonstiger lautgesetzlichen Veränderungen ist der Vokalbestand des Althochdeutschen der folgende: Einfache Vokale: a, ą, e (als Umlaut von a), ę (als ë bezeichnet, offen, = indogerm. e), ē, i, į, o, ō, u, ū; Doppellaute: ei (für älteres ai), ie (aus geschlossenem e), iu (für älteres eo = germ. eu), ou (für älteres au), uo (für älteres ō). Beispiele: a in fater, ą in slâfan (schlafen), e in gesti (Gäste), ę in nęman (nehmen), ē in mêro (mehr), i in bist, ī in rîhhi (Reich), o in boto (Bote), o in hôh (hoch), u in sculdi (Schuld, ū in brût (Braut), ei in stein, ie in brief, iu in hiutu (heute), ou in houbit (Haupt).

Neue Vokale im Ahd.

Soweit diese Vokale und Diphthonge nicht den urgerm. Lauten entsprechen, wie ă, ę, ĭ, ī, ŏ, u, ū, ist folgendes über ihre Entstehung zu bemerken: a hat doppelten Ursprung 1. = urgerm. an in dâhta „dachte" zu denken (got. thankjan), 2. = urgerm. ą̂ in lâzen „lassen" = got. lētan, jâr = got. jērs. ę und o entstanden aus urgerm. ai vor h, r, w in mêro = got. maiza und au vor h, r, l und allen Dentalen: hôh = got. hauhs, rôt = got. rauths. Sonstige urgerm. ai und au werden

ei und ou: stein = got. stains, houbit = got. haubith. Urgerm. ē und ō werden diphthongiert: got. hēr = hier, got. mēs (aus lat. mensa, vulgärlat. mēsa) = mias, mies „Tisch"; ō wird uo: got. fōtus = fuoz, got. brōthar = bruoder. Urgerm. eu = got. iu wurde zu eo, io, vor a, e, o in der folgenden Silbe: biudan = beotan, biotan; sonst zu iu: got. diups = tiuf „tief".

Kurze Vokale.

Zu beachten ist, dass jeder Vokal seiner Quantität gemäss ausgesprochen wurde, ganz wie in den klassischen Sprachen; d. h. im Althochdeutschen ist kurzer Vokal vor einfachem Konsonant (in offener Silbe) auch wirklich kurz, nicht gedehnt wie im Neuhochdeutschen zu sprechen; also Făter (gespr. Vatter), nămo (gespr. Nammo), bŏto, fŏna, gĭb, ŭbile u. s. w.

Lange Vokale.

Lange Vokale werden in den ahd. Handschriften durch Doppelschreibung, gelegentlich auch durch einen Circumflex oder einen Akut bezeichnet (beide Arten finden wir im St. Galler Vaterunser vertreten: prooth = Brot, rîhhi = Reich). Lange und kurze Vokale finden wir sowohl in Stammsilben wie in Endungen, doch in letzteren ausser iu z. B. in beidiu, Nom. Sing. Fem. und Nom. Plur. Neutr. „beide" (s. u. § 8, S. 48) keine Diphthonge.

Vokale der Mittelsilben.

Die vorstehenden Angaben beziehen sich hauptsächlich auf Stammsilben; die Vokale der Mittelsilben sind nur dann gut erhalten, wenn sie lang oder durch mehrere Konsonanten gedeckt waren und daher einen Nebenakzent trugen: scrîbâri „Schreiber", salbôta „salbte", liubôro, liubôsto „lieber, liebste", kostunga „Versuchung", kuninginne „Königin". Sonst verfallen sie zu e oder gleichen sich den Vokalen der Endsilben an: ahd. menigi = got. managei „Menge". Neue Mittelvo-

kale entstehen aus silbenbildendem r, l, m, n: got. fugls = ahd. fogal „Vogel", got. akrs = ahd. ackar „Acker", got. taikns = ahd. zeihhan „Zeichen", und bei schwersprechbaren Konsonantenverbindungen lh, lr, lw, rw, sw, sm: brosma, später brosama „Brosame", forhta und forahta „Furcht", durh und duruh „durch". Die unbetonten Vokale der Vorsilben unterliegen gleichfalls der Schwächung: got. ga- wird ahd. gi-: got. ganisan = ahd. ginesan; got. us- (aus uz) wird ir-: got. uslaubjan = ahd. irlouben; got. and- wird int-: andhaitan = ahd. intheizen „verheissen", dagegen **Urlaub**, **Antwort**, wo die Vorsilbe den Hauptton trug (vgl. § 9). Vokale der Vorsilben.

§ 8.

Deklination und Konjugation im Althochdeutschen.

Wenn auch infolge des Verfalles der Endsilbenvokale (§ 5, S. 26) und mannigfacher, schon vorliterarischer Angleichungen die aus dem Indogermanischen überlieferten Deklinationsklassen im Althochdeutschen nur noch zum kleineren Teil lebendig, grösstenteils aber zerfallen erscheinen, so ist doch gegenüber unserer heutigen Sprache das Althochdeutsche vor etwa tausend Jahren noch als reich an Deklinationsformen zu bezeichnen. Erhalten waren aus der Urzeit die drei Geschlechter: Männlich, Weiblich und Sächlich; von den drei Numeri allerdings nur Einzahl und Mehrzahl, die Zweizahl (Dual) ist bis auf einen Rest[1] verschwunden; die 7 Fälle des Hauptworts, die wir noch im

[1] Nämlich unkêr „unsrer beider", bayr. *enk(er)*, das noch heute in der Mundart lebendig ist.

Indischen und Altslavischen antreffen, sind auf 4 bis 5 zusammengeschmolzen: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ und Reste eines Instrumentalis (Fall des Mittels oder Werkzeugs).

Deklinationsklassen.

Das Indogermanische besass vokalische und konsonantische Deklinationsklassen, je nachdem der Stamm des Wortes auf einen Vokal oder einen Konsonant ausging; von den letzteren ist im Germanischen wenig mehr erhalten, produktiv nur noch die Deklination der -n-Stämme, die Jak. Grimm als „schwache" bezeichnete, während er die vokalische Deklination die „starke" nannte. Auch diese hat in historischer Zeit noch mannigfache Einbusse erlitten: so verschwinden allmählich im Hochdeutschen die im Gotischen noch zahlreichen u-Stämme, z. B. sunus „Sohn"; sie haben sich der numerisch stärkeren i-Klasse angeschlossen. Ausser dem Wegfall von Deklinationsklassen erlitt die Deklination weitere Vereinfachung durch Angleichungen der verschiedenen Klassen aneinander und der Kasus innerhalb derselben Klasse.

Man unterscheidet daher im Althochdeutschen nur noch folgende Deklinationsklassen

A-Deklination.

I. 1. a-Stämme (mit ihren Erweiterungen ja- und wa-Stämme), Maskulina und Neutra umfassend;
2. o-Stämme (jō-Stämme), sowie
3. ı-Stämme, die abstrakten Feminina umfassend; diese 3 Gruppen bezeichnet man als die a-Deklination. Daneben ist

I-Deklination.

II. die i-Deklination noch lebendig, die allerdings nur Maskulina und Feminina umfasst.

Konson. Deklinat.

III. Die konsonantische Deklination der n-Stämme dagegen enthält alle drei Geschlechter. Von

den anderen konsonantischen Deklinationen sind nur vereinzelte Reste erhalten. Einige Paradigmen werden das Gesagte veranschaulichen.

Vokalische Deklination.

I, 1. a-Stamm:		I, 1. ja-Stamm:	
Sing. N.	tag „Tag“	Sing. N.	hirti „Hirt“
G.	tages	G.	hirtes
D.	tage	D.	hirt(i)e
A.	tag	A.	hirti
Instr.	tagu	Instr.	hirt i)u
Plur. N.	tagâ	Plur. N.	hirtâ
G.	tago	G.	hirt(i)o
D.	tagum	D.	hirtim
A.	tagâ	A.	hirtâ

Die Neutra, z. B. wort, werden ebenso flektiert, nur dass der Nom. Plur. keine Endung hat, also wort „die Worte, Wörter“. Daneben tritt vereinzelt ein Plural auf **ir** auf: lembir „Lämmer“, der später eine grosse Ausdehnung gewinnt. Diese Endung entstammt den konsonantischen Neutra auf **-es**, vergl. lat. genera aus *geneza, urdeutsch *lambiza, *lambira, *lambir.

I, 2. ō-Stamm:		II. i-Stamm:	
Sing. N.	geba „Gabe“	Sing. N.	gast „Gast“
G.	geba	G.	gastes
D.	gebu	D.	gastes
A.	geba	A.	gast
		Instr.	gast(i)u
Plur. N.	gebâ	Plur. N.	gesti
G.	gebôno	G.	gest(i)o
D.	gebôm	D.	gestim
A.	gebâ	A.	gesti

III. Konsonantische Deklination.

n-Stamm:

Sing. N.	hano „Hahn"	Plur. N.	hanon (-un)
G.	hanen (-in)	G.	hanôno
D.	hanen (-in)	D.	hanôm
A.	hanon (-un)	A.	hanon

Von sonstigen konsonantischen Stämmen sind noch die fünf Verwandtschaftsnamen fater, bruoder, muoter, tohter und swester erhalten. Die vier letzteren sind mit Ausnahme des Gen. Plur. auf -o und des Dat. Plur. auf -um endungslos. Fater dagegen ist schon im Gen. Dat. Sing. und Nom. Plur. in die a-Dekl. übergegangen. Auch friunt „Freund", fîant „Feind", man „Mann" weisen noch endungslose Formen im Nom. Plur. auf, ebenso das Femininum naht.

Adjektiv-Deklination.

Das Eigenschaftswort, das im Indogermanischen ganz wie das Hauptwort abgewandelt wurde, hat im Germanischen diese Art der Deklination behalten, jedoch wurde sie durch die Fürwortabwandlung stark beeinflusst, der einige Endungen entlehnt sind (diese entlehnten Endungen sind im Paradigma durch den Druck hervorgehoben):

	Masc.	Neutr.	Fem.
Sing. N.	guot(**êr**) [1]	guot(az)	guot(iu)
G.	guotes		guotera
D.	guotemo		guotero
A.	guotan	guot(az)	guota
Instr.	guotu, -o		
Plur. N.	guot(e)	guotiu	guot(o)
	guotero		guotero
	guotêm		guotêm
	guot(e)	guotiu	guoto

[1] Die eingeklammerten Endungen können fehlen, vgl. nhd. „Der Wein ist *gut*", neben „ein *guter* Wein".

Eine Neuschöpfung des Germanischen ist die sog. schwache Deklinatíon des Eigenschaftsworts nach dem Muster der konsonantischen n-Stämme der Hauptwörter:

Sing. Masc.	blinto	blinten	blinten	blinto
Neutr.	blinta			blinta
Fem.	blinta	blintûn	blintûn	blinta
Plur. Masc.	blinton	blintôno	blintôm	blinton
Neutr.	blintun			blintun
Fem.	blintûn			blintûn

Steigerung.

Die Steigerung geschieht mittels der Suffixe -ir, -ôr für den Komparativ, und -ist, -ôst für den Superlativ; also hôh — hôhiro — hôhisto „hoch, höher, höchst" oder salîg, salîgôro, salîgôsto „selig" u. s. w. Dekliniert werden diese Formen wie die schwachen Adjektive. (Unregelm. Steigerung, s. § 15.)

Adverbialbildung.

Die von Adjektiven gebildeten Adverbien gehen auf -o aus: scôni „schön", Adv scôno „schon"; festi „fest", Adv. fasto (ohne Umlaut) „fast"; ubil „übel", Adv. ubilo.

Zahlwörter.

Ausser *ein* kann im Ahd. auch *zwei* und *drei* dekliniert werden: zwêne, zwâ, zwei; drî, drîo, drîu, für die drei Geschlechter. Ebenso können die Zahlen von 4—12 flektiert werden und zwar nach der i-Dekl., wenn sie nach ihrem Substantiv stehen.

Die Zehner von 20 60 werden mit einem alten Substantiv -zug „Dekade" gebildet, daher 40 Wochen im Ahd. feorzug wehhôno (Gen. Pl.) heisst; die Zahlen von 70—100 sind in der ältesten Zeit mit -zo zusammengesetzt, also sibunzo 70, später tritt auch hier -zug ein, das sich endlich zu -zig, der heutigen Form umbildet. 100 heisst im Ahd. zehanzug, nur die mehrfachen Hunderter werden auch durch das

Substantiv „hunt“ = lat. centum gebildet: zwei hunt 200.

Ordnungszahlen.

Die Ordnungszahlen weisen im Ahd. eine doppelte Bildungsart auf (abgesehen von êristo oder furisto = engl. first, 1ter, ander 2ter), nämlich auf -to: dritto, zehanto oder auf -ôsto (Superlativendung) von 20 an: zwanzugôsto 20ster, zehanzugôsto 100ter.

Fürwörter.

Die persönlichen Fürwörter haben noch einen vom Dativ verschiedenen Acc. Plur., sie lauten:

1. Person: ih, mîn, mir, mih; wir, unsêr, uns, unsih;
2. Person: dû, dîn, dir, dih; ir, iuwer, iu, iuh;
3. Person: Sing. Masc. er, Gen. fehlt, imu, inan,
Fem. siu, ira, iru, sia,
Neutr. iz, is (es), imu, iz;
Plur. sie, sio, siu — iro — im — Acc. Nom.

Auch die besitzanzeigenden, hinweisenden, unbestimmten und fragenden Fürwörter weisen noch manche altertümliche Formen auf, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Zeitwörter.

Wie sich das Althochdeutsche bei der Deklination noch eine stattliche Anzahl charakteristischer Endungen aus der Urzeit erhalten hat, so ist auch die Konjugation bemerkenswert durch eine grosse Reihe selbständiger Verbalklassen mit mannigfachen Endungen. Das im Gotischen noch erhaltene Passivum ist zwar untergegangen, aber die Ablautsklassen, von denen oben (§ 2, S. 10f.) schon die Rede war, stellen sich uns im Althochdeutschen zum Teil sogar in ursprünglicherer Gestalt als im Gotischen dar. In althochdeutscher Zeit freilich zerfallen die anfangs noch vollen Endungen und am Schlusse

Endungen.

dieser Periode sind sie grösstenteils zu e verblasst. Zwei Beispiele werden dies erläutern:

Gegenwart		Vergangenheit
	älteste Form	
Sing.	nimu „ich nehme“	Sing. nam „ich nahm“
	nimis	nâmi
	nimit	nam
Plur.	nemamês	Plur. nâmum(ês)
	nemet	nâmut
	nemant	nâmun
Infinitif	neman	Mittelwort ginoman

Gegenwart		Vergangenheit
	Notkers Formen (ungef. 1000)	
Sing.	râto	Sing. riet
	râtest	riete
	râtet	riet
Plur.	râtên	Plur. rieten
	râtent	rietent
	râtent	rieten
Infinitif	râten	Mittelwort gerâten

Die Ablautsklassen stellen sich in folgender Gestalt dar (vgl. § 2, S. 10f.): Ablautsklassen.

I, 1. geban „geben“ : gab : gâbum : gigeban,
2. neman „nehmen“ : nam : nâmum : ginoman,
3. bintan „binden“ : bant : buntum : gibuntan,
werfan „werfen“ : warf : wurfum : giworfan;

II, 1. grîfan „greifen“ : greif : grifum : gigrifan,
2. liogan[1] „lügen“ : loug : lugum : gilogan,
beotan[1] „bieten“ : bôt[2] : butum : gibotan;

III. faran „fahren“ : fuor : fuorum : gifaran.

[1] Für eo, io steht später iu. [2] ou wird zu ô, s. § 7, S. 43.

Den wenigen reduplizierenden Zeitwörtern des Gotischen entsprechen im Althochdeutschen Zeitwörter mit dem Vokal ê, später ea, ia, ie im Präteritum.

IV. haltan „halten" : hielt : hieltum : gihaltan.

Der Stammvokal des Präsens ist verschieden; wir finden a, â, ou, ô, uo; die drei letzteren erhielten ursprünglich im Präteritum den Diphthong eo, io, zuletzt aber auch ie.

Schwache Zeitwörter.

Im übrigen ist die Reduplikation, die auch zur Bildung zahlreicher Präsensstämme im Indogermanischen diente, im Germanischen bis auf wenige erstarrte Ueberreste ausgestorben (wie ahd. bibêm „bebe" = altind. redupl. Präsens bibhēmi), ebenso wie die vielen andern Präsensbildungen der Ursprache. Nur eine ist im Germanischen lebendig geblieben, nämlich die Ableitung mittels der Endung -ja- vom Perfektstamm der starken Zeitwörter, z. B. got. satjan „setzen" von sitan, Perf. sat „sitzen". Diese sog. schwachen Zeitwörter bilden das Perfekt mit der Endung -ta und das Mittelwort auf -it. Das j (i) der Ableitungssilbe hat überall Umlaut bewirkt; nur im Präteritum der Stämme mit langem Wurzelvokal ist es durch Synkope früh ausgefallen; hier fehlt also auch der Umlaut. Man vergleiche:

Gegenwart:

Sing.	zellu „ich zähle"	Sing.	suochu „ich suche"
	zelis		suochis
	zelit		suochit
Plur.	zellemês	Plur.	suochemês
	zellet		suochet
	zellent		suochent

Vergangenheit:

Sing.	zelita (auch zalta) „ich zählte"	Sing.	suohta „ich suchte"
	zelitôs(t)		suohtôs(t)
	zelita		suohta
Plur.	zelitum	Plur.	suohtum
	zelitut		suohtut
	zelitun		suohtun

Mittelwort:

gizelit „gezählt" gisuochit „gesucht"

ō- und ē-Klasse.

Neben den sehr zahlreichen Zeitwörtern der ja-Klasse, gibt es noch zwei Klassen schwacher Verben, deren Bindevokal ē oder ō ist; auch deren Zahl ist im Althochdeutschen nicht unbedeutend. ē und ō bleiben in allen Stammformen bis in die spätalthochd. Zeit. Bemerkenswert ist bei diesen Verben, dass sie noch die alte indogerm. Endung der 1. Person Sing. Praes. -m (aus -mi) erhalten haben: salbôm „ich salbe", habêm „ich habe". Das ist sonst nur noch bei vier Zeitwörtern der Fall: bim „ich bin", tôm, tuam „ich tue", gâm „ich gehe", stâm „ich stehe", die im übrigen „unregelmässig", d. h. altertümlich abgewandelt werden. So vermischen sich bei „sein" 3 Stämme bi- *(bin)*, wes- *(war, gewesen)*, es- *(sein)*. *Tun* redupliziert noch im Präteritum: teta „tat", tâtum „taten"; *Gehen* und *stehen* haben auch längere Formen in der alten Sprache: gangan und stantan, von denen die Perfektformen giang „ging" und stuont „stand" gebildet sind.

Unregelm. Verben.

Präterito-präsentia.

Eine besondere Erwähnung verdient eine Gruppe Zeitwörter, von denen aus alter Zeit nur die Form der Vergangenheit erhalten ist, während die Gegenwart verloren ging und ihre Bedeutung an jene ab-

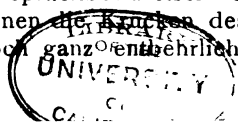
gab. Es sind weiz „ich weiss“, wizzum „wir wissen“; kan „ich kann“, kunnum „wir können“; darf, durfun; skal, „soll“ skulum; mag, mugun; muoz „ich muss“, muozun; gi-tar, -turrun, „ich wage“ und noch einige mehr, die im Neuhochdeutschen verloren sind. Sie bilden ein schwaches Präteritum als Neuschöpfung des Germanischen: wissa „ich wusste“, konda „ich konnte“, dorfta „ich durfte“, mohta „ich mochte“, muosa „ich musste“, gi-torsta „ich wagte“. Ein ursprünglicher Optativ (got. wiljau) war willa „ich will“, wellemês „wir wollen“; dazu das neugebildete Präteritum wolta „ich wollte“.

Grammatischer Wechsel.

Während sich bei der Deklination des Hauptworts von dem ursprünglichen Wechsel des indogermanischen Akzents zwischen Stammsilbe und Endung infolge nachträglicher Ausgleichung der dadurch bewirkten verschiedenen Gestaltung des Stammauslauts kaum Spuren erhalten haben, ist der irrtümlicherweise sog. grammatische Wechsel bei der Beugung des Zeitworts im Althochdeutschen noch lebendig. Hierin erweist es sich sogar als altertümlicher wie das Gotische, wo er fast gänzlich beseitigt ist. Es wechseln im Stammauslaut der Zeitwörter d mit t, f mit b, h mit g (w) und ng, s mit r. Die erstgenannten Konsonanten stehen in den ursprünglich stammbetonten Formen (Präsens und Singular des Präteritums), die letztgenannten in den ursprünglich endungsbetonten (im Plural des Präteritums und im Mittelwort der Vergangenheit). Beispiele: findu „ich finde“ : fand : funtum : funtan; heffen „heben“ : huobum „hoben“: ziuhu „ziehe“ : zôh : zugum : gizogan; kiusu „kiese, wähle“ : kôs „kor“ : kurum : gikoran (vgl. auch oben § 2, S. 12).

Auch bei den Verbalnomina (Partizipien und Infinitiv) macht sich die Nachwirkung des indogermanischen Akzents fühlbar. Das Mittelwort der Gegenwart, das im Indogermanischen konsonantischer -nt-Stamm ist, erscheint im Germanischen mit -nd- und tritt in die i-Deklination über: lat. sequens, St. sequent- „folgend" = got. saihwands, ahd. sehenti. Die indogerm. Mittelworte der Vergangenheit auf -to und -no finden im Germ. ihre Fortsetzung; jenes kommt den abgeleiteten Verben, dieses den starken Verben zu: lat. habitus : got. habaiths, gen. habaidis : ahd. gihabêt; ferner got. saihwans = ahd. gisehan. In ahd. Zeit ist die Vorsilbe gi- bei diesem Mittelwort schon ganz die Regel, während das Gotische sie noch nicht kennt. Von den zahlreichen Infinitivformen der Ursprache hat das Germ. nur eine bewahrt, und zwar gerade die seltenste auf -ono-, germ. -ana- : got. itan = ahd. ezzan. Mittelwort. Infinitiv.

Aber trotzdem das Germanische von dem fast übermässigen Reichtum der Urzeit an Flexionsformen nur wenige bewahrt und diese einem streng geordneten Systemzwang unterworfen hat, so sehen wir im Kindesalter unserer Sprache doch beim Hauptwort wie beim Zeitwort noch buntgefärbtes Leben aus alter Zeit hinübergerettet in das Licht der Geschichte. Freilich ist das Erhaltene gering genug im Verhältnis zur Mannigfaltigkeit der Formenbildung in der indogerm. Grundsprache, aber doch waren die Beugungsformen des Hauptworts wie des Zeitworts noch so charakteristisch und wurden als solche von dem Sprachbewusstsein des Volks empfunden, dass ihnen die Kasus des Geschlechts- und Fürworts noch ganz unentbehrlich sind. Indes



beginnt schon in spätalthochdeutscher Zeit, wie wir gesehen haben, der Verfall der Endungen des Zeitworts; die Endungen des Hauptworts halten sich etwas länger, um aber freilich dem allgemeinnen Schicksal aller unbetonten Silben, der Verkümmerung zu e oder gänzlichem Wegfall, endlich zu erliegen. Doch hiervon weiter zu sprechen, können wir uns für ein späteres Kapitel aufsparen, wenn wir die Beugungsformen der mittelhochdeutschen Zeit betrachten. (§ 11 und § 15.)

§ 9.

Althochdeutsche Wortbildung.

Wenn wir Wörter wie *reden, Redner, bereden, überreden, Ueberredung* miteinander vergleichen, so finden wir unschwer zwei verschiedenartige Bestandteile heraus: einen Bestandteil, der allen gemeinsam ist, *red,* der Stamm oder Wurzel genannt wird, und ausserdem die Ableitungssilben *-en, -ner, -ung* und die Vorsilben *be-, über-*. Mit solchen Ableitungs- und Vorsilben bildete schon das Indogermanische aus den Wurzeln die meisten Redeteile: Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Fürwörter, Zeitwörter und andere. Aber es wurden auch Wörter durch Nebeneinanderstellung zweier gleichartiger oder verschiedenartiger Bestandteile gebildet: *Singsang, Wirrwarr, Grossvater* finden schon in der Urzeit ihre Vorbilder.

Idg. o-, i-, u-Suffix.

Von den kurzvokalischen Suffixen, mit denen das Indogermanische Hauptwörter bildete, ist keines im Germanischen lebenskräftig geblieben und zwar infolge der Auslautsgesetze, die im Gotischen die Endungen a und i, im Althochdeutschen auch noch u unter-

drückt hatten. Deshalb können wir im ältesten Deutsch diese indogerm. Suffixe **a, i, u** nur noch an ihren Nachwirkungen, der verschiedenen Beugung der damit gebildeten Hauptwörter, erkennen. Got. wigs „Weg" (a-Stamm) zu gawigan „bewegen", deutsch *Schlaf* zu schlafen, *Schlag* (urspr. i-Stämme) zu schlagen, *Hand* (u-Stamm) erscheinen uns schon in ältester Zeit als endungslos. Besser hielten sich die langvokalischen Suffixe des Indogermanischen, z. B. das femininische **a** = urgerm. **o**, got. und ahd. **a**; got. giba, ahd. geba „Gabe" zu geben. Aber richtig lebenskräftig ist dieses Suffix innerhalb des Deutschen ebensowenig wie die alten **n-** und **j**-Stämme, die in der schwachen und i-Deklination fortleben. Die ahd. Nom. boto „Bote", hirti „Hirte" lassen kein **n-** oder **j**-Suffix mehr erkennen; **n** und **i** erscheinen uns lediglich als Deklinationsendungen. Dagegen haben sich andere konsonantische Suffixe, wenn auch nicht mehr produktiv, besser erhalten: **t** in Ableitungen wie *Geburt* von *gebären*, **l** in got. sitls, ahd. sezzal „Sessel" zu *sitzen* (got. sitan), **r** in got. akrs „Acker" zur Wurzel ag-(lat. agere) „treiben" (vgl. Trift), **m** in got. blōma, ahd. bluomo „Blume" zu *blühen*, **n** in got. ahd. barn „Kind" zu ge*bären*; **s** in ahd. flahs „Flachs" zu *flech*-ten; **k** in ahd. rîsach „Reisich" zu *Reis*, und noch andere. Neben diesen erstarrten Suffixen, die gewöhnlich nur aus einem Konsonanten bestehen, finden wir eine Anzahl aus diesen einfachen Endungen weitergebildeter Suffixe, die infolge ihrer grösseren Klangfülle und Deutlichkeit fruchtbar geblieben sind. So die Endung **-sl**, z. B. in *Achsel* neben *Achse* zur idg. Wurzel ag- „führen" (lat. agere); das Althoch-

Idg. ā-Suffix.

Idg. konson. Suffixe.

Produktive Suffixe.

Suffix -sal, -sel.

deutsche entwickelt durch sekundäre Vokalentfaltung daraus das Suffix **-sal**, verlängert **-isal** in dîhsala „Deichsel", âhtesal „Verfolgung". Bis ins Neuhochdeutsche hat die Neubildung mit dieser Endung fortgedauert: *Drangsal, Schicksal;* abgeschwächt ist **-sel**: *Rätsel, Häcksel* u. a. sind noch
Suffix -in. späte Bildungen. Aus dem uralten femininbildenden Suffix -ī in got. frijôndi „Freundin" zu frijônds „Freund" entwickelt sich eine neue Endung ahd. -in (und -inne), die bis heute lebenskräftig geblieben ist und ihren vollen Vokal erhalten hat. Aber während im Ahd. das i der Endung umlautend oder die Brechung hindernd gewirkt hat: birin zu bero „Bär", gutin zu got. „Gott", wülfinne zu wolf, ist später durch den Einfluss der männlichen Form diese Wirkung aufgehoben worden: *Bärin* zu *Bär, Wölfin* zu *Wolf, Göttin* zu *Gott* (die letzteren mit jüngerem Umlaut). Um männliche
Suffix -er. Hauptwörter zu bilden, dient das Suffix got. -areis, ahd. -ari, -eri, auch -âri, mhd. -aere, nhd. -er. Seinem Ursprung nach nicht völlig aufgeklärt, wahrscheinlich dem Lateinischen entlehnt, hat es eine weite Verbreitung gefunden und sich eine ungeschwächte Lebenskraft bewahrt: got. laisareis, ahd. lêrari, nhd. *Lehrer* zu *„lehren"* = got. laisjan ist ein uraltes Beispiel dafür; *Autler* von *auteln* (Automobil fahren) wohl die jüngste Bildung.

Schon in frühster, vorhistorischer Zeit tritt das innerhalb des Germanischen auf nicht ganz auf-
Suffix -nis. geklärte Weise entstandene Suffix -nis auf, um Abstrakte (d. h. sinnlich nicht wahrnehmbare Begriffe) zu bilden. Es lautet im Got. -inassus z. B. thiudinassus „Königreich", im ahd. -nissa und -nissî (-nessi), daneben -nussi (mhd. -nüsse). Sowohl

von Substantiven wie Adjektiven und Verben werden Hauptwörter auf **-nis** gebildet: ahd. gotnissi „Gottheit", finstarnissi „Finsternis", bihaltnissi „Vorhaltung". Wenige Wörter dieser Bildungsart haben sich vom Althochdeutschen bis auf unsere Zeit gehalten; fortwährend kamen neue hinzu und verschwanden alte; ihre Zahl indes ist im allgemeinen kleiner geworden. Das ist nicht der Fall bei den Endungen **-ing** und **-ung**, die wir nunmehr besprechen wollen. Auch diese Suffixe sind dem Germanischen eigentümlich und in sehr alter Zeit entstanden. Im Hochdeutschen dient **-ing** für männliche, **ung** für weibliche Hauptwörter; got. skilliggs (gg = ng) „Schilling", ahd. kuning „König" sind mit dem Suffix **-ing** gebildet, das in der Erweiterung -ling[1] grosse Verbreitung fand: *Jüngling* zu *jung*, und bis ins Neuhochdeutsche fruchtbar blieb: *Dichterling*, *Mischling*, *Sträfling* usw. Während aber die Maskulina fast durchaus sinnlich wahrnehmbare (konkrete) Gegenstände sind, erscheinen die Feminina auf -unga von Anfang an als abstrakte (sinnlich nicht wahrnehmbare) Begriffe: ahd. kostunga „Prüfung" zu „kosten", ladunga „Ladung" zu „laden". Im Neuhochdeutschen ist die Endung durchaus lebendig, besonders in der Form **-igung** an Zeitwörter auf **-igen**, und **-ierung** an solche auf **-ieren** angeschlossen: *Beerdigung*, *Regierung*. Gleichfalls vollständig lebenskräftig sind die uralten Verkleinerungsendungen **-lein** und **-chen** geblieben. Für -lein ist die ahd. Form: lîn: tohterlîn „Töchterlein" ohne Umlaut, wörtelîn „Wört-

Suffix -ing.

Suffix -ung.

Suffix -lein.

[1] Das ableitende -ing trat an einen Stamm auf -l: *Edeling* von *edel*.

lein“ mit Umlaut; daneben ist eine alte Nebenform auf -lî vorhanden, die im Neuhochdeutschen als **-el** (in ober- und mitteldeutschen Mundarten als -le) fortlebt: ahd. gi-buntilî „Bündel“, ahd. farhelî „Ferkel“, *Aermel* von *Arm.* Verbreiteter als -lein ist im Neuhochdeutschen, besonders in der Prosa, das Suffix **-chen**, das aber in altér Zeit in der Form **-ken** wesentlich dem Niederdeutschen zukommt; in der Form **-elchen** erscheinen beide Suffixe vereint auf mitteldeutschem Boden: *Büchelchen*, *Wägelchen* u. a.

Suffix -chen.

Ursprüngl. selbständige Wörter als Suffixe.

Neben den altüberkommenen, aber wenig lebensfähigen Suffixen und den jüngeren, grösstenteils noch heute fruchtbaren Bildungssilben des Germanischen tritt in geschichtlicher Zeit eine neue Art der Wortbildung auf, die von einer ursprünglichen Nebeneinanderstellung zweier Hauptwörter im Laufe der Zeit vollständig zur suffixalen Bildungsart herabgesunken ist. Es sind das die Hauptwörter auf **-heit, -schaft, -tum** (und die Eigenschaftswörter auf **-lich**, worüber weiter unten).

Suffix -heit.

In allen alten germanischen Dialekten ist das Wort got. haidus, ahd. mhd. heit „Art und Weise“ (ursprünglich „Glanz“) lebendig, während wir heute nur noch das aus derselben Wurzel abgeleitete Eigenschaftswort *heiter* kennen. Früh schon ist es in den westgermanischen Sprachen zur Bildung von Abstrakten verwendet worden, indem es entweder an Substantive trat wie *Gottheit* (eig. Gott-Beschaffenheit), *Kindheit*, *Torheit* u. s. w., viel häufiger aber zu Adjektiven wie *Freiheit* (= freie Beschaffenheit), *Schönheit*, besonders zu solchen auf -ag, -îg, wie ahd. êwig-heit, frumic-heit „Frömmigkeit“ u. s. w. Indem nun im mhd. das *h* der Endung schwand,

entstand ein neues Suffix **-keit** aus Wörtern der letztgenannten Art, das lange Zeit mit dem älteren Suffix **-heit** den Kampf um den „Platz an der Sonne" führte, aus dem es heute siegreich hervorgegangen dasteht; die Endung -keit ist viel häufiger als ihre ältere Schwester -heit: ausser in *Sicherheit* finden wir bei den Eigenschaftswörtern auf -er, -bar jetzt ausschliesslich das Suffix -keit: *Bitterkeit, Dankbarkeit*, ebenso bei denen auf -sam: *Langsamkeit*, auf -lich: *Ehrlichkeit*, auf -ig: *Dürftigkeit*. Suffix -keit.

Ein anderes Suffix, das gleichfalls aus ursprünglicher Nebeneinanderstellung zweier Substantive entsprang, ist ahd. -scaf, -scaft. Das Hauptwort ahd. scaf „Art", mhd. scaft „Geschöpf, Form" verbindet sich hauptsächlich mit Substantiven, selten mit Adjektiven zu neuen Zusammensetzungen. Man sollte nun glauben, dass die Suffixe -heit und -schaft oft zusammenstossen müssten; doch ist dies nicht der Fall. Während die Zusammensetzungen mit -heit mehr Wesen und Eigenschaft bezeichnen, gehen die auf -schaft mehr auf Tätigkeit, Zustand, woraus sich dann der kollektive Sinn, der Sammelbegriff entwickelt; aber Kreuzungen zwischen den Suffixgattungen sind nicht ausgeschlossen. Man vgl. *Mannheit* = Wesen des Mannes mit *Mannschaft* mhd = Mannespflicht, heute = Gesamtheit der Mannen; anderseits *Christenheit* (Gesamtheit der Christen) mit *Heidenschaft, Judenschaft*. Deutlich aber tritt der Ausdruck des Zustandes hervor in Wörtern wie *Feindschaft, Knechtschaft, Wanderschaft* u. s. w. Suffix -schaft.

Das letzte der noch lebenskräftigen Suffixe substantivischen Ursprungs ist ahd. -tuom, nhd. -tum. Die Herkunft ist durchsichtig: got. d ms „Urteil, Sinn", ahd. mhd. tuom „Sitte, Herrschaft"; die Suffix -tum.

Wurzel ist dieselbe wie in unserm Zeitwort *tun*. Die Zusammensetzungen mit -tum finden sich in allen germ. Sprachen, nur im Gotischen noch nicht; sie bezeichnen Stand oder Gewohnheit; auch in abstrakter Bedeutung finden wir sie sehr früh. Neubildungen erfolgen bis ins Neuhochdeutsche. Die Zusammensetzung *Rittertum* (Wesen der Ritter) vergleiche man mit *Ritterschaft* (Gesamtheit der Ritter); *Christentum* und *Christenheit* stehen sich ähnlich gegenüber. Noch andere zu Suffixen gewordene, ursprünglich selbständige Wörter wie **-tag** in wêtag „Leid", **-bald, -bold** (den zahlreichen Eigennamen mit diesem zweiten Bestandteil entlehnt) in mhd. *Trunkenbold*, nhd. *Saufbold*, *Witzbold* sind im Nhd. nur vereinzelt noch vertreten.

Adjektivbildung.

Die gleichen Ableitungsarten, die seit der indogermanischen Urzeit zur Bildung von Substantiven führten, haben auch die Adjektivschöpfung veranlasst. Man bildete Adjektive mit den Suffixen **-o** (germ. -a) **-i, -u, -jo** (germ. -ja). Die urgerm. a-Adjektive sind in historischer Zeit endungslos infolge der Auslautsgesetze; aus der grossen Zahl derartiger Adjektive führen wir einige an: got. qius, ahd. quec, nhd. keck, queck = alat. vivos; got. hveits, ahd. wîz, nhd. *weiss* = aind. sv tas; ferner *siech*, got. siuks „krank", *los*, got. laus, *taub*, got. daufs, *blind* u. s. w. Die i-, u-, ja-Adjektive haben im Althochdeutschen gleichmässig die Endung i: ahd. kuoni „kühn" (i-Stamm), durri (got. thaursus) „dürr" (u-Stamm), mitti (got. midjis, lat. medius) „mitten" (ja-Stamm).

Konsonantische erstarrte Suffixe.

Konsonantische Suffixe erhalten sich, ohne lebenskräftig zu sein: **-l** in ahd. fû-l „*faul*" zu lat. pu-teo „stinke", ahd. luzzil „klein" (nhd. *Lützel*-Koblenz),

ahd. nhd. *heil* u. s. w.; **-r** in *bitter, sauer*; **-m** in *arm, warm*; **-n** in *braun, eben*; **-t** in *alt, kalt, laut*; **-ht** in *töricht* u. a. m. Lebendig bleiben manche Suffixe, die aus einem Vokal und einem oder mehreren Konsonanten bestehen: ahd. **în** zur Bildung von stoffbezeichnenden Adjektiven, z. B. eichîn „eichen", kupfarîn „kupfern"; **-ag** und **-ig** in *listig*, ahd. bluotag „blutig", besonders beliebt in Zusammenbildungen, z. B. *zweijährig, dreitägig, gutwillig*; **-isch** in ahd. diutisc „deutsch", *heimisch, neidisch, fränkisch*. Lebendig gebliebene Suffixe.

Gleichwie bei den Hauptwörtern finden sich auch bei den Eigenschaftswörtern ursprünglich selbständige Wörter als zweite Bestandteile einer Zusammensetzung. Das häufigste dieser Suffixe ist **-lich**, ursprünglich ein Substantiv: got. leik, ahd. mhd. lîch „Leib", nhd. *Leich*-nam. In alter Sprache tritt -lich häufig an Hauptwörter, Eigenschaftswörter und Mittelwörter: ahd. brûtlîh „bräutlich" eig. nach Art einer Braut,[1] mhd. arbeitlîch „mühselig", ahd. armalîh „ärmlich", wesentlîh (wesent ist Part. Praes. zu sein, St. wes- in gewesen) „wesentlich", und zahlreiche andere. In späterer Zeit tritt -lich auch häufiger an Verbalstämme, wogegen die Bildungen mit Substantiven zurücktreten; nhd. *gedeihlich, sterblich, undenklich* usw. Ueberhaupt ist die Verwendung des Suffixes -lich schon im Ahd. eine so mannigfaltige, dass wir hier nicht auf alle Arten seines Gebrauchs eingehen können. Nur eine wollen wir noch erwähnen, die Bildung von Umstandswörtern mit -lich, ahd. -lîcho von Eigenschaftswörtern, eine Bildungsweise, die besonders im Mhd. (und Englischen, auf -ly, z. B. truly Suffix -lich. Adverbia auf -lich.

[1] Brautgestalt habend; vgl. nhd. Rotrock, Blaujacke u. s. w

von true „wahr") um sich greift, während das Nhd. diesen Gebrauch bis auf einzelne Reste wieder hat fallen lassen, vgl. *freilich, höchlich, klärlich, weislich* u. a. Sonst bildete das Ahd. Adverbien von Adjektiven auf -ō (s. § 8, S. 49): harto (ohne Umlaut) zu herti „hart", mhd. suoze zu süeze „süss". Heute ist auch dieser Unterschied ausgewischt; das Eigenschaftswort wird ohne Beugungsendung als Umstandswort gebraucht.

Adverbia auf -ō.

Neben dem Suffix -lich, das substantivischen Ursprungs ist, finden wir zur Bildung von Eigenschaftswörtern auch Endungen adjektivischen Ursprungs: *-sam, -bar,* und *-haft.* Ersteres ist ein Adjektivstamm, der in got. ahd. sama „selbe" steckt, und verbindet sich mit Substantiven, Adjektiven und Verben: ahd. arbeitsam (= der Arbeit entsprechend) „mühevoll", liubsam „angenehm" (Adjektivzusammensetzung), hôrsam „gehorsam" (Verbalzusammensetzung). *-bar* lautet im ahd. -bâri und erscheint als selbständiges Wort in unbâri „unfruchtbar" zur Wurzel ber- „tragen"; also bedeutet *dankbar* eig. „Danktragend", *offenbar* „sich offen tragend" usw. Das dritte Suffix *-haft* ist eigentlich ein Mittelwort der Vergangenheit und entspricht buchstäblich dem lat. captus = ahd. *haft* = gefesselt; die passive Bedeutung geht dann in Zusammensetzungen häufig in die aktive über. Also bedeutet *ernsthaft* eig. durch Ernst gebunden (passivisch), aber *sieghaft* den Sieg haltend (aktivisch). Alle drei letztgenannten Endungen sind bis ins Neuhochdeutsche lebenskräftig geblieben.

Suffix -sam. Suffix -bar. Suffix -haft.

Unter den Vorsilben, die zur Bildung zusammengesetzter Hauptwörter und Adjektive dienen, spielen schon im Althochdeutschen die Verhältniswörter

Zusammensetzungen mit Präfixen.

ab-, bei-, über-, wider-, vor-, nach-, durch-, in-, an-, sonder- dieselbe Rolle wie heute noch; auch bei Zeitwörtern treffen wir dieselben Präfixe.

Fremden Ursprungs ist die Vorsilbe erz- aus gr. lat. archi-, z. B. *Erzbischof* aus archi-episkopus. Unselbständige Partikeln sind ahd. **ga-**, später *ge-*, womit ursprünglich Kollektive d. h. Sammelbegriffe gebildet wurden, z. B. *Gebirge* (zu *Berg*) = Gruppe von Bergen, aber auch Adjektive wie *ge-recht* zu *recht*, und zahlreiche Verben wie *gebieten* zu *bieten* u. s. w. Ahd. ur- finden wir noch in *Urteil*, *Urlaub*, *Urkunde*, während beim Zeitwort diese Vorsilbe zu er- verblasste infolge der Tonlosigkeit: *erteilen*, *erlauben*, *erkunden*. Die Vorsilbe **un-** dient zur Verneinung: *Unlust* von *Lust*, *unlieb* von *lieb*, *unwissend* von *wissend*. Im Ahd. dienten zum gleichen Zwecke auch die Vorsilben **â-** und **ô-** z. B. âstiure „ohne Leitung" zu stiure „fest"; ômet „zweites Mähen" zu mât „Mahd" (nhd. Ohnmacht ist aus ô- macht unter Anlehnung an „ohne" umgedeutet). Meist nur bei Verben findet sich die Vorsilbe **zer-**, um Trennung auszudrücken, in *zer-rinnen* u. a. Ausschliesslich auf Zeitwörter beschränkt sind die Partikeln: **be-** ursprünglich bi-, verkürzt aus bî = nhd. *bei*, in ahd. bidecken „bedecken" und zahllosen anderen Beispielen. Die Vorsilbe **ent-** bezeichnet Trennung wie in *entlassen* zu *lassen*, *entsenden* zu *senden* usw. Die Partikel **ver-**, die verschiedenen Ursprungs sein kann (got. faúr-, faír- und fra-) vereinigt ganz entgegengesetzte Begriffe in ihrer Verwendung, man vergleiche *verdecken* (zudecken), *verjagen* (**weg**jagen), *verblühen* (authören zu blühen), *verschlafen* (übermässig schlafen), *verdienen* (Abschluss des Dienens) u. s. w. Die

Präfix erz-

Präfix ga-

Präfix ur-

Präfix un-

Partikeln â- und ô-.

Präfix zer-

Präfix be-

Präfix ent-

Präfix ver-

Vorsilben miss- und voll-

Zusammensetzungen endlich mit den aus alten Adjektiven entstandenen Vorsilben **miss-** und **voll-** wie *missachten*, *vollenden*, von denen die erstere die Bedeutung des Verfehlten, Verkehrten, die letztere des Erfüllens hat, führen uns hinüber zur letzten Gruppe von Zusammensetzungen, bei der zwei selbständige Wörter durch Aneinanderreihung ein neues Wort bilden, die ergiebigste Quelle der Wortschöpfung beim Hauptwort und Eigenschaftswort. Im Althochdeutschen pflegen Hauptwörter mit den lebendigen Suffixen -âri, -unga, -nissi nicht als erste Kompositionsglieder aufzutreten, ebensowenig Adjektive auf -ag, -îg; als zweite Glieder einer Zusammensetzung sind Ableitungen jeder Art verwendbar. Häufig wird das zweite Glied, wenn es Substantiv ist, schwach flektiert oder erhält ein -ja-Suffix : ahd. giburti-tago „Geburtstag" von tag, unwitiri „Unwetter" zu wetar. In der ältesten Eorm der Zusammensetzung treten beide Glieder einfach nebeneinander: *Stahlfeder*, *Grossvater*, *Brennholz* (Subst. · Subst., Adj. + Subst., Verb + Subst.). Bald aber wird die syntaktische Beziehung des ersten Gliedes zum zweiten zum Ausdruck gebracht, indem das erste Substantiv z. B. in den Genitiv tritt: ahd. sunnûntag „Sonntag" eig. Tag der Sonne; Frankonofurt „Frankfurt" eig. Furt der Franken, windisbrût „Windsbraut". In diesen eigentlichen Genitivverbindungen ist der Ursprung des s in der Kompositionsfuge zu suchen, das besonders im Neuhochdeutschen weit über sein eigentliches Gebiet hinausgreift. So steht neben der älteren Form *Amtmann* die jüngere *Amtsgericht*, neben *Blutrache — Blutsfreund* (Luther sagt noch *Blutfreund*) und zahllose andere. Sogar Feminina erhalten dies

Zusammengesetzte Nomina.

s in der Zusammensetzung durch Uebertragung: *Liebeslust, Zeitungsnachricht, Wissenschaftsdrang* u. s. w.

Komposita mit jetzt untergegangenen Wörtern.

Bei vielen Zusammensetzungen ist ein Bestandteil als selbständiges Wort untergegangen: *Brombeere* (mhd. brâme „Dornstrauch"), *Friedhof*, dialektisch *Freithof* aus ahd. vrîthof zu frîten „hegen"; *Lindwurm* zu ahd. lind „Schlange" sind Beispiele für die Verdunkelung des ersten Bestandteils. Der zweite Bestandteil ist ausgestorben in: *Allraun* zu rûna „Geheimnis"; *Bräutigam* zu gomo „Mann", *Vormund* zu munt „Schutz". Auch beide Bestandteile sind zuweilen abgestorben: *Marschall*, ahd. marah -scalk zu marah „Pferd" und scalk „Knecht"; *Truchsess*, ahd. truhsâzzo von truht „Schar" und sitzen, und noch andere. Indessen empfinden wir die letztgenannten Gruppen doch noch dunkel als Zusammensetzungen; aber manche ursprünglich zusammengesetzte Wörter werden überhaupt nicht mehr als solche empfunden, z. B. *bange* aus bi-ange, zu *Angst, eng; glauben* aus ahd. gi-louben, vgl. *er-lauben; fressen* aus *ver-essen; heute* aus ahd. hiu-tu = altniederd. hiu-diga = lat. ho-die aus hoc die „an diesem Tage", und noch viele andere dieser Art.

Verdunkelte Komposita.

Ausser den im Vorstehenden behandelten abgeschlossenen Bildungsweisen, bei denen die ersten oder zweiten Bestandteile nicht mehr als selbständige Wörter empfunden werden, gibt es aber eine Reihe solcher Glieder in lockerer Zusammensetzung wie **voll-, all-, aller-** oder **-fach, -haft, -hand, -mal** usw., deren unabhängiges Vorkommen als Eigenschafts- oder Hauptwort noch kein enges Zusammenwachsen gestattet hat. Die Behandlung

solcher Wortgruppen würde uns an dieser Stelle zu weit führen; wir begnügen uns mit dem Hinweis auf ihr Vorhandensein. Ein tieferes Eingehen auf alle Kompositionsmöglichkeiten der deutschen Sprache ist überhaupt bei begrenztem Raume unmöglich, da sie so ausserordentlich mannigfaltig sind, wie in keiner anderen modernen Sprache: Die Zahl der Zusammensetzungen mit *Liebe* beträgt nach ungefährer Schätzung allein 900 Wörter, mit „Mensch" fast 450! Wer wollte eine solche Mannigfaltigkeit, einen solchen Reichtum darstellend erschöpfen? Und noch ist die Quelle keineswegs versiegt; nein! sie sprudelt lebendig immer weiter, stets neu gebärend, und anderseits wird Altes, Verbrauchtes fallen gelassen. Ein ewiges Werden und Vergehen auch im Leben der Sprache.

§ 10.

Wortton und Kunstformen der poetischen Sprache im Althochdeutschen.

Schon in der indogermanischen Ursprache trug stets eine Silbe den Hochton des Wortes, den man gewöhnlich schlechthin als den „Akzent" bezeichnet. Wir haben schon früher (§ 2, S. 11 f.) erwähnt, dass die Stelle des Hochtons im Indogermanischen wechselnd war; bald ist die Stammsilbe, bald eine Endung, zuweilen auch eine Vorsilbe Trägerin des Akzents. Vgl. idg. voída = got. wait „ich weiss" neben vidmén = got. witum „wir wissen", (der Unterschied von *weiss* und *wissen* geht also auf uralte Betonungsverhältnisse zurück); idg. é-drkon =

altind. ádrsam = gr. édrakon „ich sah“ mit Betonung der Vorsilbe e- (im Griechischen Augment genannt), zur Wurzel derk „sehen“. Das Indische, Griechische und Slavische zeigen noch in historischer Zeit, mehrere slavische Sprachen noch bis heute diese Freiheit in der Lage des Haupttons; das Germanische hat sie in früher Zeit, indes erst nach dem Auftreten der sog. ersten Lautverschiebung, aufgegeben: in geschichtlicher Zeit ist in allen germanischen Sprachen in der Regel die Stammsilbe, d. h. meist die erste Silbe des Wortes, Trägerin des Haupttons. Auch der indogermanische Unterschied zwischen gestossenem und schleifendem Akzent (Akut und Circumflex), den das Griechische und das Litauische bewahrt haben, ist im Germanischen frühzeitig verloren gegangen. Dieser Unterschied war ein wesentlich musikalischer, d. h. die Höhe des Tones war beim Akut gleichbleibend, beim Circumflex fallend und steigend; selbstverständlich fehlt uns bei der bloss schriftlichen Ueberlieferung jede Möglichkeit, Genaueres darüber zu ermitteln; ebensowenig können wir Näheres über die Melodik, das Steigen und Fallen des Tones, im Satzzusammenhang angeben. Nur über die wechselnde Stärke der Satz- und Wortbetonung sind wir durch einen glücklichen Zufall für das Althochdeutsche unterrichtet, da Otfried in seiner Evangelienharmonie (§ 6, S. 33 f.) teilweise den Wortakzent angibt, nämlich an den hochbetonten Stellen in seinen Versen, und besonders weil Notker sich für seine Schriften ein eignes Akzentuationssystem geschaffen hat, das den Hauptton der selbständigen Wörter uns kennzeichnet. Je eine Probe aus Otfried und Notker möge das Gesagte veranschaulichen:

Otfrieds und Notkers Akzentbezeichnung.

Das Vaterunser in Otfrieds Bearbeitung in Versen (im Auszug):

Fáter unser gúato, uuíh[1] si námo thiner.
Biquéme[2] uns thinaz ríchi, thaz hoha hímilrichi.
Si uuíllo thin hiar nídare sos ér ist ufin hímile.
Thia đágalichun zúhti[3] gib híut uns mit ginúhti[4],
Scúld bilaz[5] uns állen, so uuír ouh duan[6] uuóllen.

Aus Notkers Uebersetzung des Trostes der Philosophie von Boëthius:

Tánnân geskáh pi des cheíseres zíten Zenonis, táz zuêne chúninga nórdenân chómene eíner ímo den stuol ze Romo úndergîeng únde álla Italiam, ánderêr náhor ímo Greciam begreíf únde díu lánt, tíu dánnân únz ze Tûonouuo sínt. Enêr hîez in únsera uuîs Ôtacher, tíser hîez Thioterih.

Ins heutige Hochdeutsch übersetzt:

Darnach geschah (es) bei des Kaisers Zeno Zeiten, dass zwei Könige, von Norden gekommen, einer ihm den Thron zu Rom entriss und ganz Italien, (der) andere, ihm näher, Griechenland an (sich) riss und die Länder, die von da bis an die Donau sind. Jener hiess nach unserer Art Otaker, dieser hiess Dietrich.

Die Akzentuation ist bei den mitgeteilten Texten (und auch in anderen, z. B. Willirams Psalmenübersetzung) nicht konsequent durchgeführt, indes genügt das Vorhandene, wenn wir die ahd. Verskunst zur Ergänzung heranziehen, um uns über das Wesen der althochdeutschen Wortbetonung Klarheit zu geben.

Hauptton. Wir ersehen daraus folgendes: Die Stammbetonung

[1] *geweiht*, [2] komme, [3] Unterhalt, [4] Genüge, [5] erlass, [6] tun.

ist die Regel, meist fällt Stammsilbe und erste Wortsilbe zusammen: Fáter „Vater", chúninga „Könige", chómene „gekommen", álla „all", nórdenân „von Norden" u. s. w. In Zusammensetzungen erhält der wichtigere Bestandteil den Ton, meist ist es der erste: dágalich „täglich", hímilrich „Himmelreich". Präfixe sind teils unbetont: geskáh „geschah", biquéme „komme", begreif „ergriff"; andere tragen den Ton: úndergîeng „entriss". Es sind die vom Verb untrennbaren Partikeln er-, ent-, ob-, ver-, zer-, bi- im Althochdeutschen stets unbetont; schwankend ist der Brauch bei duruh-, hintar-, umbi-, ubar-, untar-, widar-. Beides entspricht dem heutigen Gebrauch: *erláuben, entlássen, vergéssen, zerteílen, berâten; hinterlégen, übersétzen*, aber *übersetzen* (über einen Fluss); *umgéhen* (ein Gesetz), aber *úmgehen* (von Geistern). Die Verteilung ist bei den letztgenannten Präfixen schon seit altdeutscher Zeit derart, dass bei trennbarer Zusammensetzung das Präfix betont ist, bei untrennbarer Zusammensetzung aber nicht. Immer unbetont ist bei Verb und Nomen das Präfix ga-: geskáh *„geschah"*, gabírgi *„Gebirge"*. Die vom Zeitwort trennbaren Partikeln ab-, an-, nach-, vor-, auf-, aus-, ob-, zu- und einige andere sind, wie heute noch, stets betont: *áblassen, ánsehen, náchsenden, vórrücken, aúfbrechen, óbsiegen* u. s. w. Von den noch selbständigen Vorsilben ist **voll-** unbetont: ahd. fulgángan, nhd. *vollziehen*; bei **all-** schwankt der Gebrauch; beim Substantiv ist es betont: *Állmacht*, beim Adjektiv unbetont: *allmáchtig*. Wenn die Präfixe, über deren Verbindung mit Verben wir gesprochen haben, mit Substantiven verbunden sind, so tragen sie stets den Ton: ahd. ántwurti *„Antwort"*, bíspel *„Beispiel"*, úrteil *„Urteil"*,

Betonte und unbetonte Präfixe.

úrkundî „*Urkunde*“ nhd. *Vórschlag* und andere, bei denen die Betonung den vollen Vokal der Vorsilbe erhielt, ebenso wie in der Partikel un-, die meist betont ist: *Unlust, únredlich.* Doch ist hier schon in ältester Zeit die Lage des Akzents schwankend; so finden wir bei Otfried ungiloúbige „*Ungläubige*“. Auch die Lehnwörter des Althochdeutschen fügen sich der germanischen Betonungsweise und ziehen den Akzent auf die erste Silbe zurück: lat. monastérium wird *Münster*, palátium *Pfálz*, canális dial. *Kénnel*, favónius schweiz. *Föhn*, pulvínar *Pfühl* u. s. w.

Nebenton. Ausser dem Hauptton tragen mehrsilbige und besonders zusammengesetzte Wörter einen Nebenton (gewöhnlich mit einem Gravis ` bezeichnet). Lange Ableitungssilben haben regelmässig einen solchen; so z. B. die Ableitungssilben ahd. -âri, -inne, -nissi, -unga: scrîbàri „Schreiber“, kúningìnne „Königin“, geháltnìssi „Erhaltung“, kóstùnga „Prüfung“. Der Nebenton kann also direkt auf den Hochton folgen, kann aber auch durch eine unbetonte Silbe von ihm getrennt sein. Ueberhaupt herrscht das Bestreben vor, den Nebenton meistens auf die dritte Wortsilbe fallen zu lassen, besonders wenn die hochbetonte Silbe kurz oder wenn nach langer Stammsilbe die dritte wieder lang ist (⏑́ ⏑ ⏑̀ oder –́ ⏑ –̀, wobei ⏑ = Kürze, – = Länge ist): ahd. thánanà „von dannen“, frémidèr „Fremder“ (⏑́ ⏑ ⏑̀); kíndilîn „Kindlein“, wîzagôn „weissagen“ (–́ ⏑ –̀). Tritt dagegen der Fall ein, dass nach langer Stammsilbe zwei Längen oder zwei Kürzen folgen, so scheint die Lage des nächstfolgenden Hochtons für die Stellung des Nebentons massgebend gewesen zu sein, d. h. es fand ein Abwiegen der rythmischen Satzbetonung statt.

In zusammengesetzten Wörtern, deren zweiter Bestandteil früher selbständig war oder noch als selbständiges Wort vorkommt, trägt dieser natürlich den höchsten Nebenton und zwar an der Stelle, wo das unabhängige Wort den Hauptton gehabt hätte. Es wird also betont ahd. kuónhelt „Kühnheit", bruóderscâf „Brüderschaft", árzetuòm „Heilkunde", brûtlîh „bräutlich", bruóderlîh „brüderlich", dáncbâri „dankbar" usw. Von Nebeneinanderstellungen seien als Beispiele erwähnt: ahd. Fránkonofùrt „Frankfurt", máganchràft „Majestät", hôhsèdal „Thron, Hochsitz" u. s. w. Betonung zusammengesetzter Wörter.

Das Verständnis für die althochdeutsche Verskunst wird bedingt durch die Kenntnis der althochdeutschen Betonungsweise, der Verteilung von Hoch- und Tiefton, was wir im Voranstehenden ausgeführt haben.

Der althochdeutsche Vers besteht aus einer Abwechslung von hochbetonten Silben (Hebungen) und nebentonigen oder tonlosen Silben (Senkungen), die sich auf die zwei Hälften des Verses verteilen. Die Verse sind in der Regel reimlos und folgen in fortlaufender Reihe ohne strophische Gliederung aufeinander. Die ältere Ansicht über die Zahl der Hebungen in einem Verse ging dahin, jedem vier Hebungen oder jedem Halbverse zwei Hebungen zuzuschreiben. Neuerdings begnügt man sich damit, besonders mit Rücksicht auf die übrigen germanischen Dialekte, für jede Vershälfte nur eine Hebung anzusetzen neben einer freigegebenen Zahl schwachbetonter oder unbetonter Silben. Länge oder Kürze der Silben kommt für den althochdeutschen Vers nicht in Betracht; einzig und allein Althochdeutscher Vers.

die Tonstärke einer Silbe bestimmt ihre Verwendung im Rhythmus des Verses. Daraus dürfen wir den Schluss ziehen, dass der altgermanische Vers nicht gesungen, sondern rezitiert wurde, dass also die Poesie nur die feierliche, gehobene Form der Prosarede darstellt. Als weiteren Schmuck der poetischen Sprache und wohl auch zur stärkeren Hervorhebung der hochbetonten Silben dient das Kunstmittel der Alliteration oder des Gleichklangs. Je zwei Halbzeilen werden durch den gleichen Anlaut von wenigstens einer Hebung zum vollen Vers, zur Langzeile gebunden. Wörter, die entweder mit dem gleichen Konsonant (der gleichen Konsonantenverbindung) oder mit einem Vokal beginnen, sind in einem Verse die Alliterationsträger. Zahlreiche Wendungen in der heutigen Sprache weisen solche Alliterationen auf: **M**ann und **M**aus, **K**ind und **K**egel, **T**od und **T**eufel. Meistens verteilen sich die alliterierenden Anlaute in einer Langzeile derart, dass auf die erste Halbzeile ein oder zwei alliterierende Worte, Stäbe oder Stollen genannt, auf die zweite Hauptzeile der Hauptstab kommt. Träger der Alliteration ist in der Regel das am stärksten betonte Wort; dies ist in der ersten Halbzeile meist das erste, das schwächer betonte kann aber mitalliterieren; in der zweiten Halbzeile ist es stets das erste Wort. Am häufigsten alliterieren Haupt- oder Eigenschaftswörter als die am stärksten betonten Satzglieder; indes kann in der ersten Halbzeile auch das Zeitwort alliterieren, seltner und nur des Nachdrucks wegen in der zweiten Halbzeile. Um das Gesagte zu veranschaulichen, mögen einige Verse des Hildebrandliedes (s. § 6, S. 32f.) dienen. Es ist die Klage Hildebrands über sein hartes Schicksal, das

Alliteration.

ihn zwingt mit seinem eigenen Sohne zu kämpfen (die Alliteration ist durch den Druck hervorgehoben):

Welaga nû, waltant got, wêwurt skihit.
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick geschieht.
Ih wallôta sumaro enti wintro sehstic ur lante,
Ich wallte Sommer und Winter sechzig ausser Landes,
Dâr man mih eo scerita in folc sceotantero,
Wo man mich je scharte in (das) Volk (der) Kämpfer,
sô man mir at burc ênîgeru banun ni gifasta.
Doch man mir in irgend einer Stadt (den) Tod nicht bereitete.
Nû scal mih suâsat chind swertu hauwan
Nun soll mich (das) eigne Kind (mit dem) Schwerte hauen,
bretôn mit sinu billiu eddo ih imo ti banin werdan.
zerschmettern mit seiner Streitaxt oder ich ihm zum Mörder werden.

Ausser der Abwechslung von Hebung und Senkung und der beide Halbzeilen bindenden Alliteration sind die Kunstmittel altgermanischer Dichtung nur gering: Formelhafte Wendungen, die sich bei den verschiedenen Sprachstämmen wiederfinden, sind sehr beliebt. Jede Halbzeile bildet eine syntaktische Einheit, indes ist eine gedankliche Verbindung über den Verseinschnitt wie auch von zwei aufeinanderfolgenden Versen nicht ausgeschlossen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass ein so primitives Kunstmittel, wie es die altgermanische Langzeile ist, der flüssigeren lateinischen Verskunst mit ihren vollklingenden Reimen, deren sich z. B. die

kirchlichen Hymnen bedienten, mit der fortschreitenden Bildung weichen musste. Daher sind die Reste althochdeutscher alliterierender Dichtung sehr spärlich. Ausser dem Hildebrandslied nur das Muspilli, das Wessobrunner Gebet und die zwei Merseburger Zaubersprüche (s. § 6, S. 33), und auch bei diesen finden wir die Kunstform der Alliteration schon durchbrochen von prosaischen Zusätzen. Im Altniederdeutschen sind im Heliand, im Altenglischen im Beowulf grössere alliterierende Dichtungen erhalten; das Althochdeutsche dagegen hat nur Bruchstücke aus einem ursprünglich wohl reichen Schatz an alliterierender Dichtung aufzuweisen.

Otfrieds Verskunst.

Verdrängt wurde die alliterierende Dichtung durch ihre Anpassung an die strophische Hymnendichtung, die schon längere Zeit das Kunstmittel des Reimes kannte. Der Urheber dieser neuen Dichtungsform ist Otfried, der Verfasser der Evangelienharmonie. Ganz konnte er die althochdeutsche Sprache nicht in das Schema des lateinischen Verses zwängen, er musste vielmehr den Versakzent in Einklang mit dem Akzent der natürlichen Rede bringen, den er ja, wie oben gesagt, auch noch ausdrücklich als solchen kennzeichnet. Otfrieds Vers hat wie die alliterierende Langzeile vier Hebungen, zwei Haupthebungen und zwei Nebenhebungen, von denen aber oft nur die ersteren durch einen Akzent kenntlich gemacht werden. Zwei Strophen mögen das Gesagte veranschaulichen:

Tho erstarp ther kúning Heród
Da starb der König Herodes
joh hina fúarta inan tod:
und hinnen fuhr in den Tod:

mit tóde er dága fulta
mit Tod er (seine) Tage beschloss
ther io in ábuh wolta.
der immer das Böse wollte.
Thar Jóseph was in lánte
dar Joseph war im Lande
hina in élilante,
hinweg im Elend (= Ausland)
quam ímbot imo in dróume,
kam (das) Gebot ihm im Traume,
er thes kíndes wola góume . . . .
(dass) er des Kindes wohl achte . . . .

Ueber die Zeit nach Otfried lässt sich wenig Sicheres sagen. Die Verskunst ist von der alten Regelmässigkeit ganz abgekommen, so dass sich überhaupt kaum irgend welche Regeln für sie aufstellen lassen. Erst in mhd. Zeit taucht wieder eine geordnete Verskunst auf, über die im folgenden Abschnitt zu sprechen ist (§ 16).

Kap. III.

Der mittelhochdeutsche Zeitraum

(1100—1500).

§ 11.

Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Die althochdeutschen Literaturerzeugnisse, die uns erhalten geblieben sind, stellen fast ausschliesslich Werke von gelehrten Geistlichen vor, teils Originalarbeiten wie Otfrieds Evangelienharmonie, teils Uebersetzungen lateinischer Werke, wie Notkers Arbeiten. Von volkstümlicher Poesie — eine volkstümliche Prosa gab es kaum — sind uns nur wenige Reste durch Zufall erhalten, wie das Bruchstück aus dem Hildebrandslied oder das Ludwigslied. Wohl hatte Karl der Grosse mit seinem weiten Blick vorgehabt, dem deutschen Heldengesang ein anderes Schicksal zu bereiten, aber seine Nachfolger hatten kein Verständnis für seine Bestrebungen, und so gab es noch 300 Jahre nach seinem Tode keine volkstümliche Literatur, wenigstens keine geschriebene. Es war auch niemand da, der eine solche hätte pflegen können: die Geistlichen, die allein zu schreiben verstanden, pflegten das Lateinische und nur nebenbei die deutsche Sprache für ihre kirchlichen Zwecke; Selbstzweck war die deutsche Dich-

tung ihnen nicht. Das Volk ruhte in dumpfer geistiger Untätigkeit, gebeugt unter weltliche und geistliche Herrschaft.

Aufschwung des Geisteslebens in Deutschland.

Erst die Kämpfe zwischen diesen beiden Gewalten in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die lange Jahre des Bürgerkrieges, der Verwüstung und des Mordens für Deutschland zur Folge hatten, weckten das Bürgertum, besonders in den Städten, zu neuem Leben. Dann kamen die Kreuzzüge mit ihrem Zufluss französischer Pilger und Streiter über Deutschland hinweg; die Berührungen mit fernen Landen auf den Heerfahrten erfüllten die empfängliche Volksseele mit neuen Ideen, gaben der poetischen Schöpfung neuen Inhalt, dem die Form durch Entlehnung aus der fortgeschritteneren französischen Literatur gewonnen ward. Neben der Geistlichkeit, die ihre Rolle in der Dichtung weiterspielte, tritt nun das ritterliche Element auf den Plan; beide aber dichten nicht mehr für ihre besonderen Kreise, wie die Geistlichen in althochdeutscher Zeit, sondern für das ganze Volk, das nun auch regeren Anteil an den dichterischen Erzeugnissen nimmt. Auch ist die literarische Produktion nicht mehr landschaftlich beschränkt; eine gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Stämme ist deutlich zu merken. Diese konnte umso eher eintreten, als nunmehr die Sprachen der verschiedenen Stämme durch gemeinsame Umwandlungen sich ähnlicher geworden waren als im Althochdeutschen. Die vollen Vokale der Endsilben und Mittelsilben waren zumeist verblasst, eine weitere Wirkung des germ. Stammbetonungsgesetzes: seitdem der uralte Wechsel der Betonung zwischen Stamm und Endungen aufgegeben worden, war die immer weitergehende Schwächung

Verfall der Endsilbenvokale.

und Abschleifung der letzteren unvermeidlich geworden. So ist beim ahd. Dativ Pluralis tagum, tagom, tagun, tagon die Mannigfaltigkeit der Formen verschwunden, einförmiges tagen entspricht ihnen. Das Althochdeutsche unterschied die Nom. Plur. tagâ (a-Dekl.) und gesti (i-Dekl.); das Mittelhochdeutsche lässt sie zusammenfallen: tage — geste. Ahd. lembir wird mhd. lember, ahd. gebôno zu mhd. geben, ahd. zungûn zu mhd. zungen. Ebenso werden die volltönenden Vokale bei der Adjektivdeklination geschwächt, kurze Vokale am Schlusse zweisilbiger Endungen abgestreift; nur die Endung -iu im Nom. Sing. Fem. und Nom. Plur. Neutr. hält sich im Mittelhochdeutschen. Aus dem Dativ Sing. blintemu wird blindem(e), aus dem Nom. Plur. Fem. blinto wird blinde, Nom. Neutr. Sing. blintaz wird blindez; allein blintiu bleibt als blindiu bestehen. Auch dem Verbum ergeht es so: nimu „ich nehme" heisst jetzt nime, nâmum „wir nahmen" wird nâmen. Im Mittelwort der Vergangenheit wird ginoman zu genomen. Das Althochdeutsche erhielt durch die Entwicklung mannigfacher Sekundärvokale in Stammsilben eine noch buntere Färbung; im Mittelhochdeutschen sind sie ebenfalls zu e geschwächt oder wieder ganz untergegangen; man vergleiche ahd. weralt, werolt mit mhd. werelt, werlt „Welt", ahd. beraht mit mhd. berht „glänzend", ahd. garawo, garawêr mit mhd. gare, garwer „gar", ahd. falo, falawêr mit mhd. val, valwer „fahl".

Umlaut. Der Umlaut dagegen, zu dem wir in althochdeutscher Zeit erst die Ansätze finden und der kaum über die Verwandlung von a zu e vor i (j) der folgenden Silbe, wenigstens in der schriftlichen Wiedergabe, fortschreitet, erfasst nun auch die dunk-

leren Vokale o, u, ou, uo, ô, û : mhd. möhte = ahd. mohtî; süne „Söhne" = ahd. suni; Indikativ wir fuoren (ahd. End. -um); Konjunktiv wir füeren (ahd. End. -îm); hôch — hoeher — hoehest, ahd. hôhir — hôhist; hûs „Haus", Plur. hiuser = ahd. hûsir u. s. w. Auch langes â wird jetzt umgelautet zu ae: mhd. mâze „Mass" — maezec „mässig" = ahd. mâzîg.

Um das Jahr 1080 etwa sind die Veränderungen, die das Althochdeutsche vom Mittelhochdeutschen trennen, abgeschlossen; die literarischen Werke aus dieser Zeit zeigen überall und übereinstimmend dieselben Merkmale. Freilich sind sie noch nicht streng durchgeführt; bis ins 13. Jahrhundert treten gelegentlich in den Handschriften bei Mittelsilben noch volle Vokale auf (die sich ja in den Mundarten bis auf den heutigen Tag vereinzelt erhalten haben), besonders auf süddeutschem Gebiet, im Alemannischen, wo die langen Vokale der Endungen erhalten bleiben, die kurzen dagegen zu e geschwächt werden. Aber auch bei diesen ist die Schwächung nicht gleichmässig erfolgt; auch hier geht der Norden dem Süden voraus. Der letztere stellt überhaupt das schwerfälligere, konservativere Element vor, eine Erscheinung, die wir bis auf den heutigen Tag verfolgen können und die den süddeutschen Mundarten ihr unbestreitbar altertümlicheres Gepräge gegenüber den mitteldeutschen von jeher verliehen hat und noch verleiht.

§ 12.

Ausdehnung und Gebrauch der hochdeutschen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit.

Wenn wir gesehen haben, dass in althochdeutscher Zeit die Elbe, Saale und Enns etwa die öst-

liche Grenze der deutschen Sprache bildeten, so bemerken wir schon gegen Ende der ersten Sprachperiode ein Uebergreifen des Deutschen in das Nachbargebiet. Die Fortschritte der deutschen Sprache hängen fast ausnahmslos zusammen mit kriegerischen Erfolgen deutscher Könige oder Herzöge gegen die benachbarten slavischen Völkerschaften, im Süden auch mit der Niederwerfung der Avaren durch Karl den Grossen im Jahre 796 und der endgültigen Besiegung der Ungarn durch Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde (955). Karl gründete bekanntlich gegen die Avaren die Ostmark jenseits der Enns, die von zahlreichen bairischen Kolonisten bevölkert wurde und ihre Grenzen bald auch nördlich der Donau ins Land der Mähren ausdehnte. Sicherer Besitz wird sie freilich erst nach der Zurückdrängung der Ungarn, aber alsdann dehnt sie ihr Gebiet auch östlich weiter aus, greift über die Leitha hinüber und sendet bis tief ins eigentliche Ungarn versprengte Kolonien. Die entlegenste und ausgedehnteste von ihnen, das Land der sog. Siebenbürgischen Sachsen, ist erst eine Gründung des 12. und 13. Jahrhunderts und auch nicht von Sachsen bevölkert worden, sondern von ripuarischen Franken aus der Moselgegend, wohin die noch erkennbaren Uebereinstimmungen zwischen der Sprache der Siebenbürger und Moselbewohner weisen. Schon früher sind Steiermark und Kärnten gründlich germanisiert, und die Sprachgrenze ist bis zur Donau vorgeschoben worden, ehe an einer anderen Stelle der deutschen Grenze die Wiedereroberung altverlorenen Gebiets gelang.

Vordringen der deutschen Sprache im Südosten.

Siebenbürgen.

Denn in Mitteldeutschland am oberen Main waren slavische Völkerschaften tief in Deutschland

In Mitteldeutschland.

eingedrungen. Erst der letzte Sachsenkaiser Heinrich II. gewann sie für deutsches Wesen und deutsche Sprache, als er zur Bekehrung der noch heidnischen Bewohner dieser Gegend das Bistum Bamberg gründete (1007). Wenn er auch damit vorwiegend kirchliche Zwecke verfolgte, so hat doch die Gründung und Pflege dieses Bistums der deutschen Sprache mächtigen Vorschub geleistet. Von Oberfranken aus schiebt sich alsdann mit deutschen Ansiedlern auch die deutsche Sprache nach und nach tiefer in Böhmen ein, dem Lauf der Eger folgend; bald überschwemmen deutsche Einwanderer Böhmen, besonders gegen Ende des 13. Jahrhunderts, wo Rudolf von Habsburg seinen entscheidenden Sieg über Ottokar von Böhmen (1278) erficht. Im 14. Jahrhundert, als die Luxemburger auf dem deutschen Kaiserthron sitzen und in Prag residieren, hat Böhmen das Aussehen eines deutschen Landes angenommen; im Jahre 1348 wird in Prag die erste deutsche Universität von Karl IV. gegründet. Erst durch die Hussitenbewegung (1419—1434) im folgenden Jahrhundert gewann das tschechische Element wieder die Vorhand, und seitdem hat die deutsche Sprache immer weiter zurückweichen müssen und behauptet heute nur mit Mühe ihr spärliches Gebiet an der Nord- und Westgrenze Böhmens. Böhmen.

Andere Gebiete aber, deren Neuerwerbung in dieselbe Zeit fällt, blieben dem Deutschtum dauernd erhalten. Schon Karl der Grosse hat die Ansiedlung deutscher Kolonisten im Osten des Reiches auf dem Gebiet der besiegten Slavenstämme begonnen; die Ottonen haben sie verstärkt, aber in den Wirren des Investiturstreits im 11. Jahrhundert Schlesien.

war der Rückstoss der Slaven erfolgt; nur die südlichsten Gebiete, Meissen und die Lausitz, konnten von den Deutschen dauernd gehalten werden. Doch war der Stillstand nur ein zeitweiliger: mit dem Wiedererstarken der deutschen Kaisergewalt unter den Hohenstaufen beginnt die Flut deutscher Einwanderung sich bis nach Schlesien zu ergiessen, um von dem einmal gewonnenen Gebiet nichts mehr aufzugeben. Wie es im Donaulande wesentlich Baiern und Oberfranken waren, die der deutschen Sprache weiteres Gebiet gewannen, so bewirken in dem letztgenannten Gebiete Mitteldeutsche, die ihren Stützpunkt in Thüringen hatten, die Besiedlung. Auch
Nordmark. nach Nordosten hin über die Elbe und Saale erfolgt schon frühzeitig der Vorstoss der deutschen Ansiedlung. Karl der Grosse, Heinrich I. und Otto I. dehnten in ihren Kriegen gegen die Wenden das Gebiet der deutschen Sprache aus. Aber erst im 12. Jahrhundert wurden diese Gebiete dauernd für das Deutschtum gewonnen, und durch die Kämpfe des Deutschritterordens wird Preussen und die Ostseeküste bis zum finnischen Meerbusen hinzugefügt. Wie es in der Natur der Sache lag, waren die Besiedler dieses Gebiets meistens die nächstwohnenden Niederdeutschen, besonders Sachsen, aber auch viele Mitteldeutsche, so dass hier die mitteldeutsche Sprache vorherrscht, die ein Bindeglied zwischen den Niederdeutschen und den auch nicht wenigen oberdeutschen Kolonisten bildete.

Ausdehnung des Deutschen im Innern.

Aber nicht nur nach Aussen hin gewinnt die deutsche Sprache im Laufe der mittelhochdeutschen Zeit an Ausdehnung, auch im Innern, in ihrer Verwendung als Sprache der Dichtung, sowohl in Poesie wie in Prosa, und zur Abfassung von Urkunden aller

Art nimmt sie einen gewaltigen Aufschwung. Ueber die literarische Tätigkeit dieser Periode werden wir im nächsten Abschnitt (§ 13) sprechen; deshalb können wir uns hier darauf beschränken, die zunehmende Verwendung der deutschen Sprache an Stelle der lateinischen in öffentlichen und privaten Urkunden zu betrachten.

Das Deutsche in den Urkunden.

Während der ganzen Dauer der althochdeutschen Periode und auch zu Beginn der mittelhochdeutschen Zeit ist die Sprache der Urkunden ausschliesslich lateinisch, wie sie die Schreiber in den Kanzleien der fränkischen und deutschen Könige aus römischer Zeit übernommen hatten. Als aber die deutsche Sprache immer mehr zum Mittel des schriftlichen Verkehrs ausgebildet wurde, als sie die Sprache der nationalen Dichtung und Geschichtsschreibung geworden war, da kam das Deutsche auch als Sprache der Gesetze und Urkunden zu seinem Recht. Zwar sind uns schon aus altdeutscher Zeit Bruchstücke einer deutschen Uebertragung der Gesetze der salischen Franken erhalten, doch erst aus unserer Periode stammt das erste vollständige deutsche Gesetzbuch, der Sachsenspiegel des Eyke von Repgow in niederdeutscher Sprache (etwa 1230), der das Vorbild für die oberdeutschen Gesetzessammlungen, den Schwaben- und Deutschenspiegel wurde. In den dreissiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts beginnen auch vereinzelt die ersten deutschen Urkunden aus der kaiserlichen Kanzlei zu erscheinen; 1235 wird der von Friedrich II. in Mainz verkündete Landfriede ins Deutsche übersetzt, aus dem Jahre 1238 stammt die erste uns erhaltene deutsche Original-Urkunde, ein Schiedsspruch zwischen Albrecht IV. und Rudolf III. von Habsburg. Um die Mitte

desselben Jahrhunderts treten schon ganz häufig Städteurkunden in deutscher Sprache auf; früher im Südwesten, später in Mitteldeutschland. In Strassburg z. B. war um 1260 die Anwendung der deutschen Sprache in den Urkunden ganz geläufig. Eine Bekanntmachung des Strassburger Bischofs Walter an seine aufrührerischen Bürger vom 25. Juni 1261 beginnt folgendermassen:

Stadturkunde.

Wir bischof Walter zi Strazburc von gots gnaden tûn kunt allen unseren lieben burgern von Strazburg, die uns arges hant irlâzen (feindseliges Vorgehen erlassen), daz wir virnommen hant (haben), daz summeliche (etliche) unser burgere von Strazburc die vorderunge, die wir hant, uns virkerent (verdrehen) anders denne (als) unser wille si (sei) unde unser herz stá (steht), unde jehent (behaupten) des wir wellen unsere burger triben (treiben) ûzer (ausser) irme (ihrem) rehte, alse si herkommen sin.

Den entscheidenden Schritt, die deutsche Sprache für die Abfassung der Urkunden vorzuschreiben, soll Rudolf von Habsburg im Jahre 1274 auf dem Nürnberger Reichstage getan haben. In der Tat finden wir seit dieser Zeit zahlreiche Urkunden Rudolfs aus den verschiedensten Gegenden des Reichs in deutscher Sprache abgefasst. Eine Urkunde vom 1. Febr. 1275, ausgestellt zu Nürnberg, beginnt:

Kaiserurkunden.

Wir Rudolf von godis genadin ein roemisch kuninc unde ze allin zidin ein merer [des riches] dun (tun) kunt allin den, die diesen brief anesehent. . . . . Die Sprache ist augenscheinlich mitteldeutsch, wie die i der Endungen, das d in dun beweisen. Weniger zeigt solche Merkmale die in Mainz am 24. Oktober 1283 ausgestellte Sühne, die beginnt:

In gottes namen amen. Wir Rudolf von gottes genaden rômscher kunic und ein merer des riches tûn kunt allen den die disen brief sehent oder horent lesen, daz wir haben gescheiden (versöhnt) unser lieben vürsten Wernheren der (!) erzebischof von Megencze und Heinrichen den lantgraven von Hessen mit ir beider gunst und willen . . . . Sie schliesst: Dise süne (Sühne) wart gemachet und dirre (dieser) brif geschriben ze megencze (Mainz) des sammestages (Samstags) vor sante Simonis . . . . do von gottes geburte waren tusend iar, zweihundert iar und driu und achtzek iar, in dem zehenden iare unseres kunecriches.

Der bairische Landfriede, gegeben zu Regensburg und datiert vom 6. Juli 1281, verrät dagegen deutlich den oberdeutschen Schreiber. Er lautet zu Anfang und zu Schluss: Wir Rudolf von gotes gnaden Rômischaer chunig und immer meraer des ryches tûn allen den chunt di disen prief ansehent und hôrent daz nach unserm gebot gesworn habent unser lieb fürsten Ludwich (!) und Hainrich pfalzgraven von Ryn und herzogen ze Baiern . . . und welln und gebieten auch, daz die bischôf di zû dem lant ze Baiern gehôrent . . . . sweren disen lantzfrid bis ze den Winachten di nu chompt von danne uber driu iar . . . . Dirre vrid ist gestaetiget und gesworn da ze Regenspurch von do unsers herrn geburt was zwelf hundert iar und aines und achtzk iar. (Die fettgedruckten Laute sind oberdeutsch.) S. den Abdruck einer Urkunde auf Tafel V.

Landfriede.

Wir sehen also, dass gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die deutsche Urkunde nicht mehr selten ist, aber die Sprache ist noch weit von der

einheitlichen Gestaltung entfernt; jeder Schreiber verwendet seine ihm geläufige Mundart. Seitdem dringt die deutsche Sprache in den Urkunden immer weiter vor, und um das Jahr 1330 spätestens ist auch bei der kaiserlichen Kanzlei ihr Sieg über die lateinische Sprache entschieden. Trotz mancher Rückschläge. wie der Verbote Karls IV. und vieler geistlichen Fürsten, über die heilige Schrift deutsche Bücher abzufassen, ist ihr Vordringen nicht mehr aufzuhalten. Auch die Urkunden und Aufzeichnungen der Gerichte werden bald deutsch abgefasst; selbst die Reichshofgerichtskanzlei nimmt die deutsche Sprache für ihre Erkenntnisse an. Zu Anfang schliesst sich naturgemäss die deutsche Urkunde eng an ihr lateinisches Vorbild an; um die Mitte des 14. Jahrhunderts indes beginnt in einzelnen grösseren Kanzleien wie Mainz und Trier sich ein regelmässiger Kanzleistil auszubilden, später bei den kaiserlichen Kanzleien (unter Karl IV.). Wenn auch die Kanzleisprache noch lange keine einheitliche in Deutschland war, wie wir an obigen Beispielen sahen, so muss doch immerhin eine gewisse Beeinflussung von seiten der kaiserlichen Kanzlei schon gegen das Ende des Mittelalters stattgefunden haben, da die kaiserlichen Urkunden, die Landfrieden z. B., auf weiteste Verbreitung berechnet waren und stets in vielen Abschriften hergestellt wurden. Aber von einer einheitlichen Schriftsprache sind wir deshalb in der klassischen Zeit der mittelhochdeutschen Literatur und auch nachher noch weit entfernt. Sicher sind Anfänge einer Vereinheitlichung der Schriftsprache vorhanden, worauf ja die weite Verbreitung der poetischen und prosaischen Erzeugnisse in jener Zeit drängte.

Mhd. Schriftsprache.

Jeder Dichter wollte doch nicht bloss in seiner Heimatgegend, sondern soweit die deutsche Zunge reichte, gelesen und verstanden werden. Deshalb vermeiden die grossen Dichter wie Gottfried von Strassburg, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und andere (s. § 13) das grob Mundartliche so sehr, dass wir bei Walter z. B., dessen Heimat nicht sicher feststeht, dieselbe aus seiner Sprache nicht ermitteln können. Aber eine einheitliche Gestaltung der Schriftsprache ergab sich aus diesen Bestrebungen nicht, wenn auch die kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen eine normalisierte Sprache zeigen, die nur auf Rechnung der Herausgeber zu setzen ist; die Handschriften zeigen ein weit bunteres Bild in ihrer sprachlichen Form. Die Frage, ob eine einheitliche Schriftsprache in mittelhochdeutscher Zeit bestand, gehörte eine Zeitlang zu den heissumstrittensten Problemen der germanistischen Wissenschaft.

Heute darf es als entschieden gelten, dass wir eine solche Schriftsprache nicht nachweisen können, dass vielmehr jeder Schriftsteller sich seiner heimatlichen Mundart bediente, deren gröbste Eigentümlichkeiten er durch seine Kenntnis anderer Schriftwerke oder infolge seiner Wanderungen abgeschliffen hatte. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass die verschiedenen Dialekte sich noch viel näher standen wie heute, besonders im Vokalismus, so dass sich Ober- und Mitteldeutsche leicht verstehen konnten, was bei den heutigen Mundarten ausgeschlossen ist (vgl. auch § 28.). Daher war zu mhd. Zeit eine einheitliche Schriftsprache kein solches Bedürfnis wie beim Beginn der nhd. Periode.

§ 13.

Ueberblick über die Sprachquellen der mittelhochdeutschen Zeit.

Ein bedeutungsvoller Faktor der literarischen Tätigkeit, der in althochdeutscher Zeit nur spärlich vertreten ist, die volkstümliche Dichtung, erscheint in mittelhochdeutscher Zeit als gleichwertig an Einfluss und Ausdehnung mit der kunstmässigen Poesie. Die letztere findet ihre Fortsetzung zunächst in der **geistlichen Poesie,** die um die Mitte des 11. Jahr-
1050–1150 hunderts, gegen Ende der althochdeutschen Periode, einen neuen Aufschwung erlebt; teils allgemeine Betrachtungen, teils biblische, teils Legendenstoffe, bilden ihren Inhalt. Daneben verschmähen die Geistlichen auch **weltliche Stoffe** nicht, wobei ihnen vielfach französische Dichtungen als Muster dienen: das *Alexanderlied* des Priesters *Lambrecht,* das *Rolandslied* des Pfaffen [1]) *Konrad* gehören hierher. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts treten auch die ersten Erzeugnisse **volkstümlicher Dichtung** hervor: *König Rother, Herzog Ernst* und das Bruchstück vom *Grafen Rudolf.* Ungefähr um dieselbe Zeit beginnt im Südosten, auf volkstümlicher Ueberlieferung fussend, die von Rittern gepflegte **lyrische Dichtung,** der sog. **Minnesang,** dessen Gegenstand die Liebe zwischen Mann und Weib ist; der älteste Vertreter dieser poetischen Gattung ist der *Kürenberger.*

Die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, ihre klassische Periode ist das Ende des 12. und

[1] Im Mittelalter hat der Ausdruck noch nicht die böse Nebenbedeutung wie heute.

der Anfang des 13. Jahrhunderts. Das **höfische Epos** erreicht seine höchste Vollendung: *Heinrich von Veldeke* dichtet seine *Eneide* (Sage von Aeneas); *Hartmann von Aue* seinen *Erec* und *Iwein* (aus der Artussage), den *Gregorius* und *armen Heinrich* (legendarische Stoffe); *Ulrich von Zatzikhoven* den *Lanzelet* (ebenfalls aus der Artussage). Der ernsteste Vertreter des höfischen Epos ist *Wolfram von Eschenbach*, der Verfasser des *Parzival* und des *Titurel* (aus der Gralsage); dem heiteren Lebensgenuss widmet sich *Gottfried von Strassburg* in seiner Dichtung *Tristan*. Die Nachfolger der genannten grossen Dichter halten sich nicht auf der gleichen Höhe, wenn auch die literarische Produktion eine lebhaftere wird: *Wirnt von Gravenberg* dichtet den *Wigalois*, *Konrad Fleck* verfasst *Flore und Blanscheflur*, *Rudolf von Ems* behandelt legendarische Stoffe und *Konrad von Würzburg* unter anderem die Sagen von *Otto mit dem Bart* und vom *trojanischen Krieg*. Einer der fruchtbarsten Dichter der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts ist der *Stricker*, ein Oesterreicher, der z. B. das *Rolandslied* neu bearbeitet. Neben diesen höfischen Stoffen nach französischem Muster läuft eine **volksmässige Dichtung**. Ihre hervorragendsten Schöpfungen sind das *Nibelungenlied*, das in verschiedenen Fassungen überliefert ist, während das Lied von *Gudrun* nur in einer späten Handschrift erhalten ist. Die Dietrichssage ist durch verschiedene Dichtungen vertreten: *Dietrichs Flucht*, die *Rabenschlacht*, *Laurin*, *Ortnit*, *Wolfdietrich* u. s. w. **Die lyrische Dichtung** ist in diesem Zeitraum durch *Walter von der Vogelweide* vertreten; vor und nach ihm sind *Reinmar der Alte*, *Neidhart von Reuental*, *Ulrich von Lichtenstein*, der *Tannhäuser*, *Reinmar*

Höfisches Epos.

Volksepos.

Lyrik.

von Zweter, der *Marner* aus der grossen Zahl der Lyriker hervorzuheben. Von Dichtungen **lehrhaften** Inhalts sind in erster Linie zu nennen: *Freidanks Bescheidenheit* und *Hugo von Trimbergs Renner*. Diese Richtung gewinnt im 14. und 15. Jahrhundert, dem Zeitalter der bürgerlichen Dichtkunst, weite Ausdehnung, daneben werden die alten **ritterlichen Stoffe** aufgefrischt und oft erweitert, so z. B. *Wolframs Parzival* durch zwei Strassburger Bürger *Claus Wisse* und *Philipp Colin*, ebenso der *Trojanische Krieg*, das *Alexanderlied*, die Sage von Karl dem Grossen im *Karlmeinet* (= frz. Charlemagne) u. s. w. Auch die **geschichtlichen Stoffe** werden in den *Reimchroniken* weit auseinandergezogen, wie in *Nikolaus von Jeroschins Deutschordenschronik* (1340), oder in *Erhart Tuschs Burgundischer Historie* (1477), *Christian Wierstrats Geschichte der Belagerung von Neuss* (1474); der fruchtbarste Dichter dieser Gattung ist *Michael Beheim* mit mehreren Werken wie dem *Buch von den Wienern* und der Geschichte *Friedrichs von der Pfalz*. Im **Volksepos** werden keine neuen Stoffe in dieser Zeit behandelt, sondern die ältern neubearbeitet und zu grösseren Kreisen zusammengefasst: so kommt *Kaspar von der Roens Heldenbuch* zusammen. In grösserer Zahl treten nunmehr auch die **Volkslieder** auf, die ihren Einfluss auf die letzten Erzeugnisse des Minnesangs ausdehnen; Beispiele des letzteren besitzen wir von *Hugo von Montfort* und *Oswald von Wolkenstein*; aber die eigentlichen Pfleger der kunstmässigen Lyrik sind nunmehr die sog. *Meistersinger*, deren bekanntester der Mainzer *Frauenlob* ist; andere Namen sind Meister *Suchensinn*, *Heinrich von Mügeln* aus Meissen, *Konrad Muskatblut*. Kürzere Reim-

Didaktik.

14. und 15. Jahrh.

Ritterl. Epos.

Reimchroniken.

Volksepos.

Volkslieder.

Meistersinger.

dichtungen verfassen *Hans Schnepperer* genannt *Rosenplüt* aus Nürnberg und *Hans Folz* aus Worms. In die Gattung der Fabeln gehört *Boners Edelstein.* Einen grossen Aufschwung nimmt gegen Ende des Mittelalters die *satyrische Dichtung*, am glänzendsten vertreten durch *Sebastian Brant* in seinem *Narrenschiff* (1494). Endlich ist noch der **dramatischen Dichtung** zu gedenken, die aus kirchlichen Aufführungen an den hohen Festtagen entsprungen, im 14. und 15. Jahrhundert ein wichtiger Kulturfaktor geworden war; am bekanntesten ist das Drama *von den klugen und törichten Jungfrauen*, im Jahre 1322 zu Eisenach zuerst vor dem Landgrafen Friedrich aufgeführt. Sehr beliebt war auch das Spiel von *Frau Jutten*, der Päpstin Johanna, von *Theodorich Schernberg* aus Mülhausen verfasst. Zuletzt wollen wir noch verschiedene Richtungen der **prosaischen Dichtung** nicht unerwähnt lassen, so die Geschichtsschreibung, vertreten durch *Jakob Twinger von Königshofens* Chronik und zahlreiche andere Werke, die **geistliche Mystik** in *Meister Eckharts* deutschen Predigten und Traktaten und *Johann Taulers* Predigten, endlich in *Johann Geiler von Keiserbergs* Werken, die aber zum Teil schon ins 16. Jahrhundert hinüberreichen.

Satyrische Dichtung.

Drama.

Prosa.

Einige Sprachproben aus den verschiedenen Jahrhunderten mögen die Weiterentwicklung der Sprache veranschaulichen.

Aus der Uebergangszeit stammt die Uebertragung und Auslegung des Hohenliedes von Willeram (ungefähr 1160). Die Sprache mutet uns fast noch wie althochdeutsch an, wie eine Probe zeigt:

Willirams Psalmen-Uebersetzung.

Síno, daz bétte des cúniges Salomonis, dáz úmmegênt dés náhtes sészoch bíderba gnéhta der

állero bíderbeston in Jsrael. Ir áller îegelîh hábet sîn suért in hánton, cúnnon álla máhtigen véhtan, unte ir nechein nelâzzet sîn suért vone sînemo dîehe dúrch die náhtvórhta.

Siehe, das Bett des Königs Salomon, das umstehen Nachts sechzig tapfere Ritter der allertapfersten in Israel. Ihrer aller jeglicher hat sein Schwert in Händen, (sie) können alle mächtig fechten, und ihrer keiner lässt sein Schwert von seinem Schenkel wegen der nächtlichen Furcht.

Wir finden in diesem Denkmal noch die vollen Endungen des Althochdeutschen erhalten und die Akzentbezeichnungen weisen auf die Nachwirkung von Notkers Brauch (s. § 10, S. 69f.). Aber etwa siebzig Jahre später, um 1130, hat die Sprache schon ein durchaus anderes Aussehen gewonnen, wie ein paar Verse aus Lambrechts Alexanderlied beweisen werden. Sie lauten:

Lambrechts Alexanderlied.

Philippus nam im[1] ein wîp,[2]
si trûc[3] einen frumeclîchen lîp.[4]
Jch sage iu,[5] wî ir name was:[6]
si hîz diu scône[7] Olimpias.
daz was[6] Alexanders mûter.[3]
diu frowe[8] hete[9] einen brûder,[3]
der was[6] ouh Alexander genannt,
ze Perse heter[9] daz lant.
der was[6] ein vurste[10] alsô getân,
er ne wolte neheinem[11] kunige wesen[12] undertân.

---

[1] sich [2] Weib [3] mitteldeutsche Form für mittelhochdeutsch truoc „trug"; ebenso mûter = muoter, brûder = bruoder [4] trefflichen Leib [5] euch [6] war [7] schöne [8] Frau [9] hatte, hatte er [10] Fürst [11] keinem [12] sein.

Die fortgeschrittene Entwicklung der Sprache ist unverkennbar, die Abschwächung der Endungen zu e ist vollzogen, aber der Dichter ist noch in seiner Mundart befangen; mitteldeutsch sind Formen wie trûc, brûder, mûter für hochdeutsches truoc, bruoder, muoter, hete für hâte = habete „hatte", hîz für hiez. Diese Abhängigkeit von dem angestammten Dialekt wird im Laufe des 12. Jahrhunderts von den Klassikern der Blüteperiode überwunden. Wiederum 70 Jahre später, um 1200, sehen wir die mittelhochdeutsche Dichtersprache auf ihrer Höhe, fast frei von mundartlichen Beimischungen, wie eine Anzahl Verse aus dem armen Heinrich des Hartmann von Aue uns zeigen möge:

Arme Heinrich von Hartmann von Aue.

Ein ritter sô gelêret was
daz er an den buochen[1] las
swaz[2] er dar an geschriben vant.
der was Hartman genant.
dienstman was er ze Ouwe. . . . .
Er las diz selbe maere,[3]
wie ein herre waere
ze Swâben gesezzen;
an dem enwas[4] vergezzen
deheine[5] der tugende
die ein ritter in sîner jugende
ze vollem lobe haben sol.

Aufgebaut nach den Mustern der klassischen Dichter hält sich die poetische Sprache in ihrer Vollkommenheit lange Zeit, wohl ein und ein halbes Jahrhundert, bei den guten Schriftstellern. Daneben hat aber die prosaische Sprache ihre eigne Entwicklung,

[1] in den Büchern [2] alles was [3] Kunde, vgl. *Märchen*
[4] enwas = nicht war [5] keine.

und wie weit sie sich schon von jener im 13. Jahrhundert entfernt hat, dafür können die oben S. 86 f. gegebenen Urkundenproben zum Vergleich dienen.

Verfall der Sprache.

Der Verfall der poetischen Sprache beginnt mit dem Uebergang der Dichtung in die Hände der Bürgerlichen, der sog. Meistersinger. Neben seinem eignen Versmass und Stil, erlaubt sich jeder Dichter nunmehr auch seine Mundart zu verwenden, so dass im 14. und 15. Jahrhundert von einer einheitlichen Kunstsprache nicht mehr die Rede sein kann. Vielmehr zeigen sich jetzt auch in der dichterischen Sprache die Keime einer Entwicklung, die, gleichwie in der Prosa, zur neuhochdeutschen Zeit hinüberführen, wovon in § 18 die Rede sein wird.

Neben der reichfliessenden Quelle poetischer und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auch prosaischer Literatur kommen in unserm Zeitraum weitere Sprachquellen wie in althochdeutscher Zeit für reinsprachliche Zwecke nicht mehr in Betracht. Die uns erhaltenen Handschriften sind so mannigfaltig nach Herkunft und Mundart und geben so reichlichen Aufschluss über das Leben und die Entwicklung der Sprache in mittelhochdeutscher Zeit, dass wir weitere Sprachquellen nur selten benötigen.

§ 14.

Der mittelhochdeutsche Konsonantismus und Vokalismus.

Die Sprache der im vorhergehenden Abschnitt genannten literarischen Denkmäler des Mittelhochdeutschen ist natürlich keine einheitliche; schon die zeitliche Ausdehnung unserer Periode über 4 Jahrhunderte (1100—1500) spricht gegen eine gleich-

mässige sprachliche Form; zudem gehören die Denkmäler den verschiedensten Gegenden und Mundarten an und bewahren nicht selten deren Eigentümlichkeiten. Was wir daher im Folgenden als mittelhochdeutsche Sprache bezeichnen, ist eine Art Normalform, der auch die Ausgaben der erhaltenen Schriftwerke angepasst werden. Der Lautstand ist der des Ostfränkischen; zeitlich fällt diese Normalform des Mittelhochdeutschen mit der Blüteperiode vor und nach 1200 zusammen; um diese Zeit sind die aus dem Althochdeutschen noch erhaltenen Eigentümlichkeiten der Uebergangszeit abgestreift und die neuen Formen, die dem Neuhochdeutschen seine charakteristische Gestalt verleihen, noch nicht hervorgetreten, wie wir dies gegen Ende der mittelhochdeutschen Periode beobachten können. Der Konsonantenbestand des Mittelhochdeutschen unterscheidet sich von dem des Althochdeutschen weniger durch das Auftreten neuer Laute (sch), als durch die grössere Einheitlichkeit in der Bezeichnung der Laute: das in ahd. Schriftdenkmälern alemannischer Herkunft häufig zu treffende kh z. B. verschwindet, dafür tritt k oder gelegentlich ch ein; für ahd. k, p steht g, b im Anlaut; das Gebiet von f und v, von k und c wird abgegrenzt u. s. w. Folgende Konsonanten sind vorhanden: Mhd. Konsonantismus.

	Gutturale:	Dentale:	Labiale:
Tonlos	k, c, q	t	p
Tönend	g	d	b
Reibelaute	ch, j	s, sch, z	w, f, v
Nasale		n	m
Liquida		l, r	
Hauchlaut	h		
Affrikaten		z	pf

An Doppellauten sind folgende vorhanden: ck (= kk), tt, pp, gg, dd, bb, ss, ff, nn, mm, ll, rr.

Wenn nun auch das Schriftbild in unserer Periode nicht wesentlich gegen die frühere Zeit verändert ist, so stellen dieselben Zeichen doch vielfach nicht mehr dieselben Laute dar wie ehedem.

Der Laut h.

Das Zeichen **h**, das ursprünglich überall den im Neuhochdeutschen mit **ch** (in *ach, doch*) wiedergegebenen Laut bezeichnete, wird schon im Laufe der Entwicklung des Althochdeutschen im Anlaut schwächer und sinkt zum blossen Hauchlaut herab; im späteren Althochdeutschen und besonders im Mittelhochdeutschen wird auch inlautendes **h** vor Vokalen lautschwächer, nur vor Konsonant und im Auslaut hat h seine ursprüngliche Aussprache bewahrt. In letzterem Falle wird im Mhd. nunmehr **ch** geschrieben, das ebenso wie h vor Konsonanten stets als hartes **ch** (in Nacht) zu sprechen ist: sehen — sach „sah" — siht „Sicht". Wo **h** ein schwacher Hauchlaut geworden ist, fällt es häufig ganz aus. Schon Notker kennt die Zusammenziehung zên = zehen (10), swêr = sweher „Schwäher" u. a.; im Mittelhochdeutschen folgen weitere Zusammenziehungen wie sên aus sehen, trêne aus trähene, vân aus vâhen „fahen, fangen" u. s. w. Vor Konsonant sprechen wir noch heute h als ch: *nicht, Macht*, ebenso wenn urgermanisch oder althochdeutsch hh vorlag: *lachen, suchen* u. s. w. Niemals ist h im Mhd. wie im Nhd. blosses Dehnungszeichen.

Der Laut sk.

Einen durchgreifenden Wandel der Aussprache erleidet die Lautverbindung **sk**, indem der Verschlusslaut k sich zum Reibelaut **ch** verändert. Im 12. Jahrhundert beginnt dieser Wandel, im 13. Jahrhundert ist er im Alemannischen durchgeführt; neben der

Bezeichnung **sch** für die neue Lautgruppe finden wir auch **sh**; ja sogar einfaches **s** zeigt sich für sie. Diese Schreibungen beweisen uns, dass die Zeichen sch, sh, s einen einheitlichen Laut darstellen, für den indes bis heute noch kein besonderes Zeichen durchgedrungen ist. Für das Hilfszeitwort ahd. scal, scolan ist schon im Mhd. sal, solen eingetreten, das im heutigen *soll, sollen* erhalten ist; hier ist k nach s also ganz unterdrückt worden.

Wandel des s zu sch.

Das Mittelhochdeutsche konnte wohl aus dem Grunde einfaches **s** für **sch** setzen, weil jenes in seiner Aussprache mehr nach dem hinteren Gaumen lag als unser heutiges s, mit stärker gehobener Zungenspitze gesprochen wurde und sich daher dem am harten Gaumen artikulierten sch mehr näherte. Wenn auf ein mhd. anlautendes, palatal gesprochenes s ein Konsonant folgte, so ist es im Laufe des 14. Jahrhunderts mit sch zusammengefallen. In den oberdeutschen Dialekten verbreitet sich dieses **sch** am schnellsten; zunächst werden anlautendes **sl, sm, sn** ergriffen, dann **sw**, am längsten widerstehen **sp** und **st**. Deshalb sprechen wir heute den sch-Laut in *schlafen* = mhd. slâfen; *Schmerz* = mhd. smerze; *schneiden* = mhd. snîden; *Schwan* = mhd. swân; *Spiel* = mhd. spil; *Stuhl* = mhd. stuol. In den Lautverbindungen **sp** und **st**, in denen dieser Wandel am spätesten eingetreten ist, hält die Schrift noch heute am einfachen Zeichen fest. Im Inlaut hat sich im Hochdeutschen in allen genannten Verbindungen kein sch entwickelt, wohl aber in Mundarten, wie z. B. im alemannisch-schwäbischen u. a.

Auslautendes m.

Einen Wandel der Artikulation macht auch der auslautende Nasal **m** durch. Wie schon im Urgermanischen auslautendes m zu n wird und

dann schwindet, so setzt sich diese Entwicklung im späteren Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen fort. Durch den Abfall der auslautenden Vokale (s. § 2, S. 13) war **m** aufs Neue in vielen Fällen in den Wortauslaut gerückt, und die ältesten Denkmäler zeigen allgemein dieses **m**. Aber schon im Laufe des 9. Jahrhunderts geht das **m** der Flexionsendungen in **n** über: tagum wird tagun, habêm wird habên, bim, tuom werden bin, tuon; dagegen behauptet sich zunächst **m**, wenn es zum Stamm des Wortes gehört, da es durch die flektierten Formen geschützt ist: nam zu neman „nehmen". In unserer Periode wird auch dieses **m** angegriffen, wenn es zu einer Ableitungssilbe gehört: mhd. besem, buosem, vadem werden zu *Besen, Busen, Faden*. Indes hält sich dialektisch das **m** noch bis heute, wie es auch Luther oft aufweist.

Der Laut w.

Das urgermanische **w** ist im Althochdeutschen als Halbvokal erhalten geblieben, es wurde wie das heutige englische **w** gesprochen. Das Zeichen **w** ist bekanntlich aus uu entstanden; oft wird im Althochdeutschen auch geradezu u dafür gesetzt, und bis heute haben wir nach q diesen Gebrauch beibehalten, entsprechend einer weitverbreiteten Aussprache: *Qual, Quelle* u. s. w.

In mittelhochdeutscher Zeit erleidet dieses halbvokalische **w** einen Wandel in der Aussprache, den wir um das Jahr 1300 anzusetzen haben. Es wird zum labialen Reibelaut, der bis heute in ganz Süd- und Mitteldeutschland herrschend geblieben ist, während er in norddeutscher und hochdeutscher Aussprache zum tönenden labio-dentalen Reibelaut (= frz. engl. **v**) fortgeschritten ist. Im Silbenauslaut fällt w fort: snê — snêwes „Schnee". Ein

Gesetz, dass auslautendes w zu o werden muss, galt schon im Ahd.: garo, gen. gar(a)wes = mhd. gar(e), mit der Endung -er: garwer = nhd. gar, ebenso ahd. melo, melwes „Mehl" u. a. Im Nhd. sind diese w auch in den flektierten Kasus verloren gegangen, nur in Ableitungen bleiben Spuren zurück: *gerben* = ahd. garwen (eig. gar, fertig machen), *Milbe* = ahd. milwâ (eig. das Mehl machende Tier). Das halbvokalische i, j geschrieben, das schon im Althochdeutschen nach Konsonanten im Inlaut ein sehr schwacher Laut war, ist im Mittelhochdeutschen nicht mehr anzutreffen: ahd. minnia = mhd. minne, ahd. sippia = mhd. sippe. Nur nach r hält es sich etwas länger; in zwei Wörtern ist es bis auf unsere Zeit geblieben, nämlich nhd. *Ferge* aus ahd. ferjo „Fährmann" und *Scherge* = ahd. scarjo. Freilich hinterliess das geschwundene j eine Spur seines Daseins, indem der vorhergehende Konsonant gedehnt, in der Schrift also verdoppelt wurde. Das war im Ahd. auch stets der Fall. Später aber durchkreuzten Analogiewirkungen diese Regelmässigkeit, besonders beim Zeitwort, da hier Formen mit und ohne j nebeneinander herliefen; z. B. ahd. wellu = got. wiljau „ich will", ahd. welis = got. vileis „du willst", ahd. wellen = got. wiljan „wollen", ahd. welita = got. wilda (ohne Bindevokal) „ich wollte". Daher stehen im Mhd. Formen wie biten : bitten, schüten : schütten nebeneinander. Stimmhafte Laute (g, b, l, m, n) werden oft nicht verdoppelt: ligen = got. ligjan (daneben licken); nhd. *quälen* = ahd. quellan, *grämen* = ahd. gremen, gremmen, u. s. w. Gedoppelter Konsonant wird im Auslaut und nach langem Vokal nicht bezeichnet: mhd. stam — stammes, treffen — trâfen.

Der Halbvokal j.

Media und Tenuis im Wechsel.

Charakteristisch für die mhd. Rechtschreibnng ist ihre Genauigkeit in der Bezeichnung der Entsprechung stimmhafter Laute im Inlaut und stimmloser Laute im Auslaut. Wir sprechen auch heute noch alle *b*, *d* und teilweise auch *g* im Auslaut als *p*, *t* und *k* : *Lob* sprechen wir *Lop*, *Hund* — *Hunt*, *Tag* — *Tak*; im Inlaut *(Lobes, Hunde, Tagen)* sprechen wir dagegen den ursprünglichen stimmhaften Laut. Das Mhd. ist auch in der Schreibung genau, wenn es unterscheidet: geben : gap *(gab)*, lîden : leit *(leiden : litt)*, bergen : barc *(barg)*.

Auslautendes r.

Auslautendes r des Ahd. schwindet in wenig betonten Umstandswörtern im Mhd: neben dâr, wâr, êr, hiar, mêr finden wir dâ „da", wâ „wo", ê „ehe", hie „hie", mê „mehr". Das Nhd. folgt in den vier ersten Beispielen, erhält aber das r in *hier* und *mehr*, ebenso in Zusammensetzungen vor Vokal bei *wo* und *da* : *worin*, *daran*.

Auslautendes t.

Das t der 3. Person Plur. Praes. ist im älteren Mhd. noch erhalten in -ent aus ahd. -ant : nement = ahd. nemant; im späteren Mhd. fällt das t ab, wie es im Nhd. der Fall ist. Dem Abfall eines t steht aber die häufige Hinzufügung eines t gegenüber : mhd. wîlent aus ahd. wîlôn (eig. Dat. Plur. von wîla „Weile") „weiland", mhd. nhd. allen-t-halben, mhd. selbert neben selbes u. s. w.

Die Laute f und v.

Doppelte Schreibung für **einen Laut**, findet sich bei f, das auch v geschrieben wird wie heute noch, vor a, o, e, i im Wortanlaut und im Inlaut fast regelmässig, gelegentlich auch vor u, ü, r, l im Anlaut. Aber zum Unterschied vom Nhd. scheint mhd. f einen schärferen Laut, etwa = nhd. ff, v einen schwächeren Laut zu bezeichnen. Man schreibt also: hof aber hoves, niftel „Nichte" aber neve

„Neffe", vinden „finden", indes sowohl *für* wie *vür* (vgl. nhd. *für* und *vor*). Ebenso pflegt der Laut k im Silbenanlaut als c im Silbenauslaut bezeichnet zu werden: kunst; dan-kes, aber danc, danc-te; in der Verdoppelung daher ck : sackes, eine Bezeichnung, die heute noch üblich ist. Die Laute k und c.

Umgekehrt ist nur ein Buchstabe für zwei Laute bei mhd. z vorhanden. Es bezeichnet erstens den z-Laut des Nhd., zweitens einen scharfen, gelispelten s-Laut, gewöhnlich als ʒ in den Ausgaben gedruckt, der im Anlaut nicht vorkommt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ist dieser ʒ-Laut ganz mit dem alten, scharfen s zusammengefallen; er wird nunmehr ss oder sz geschrieben: haʒ, haʒʒes, wird also hasz, hasses geschrieben; im Auslaut steht oft einfaches s : daʒ wird das, alleʒ wird alles. Das Zeichen z.

Im Grossen und Ganzen macht der mhd. Konsonantismus den Eindruck eines festgefügten phonetischen Systems, das in den Ausgaben, weniger allerdings in den Handschriften unserer nhd. Rechtschreibung an Regelmässigkeit der Lautbezeichnung weit überlegen ist. Das mhd. Vokalsystem zeichnet sich durch dieselbe Eigenschaft aus. Es besteht aus folgenden Lauten: Vokalismus.

Kurze Vokale: a, e, i, o, u
Lange Vokale: â, ê, î, ô, û.
Umlaute dazu: ö, ü (iu), æ, œ
Diphthonge: ei, ou, ie, uo — iu (?)
Umlaute dazu: öu (eu), üe

Freilich sind die Handschriften, wie es bei mechanischer Vervielfältigung durch oft ungebildete oder ungeübte Schreiber nicht zu vermeiden war, selten genau in der Bezeichnung der Vokallaute:

Länge und Kürze wird z. B. gewöhnlich nicht unterschieden oder das Längezeichen an falscher Stelle gesetzt u. a. m. Zu den einzelnen Zeichen ist folgendes zu bemerken:

e dient zur Bezeichnung zweier verschiedener Laute wie schon im Ahd., es ist offenes ë oder geschlossenes e; z. B. gëben aus ahd. gëban oder geste aus ahd. gesti, d. h. Umlaut des a zu e. Gelegentlich dient es auch zur Bezeichnung des noch offeneren ä. Der Diphthong iu ist entweder als Umlaut von u = ü, oder, wo er altem iu entspricht, vielleicht noch Diphthong; dagegen ist ie stets Diphthong, z. B. in *fiel*, Präteritum von *fallen*.

Wie schon im Ahd. ist auch jetzt noch ein Vokal in offener Silbe kurz, nicht lang wie im Nhd. zu sprechen; also văter, gëbe „Gabe", lĭgen „liegen", bŏte, bŭgen Plur. Praet. „bogen".

Umlaut. Der Umlaut, der durch ein i oder j der folgenden unbetonten Silbe bewirkt wird, hatte im Ahd. den Vokal a zu e gewandelt; nunmehr tritt er auch bei anderen Vokalen hervor, obwohl das umlautbewirkende j geschwunden und i zu e geschwächt war (Beispiele s. o. § 11, S. 80f.). Offenbar war der Umlaut schon früher vorhanden, aber in der Schrift noch nicht bezeichnet worden. Neu ist der Umlaut von a zu ä in solchen Wörtern, wo im Ahd. a vom Umlaut verschont blieb, sei es, dass i (j) nicht direkt auf die Stammsilbe folgte oder dass umlauthindernde Konsonanten sie abschlossen. Während der ältere Umlaut des a ein geschlossenes e ist: gast — geste, ist der jüngere Umlaut des a ein ganz offenes e, das als ä bezeichnet wird: maht — mähtec „mächtig", maged — mägede (ahd. magad — magadi). So erklären

sich die nhd. Verschiedenheiten in der Schreibung des Umlaut-a: *Hand — Hände*, wo der Umlaut von a zu ä erkennbar ist; dagegen *behende*, bei dem die Beziehung zu *Hand* vergessen ist; ähnlich *Hahn — Hähne*, aber *Henne* (vgl. § 7, S. 43). Der alte Wechsel zwischen ë und i (s. § 2, S. 11) ist ebenfalls durch i der folgenden Silbe bewirkt und noch in Kraft: hëlfen — du hilfest — er hilfet; wie schon im Ahd. tritt i auch vor ursprünglichem u der 1. Person Sing. Praes. ein: ich hilfe = ahd. hilfu. Vergleiche auch das Substantiv bërc — gebirge = ahd. gibirgi, das Adjektiv wërt — wirdic und ähnl. Bildungen.

Wie e mit i, so wechselt auch o mit u. Altes u wurde schon im Urgermanischen zu o, wenn die folgende Silbe a, e oder o enthielt (s. § 2, S. 11); diese „Brechung" hat sich bis ins Mhd. erhalten: bugen „bogen" (ahd. bugun), aber gebogen (ahd. gibogan), wolf (urgerm. wulfaz), aber wülfinne „Wölfin".

Ablaut.

Die Ablautsklassen des Ahd. (s. § 8, S. 51 f.), sind im Mhd. unverändert erhalten, so dass wir hier auf die an obiger Stelle gegebene Aufzählung nur zu verweisen brauchen.

Vokale in unbetonten und nebentonigen Silben.

Wie schon früher erwähnt (s. § 11, S. 79 f.) sind die vollen Vokale des Ahd. in den unbetonten Endungen zu einförmigem e geworden; nur wo sie durch einen Nebenton geschützt waren, blieben sie erhalten; so in den Endungen -unge, -nisse, -aere, -inne, -în, -lîn der Substantive, -ic (= ahd. -îg und -ag, daneben -ec-), -isch (= ahd. isc), daneben -esch bei Adjektiven. Vgl. scrîbaere „Schreiber", küneginne, künegîn „Königin" — heilic, heilec „heilig" (ahd. heilag), saelic, saelec „selig" (ahd. sâlîg), irdisch (irdesch). Vereinzelt

erhalten sich vollere Vokale in einigen zu Hauptwörtern gewordenen Participien Praesentis: heilant, wîgant „Kämpfer"; -ist in den Superlativen obrist, minnist „geringste", -ôst in vorderôst „vorderste", und in einigen Substantiven, wo sie auch das Nhd. noch kennt, wie liumunt „Leumund"; in anderen ist der volle Vokal jetzt nicht mehr erhalten, wie in mhd. arzât neben arzet „Arzt".

Schwund des e.

Aber selbst das aus vollerem Vokal geschwächte **e** ist seines Bestandes nicht sicher. In Präfixen wie be-, ge-, ver- fällt es oft aus; z. B. belîben und blîben „bleiben", gelouben und glouben „glauben", verliesen und vliesen „verlieren"; vgl. auch nhd. *fressen* aus ver-essen. In Affixen verstummt tonloses **e** nach hochbetonter kurzer Stammsilbe oder nach tieftoniger kurzer Nebensilbe, besonders gern nach Liquida; z. B. hëln für hëlen „hehlen", varn „fahren", michelm = michelem „grossem", nim „nimm" u. s. w.

Dehnung von Vokalen.

Anderseits kommen aber auch nicht selten Fälle vor, wo im Mhd. unter dem Einfluss des Hochtones früher kurze Vokale gedehnt werden, so in den Partikeln dâ, sâ „so", wâ „wo", jâ, nû; besonders in Fremdwörtern: bâbest „Papst" aus lat. p pa, tâvel aus lat. tabula „Tafel", schrîben aus lat. scribere „schreiben", mîle aus lat. mĭlia „Meile", barûn aus frz. baron (mit Uebergang des ō in ū).

Neue Diphthonge.

Die bunte Mannigfaltigkeit der ahd. Diphthonge wird in mhd. Zeit, wenigstens in den modernen Ausgaben, normalisiert und zu den oben (S. 103) aufgezählten Typen vereinfacht. Daneben aber tauchen neue Diphthonge auf, z. B. **ei** durch Zusammenziehung aus age, ege: geseit = gesaget, meid = maged (daher noch heute *Maid* neben

Magd, Deinhard aus Degenhard; oi aus oge in mitteldeutsch voit „Vogt" (vgl. *Voigtland*) u. a.

Wir haben im Vorhergehenden das klassische Mittelhochdeutsch im Auge gehabt; in den mittelhochdeutschen Mundarten gab es natürlich eine grössere Abwechslung im Vokalsystem, als wir sie hier zur Darstellung bringen konnten. So zeichnet sich das Mitteldeutsche z. B. durch seine Neigung aus, Diphthonge zu einfachen Vokalen zusammenzuziehen, uo in û, ie in î, iu zu û, wofür oben in § 13, S. 94 einige Belege gegeben sind. Für ei und ou schreibt es gern ai und au, gleichwie das Bairische. Das Mitteldeutsche bildet im Konsonantismus wie auch im Vokalismus die hauptsächlichste Grundlage für die neuhochdeutsche Lautgebung, während andere Eigenheiten des nhd. Vokalismus ursprünglich den oberdeutschen Mundarten zukommen, worüber § 19 das Nähere bringen wird.

§ 15.

Deklination und Konjugation im Mittelhochdeutschen.

Die Vereinfachung der zahlreichen indogerm. Deklinationsklassen und Kasus, die schon in althochdeutscher Zeit zu einer wesentlichen Verminderung der alten Fülle geführt hat, setzt sich in unserer Periode weiter fort, vor allem unterstützt durch die Schwächung der vollen Endungsvokale zu e, die z. B. den Unterschied zwischen a- und i-Deklination noch weiter verwischt. Die vollständige Unterdrückung des Endungs-e nach Liquiden auf kurzen Stammvokal lässt die Deklinationsendungen in bestimmten Fällen ganz schwinden. Der Instrumen-

talis (Kasus des Mittels oder Werkzeugs), der schon im Althochdeutschen im Absterben begriffen ist, geht nunmehr vollständig unter bis auf wenige erstarrte Reste.

Starke Deklination.

I. Wir unterscheiden jetzt nur noch zwei Klassen der starken Deklination. Ihre Merkmale für die Masculina sind der Nichtumlaut (A-Klasse) oder der Umlaut (I-Klasse) im Plural; für die Feminina im Nom. Acc. Sing. die Endung e ohne Umlaut (A-Klasse) oder Endungslosigkeit (I-Klasse); im Gen. Dat. Sing., die mit Endungen versehen sind, der Nichtumlaut (A-Klasse) oder Umlaut (I-Klasse). Die Neutra der A-Klasse sind im Nom. Acc. Plural meist noch endungslos (doch s. weiter unten).

Die Maskulina und Neutra der ja-Deklination haben im Mhd. als einzigen Rest derselben ein **e** im Nom. Acc. Sing. Dies **e** bewahren auch einige ursprünglich der u-Deklination angehörige Wörter wie vride „Friede", site „Sitte", schate „Schatten", mëte „Met", sige „Sieg". Die Femininstämme auf -ja sind ganz mit den ā-Stämmen zusammengefallen. Für die bis jetzt erwähnten Deklinationsklassen geben wir in Folgendem einige Paradigmen:

Paradigmen.

1. Männliche Hauptwörter der A-Klasse:

Sing.	N.	tac	kil (Liquidastamm)	hirte (ja-Stamm)
	G.	tages	kils „Kiel"	hirtes
	D.	tage	kil	hirte
	A.	tac	kil	hirte
Plur.	N.	tage	kil	hirte
	G.	tage	kil	hirte
	D.	tagen	kiln	hirten
	A.	tage	kil	hirte

Eine besondere Erwähnung verdienen einige Stämme auf -w, das im Nom. Acc. Sing. ausfallen musste (s. § 14, S. 100f.) und in den anderen Kasus wieder auftritt:

Sing. sê „See", sêwes, sêwe, sê
Plur. sêwe, sêwe, sêwen, sêwe.

2. Die I-Klasse unterscheidet sich nur durch den Umlaut in der Mehrzahl:

Sing. balg „Balg", balges, balge, balg
Plur. belge, belge, belgen, belge.

3. Feminina der ā- und ja-Klasse:

Sing. N.	gebe „Gabe"	zal „Zahl" (Liquida-stamm)	sünde (jā-St.)
G.	gebe	zal	sünde
D.	gebe	zal	sünde
A.	gebe	zal	sünde
Plur. N.	gebe	zal	sünde
G.	gebe	zal	sünde
D.	geben	zaln	sünden
A.	gebe	zal	sünde

4. Feminina der alten i-Klasse (und u-Klasse):

Sing. N. kraft
G. krefte } Neben der umgelauteten Form tritt indes
D. krefte } auch die nicht umgelautete *kraft* auf.
A. kraft

Plur. N. krefte
G. krefte
D. krefte**n**
A. krefte

5. Neutra der a-Klasse:

Sing.	N.	wort	künne (ja-Stamm)
	G.	wortes	künnes
	D.	worte	künne
	A.	wort	künne
Plur.	N.	wort, worter	künne
	G.	worte, worter e)	künne
	D.	worten, wortern	künnen
	A.	worte, worter	künne.

Das Suffix **-er**, über dessen Entstehung wir in § 8, S. 47 gesprochen haben, war anfangs auf einen kleinen Kreis von Wörtern beschränkt; es greift in unserer Periode um sich und kann an viele starke Neutra Umlaut bewirkend antreten.

Schwache Deklination.

II. Auch in der schwachen Deklination hat die Schwächung der Endungsvokale zu **e** das Paradigma ausserordentlich vereinfacht:

		a) Mask.	b) Fem.
Sing.	N.	mâne „Mond" (Mask.)	zunge
	G.	mânen	zungen
	D.	mânen	zungen
	A.	mânen	zungen
Plur.	N	mânen	zungen
	G.	mânen	zungen
	D.	mânen	zungen
	A.	mânen	zungen

c) Neutr. Sing. herze, herzen, herzen, herzen
Plur. herzen, herzen, herzen, herzen

Spuren der konsonantischen Deklination sind noch vereinzelt erhalten; so kommt endungsloser Plural bei vriunt „Freunde", man „Männer" (daneben schwach flektiert mannen, auch stark manne und sogar menner) und naht „Nächte" vor.

Adjektiv-Deklination.

Die Deklination der Eigenschaftswörter bewegt sich ganz im Rahmen der für das Althochdeutsche in § 8 dargelegten Verhältnisse; die Endungen sind wie beim Hauptwort zu **e** verblasst, nur **iu** hält sich im Nom. Sing. Fem. und Nom. Acc. Pl. Neutr. in der ganzen mittelhochdeutschen Zeit.

Starke Deklination des Adjektivs:

		Mask.	Neutr.	Fem.
Sing.	N.	blinder,	blint, blindez	blindiu, blint
	G.	blindes		blinder(e)
	D.	blindem(e)		
	A.	blinden	blint, blindez	blinde
Plur.	N.	blinde	blindiu	blinden
	G.	blinder e)		blinder(e)
	D.	blinden		blinden
	A.	blinde	blindiu	blinde

Die eingeklammerten e finden sich nur im ältesten Mhd.; die Stämme auf **r, l** und **n** lassen dazu das **e** der Endung ausfallen. Die ja-Stämme unterscheiden sich von den reinen a-Stämmen nur durch die Endung **e** im Nominativ aus älterem **i**) und den durch alle Fälle durchgehenden Umlaut: mære (ahd. mâri) „berühmt", schoene ahd. scôni) „schön" u. s. w. Die schwache Deklination hat im Nom. aller Geschlechter die Endung **-e**, in allen andern Fällen **-en**.

Steigerung.

Die ahd. Endungen des Komparativs auf **-ir** und **-ôr** und des Superlativs auf **-ist** und **-ôst** sind beide zu **-er** und **-est** geschwächt; ihre Nachwirkungen zeigen sich indes darin, dass die Komparative oder Superlative teils den Umlaut annehmen teils nicht; z. B. alt — alter und elter — altest und eltest, dagegen nur grôz — groezer — groezeste (groeste).

Auch eine unregelmässige Steigerung findet sich, d. h. die Steigerungsgrade werden von einem anderen Stamm gebildet wie der Positiv:

gut = guot — bezzer (got. batiza, St. bat-) bezzest, beste
schlecht = ubil — wirse (engl. worse) — wirsest (engl. worst)
gross = michel — mêrer (got. maiza) — meiste (got. maists)
klein = lützel — minner (lat. minor) — minnest (nhd. *mindest*).

Adverbia. Die ahd. Adverbialendung o ist zu e verblasst: hôch — hôhe. Die Adjektiva der alten ja-Klasse enden schon auf e (s. oben); ihr Adverb unterscheidet sich aber durch das Fehlen des Umlauts vom Adjektiv: schoene — schône, süeze — suoze.

Die Bildung des Adverbs mittels des Suffixes -lîche, zu der sich im Ahd. erst die Ansätze finden, ist im Mhd. sehr verbreitet: saelec „selig" — saeleclîche. Im Nhd. ist sie bekanntlich wieder im Verschwinden begriffen (s. § 9, S. 63f.). Die Steigerungsgrade des Adverbs haben keinen Umlaut, sind aber sonst denen des Adjektivs gleich: hôhe — hôher — hôhest.

Fürwörter. Die persönlichen Fürwörter sind in der Hauptsache den ahd. Formen mit lautgesetzlicher Entwicklung der Endungen gleich, nur beginnt bereits der Acc. Plur. unsich zu schwinden, dafür tritt die Dativform uns ein.

Zahlwörter. Auch bei den Zahlwörtern kommen, ausser den lautlichen Veränderungen, keine bedeutenden Neuerungen vor; für ahd. zehanzug tritt nunmehr hundert auf.

Beim Zeitwort ist die Abschleifung der Endungen, die schon bei Notker auftritt, noch weiter fortgeschritten. Es wird nunmehr folgendermassen abgewandelt: Zeitwörter.

	Gegenwart		Vergangenheit	
			Indik.	Konj.
Sing.	ich nime	Sing.	ich nam	— naeme
	du nimest		du naeme	— naemest
	er nimet		er nam	— naeme
Plur.	wir nemen	Plur.	wir nâmen	— naemen
	ir nemet		ir nâmet	— naemet
	si nement		si nâmen	— naemen

Befehlsform: nim — nemen (wir) — nemet

Nennform: nemen — Gen. nemennes — Dat. nemenne

„ (Nehmen — des Nehmens — dem Nehmen)

Mittelwort der Gegenwart: nemende

„ „ Vergangenheit: genomen.

Häufig wird das e der Endungen ausgelassen, nicht nur regelmässig nach l und r, sondern auch oft vor t, besonders in der 3. Pers. Einzahl; also: ich var, du verst, er vert, wir varn; aber auch er siht = sihet, er wirt = er wirdet u. s. w.

Die Ablautsklassen entsprechen vollständig den in § 8, S. 51 f. dargestellten althochdeutschen, nur mit Abschwächung der Endungen und den orthographischen Eigentümlichkeiten des Mhd. Sie lauten nunmehr: Ablautsklassen.

I. 1. geben — gap — gâben — gegeben
2. nemen — nam — nâmen — genomen
3. binden — bant — bunden — gebunden
4. werfen — warf — wurfen — geworfen

II. 1. grîfen — greif — grifen — gegrifen
2 a. liugen — loug — lugen — gelogen
2 b. biuten — bôt — buten — geboten
III. faren — fuor — fuoren — gefaren
IV. Der Reduplikationsvokal ist im Mhd. gleichmässig ie (nur in wenigen Verben steht daneben iu):
a halten — hielt — hielten — gehalten.
b) loufen — liuf und lief — geloufen.

Schwache Verben.

Die drei Klassen der schwachen Verben auf -en (älter -jen), -ên und -ôn des Ahd. sind nun nicht mehr auseinanderzuhalten, da die Endungen gleichmässig den geschwächten Vokal **e** aufweisen; nur dialektisch und vereinzelt finden sich noch die alten vollen Vokale. Da schon im Ahd. nach langem Vokal der Stammsilbe bei den Verben der ja-Klasse das i im Präteritum zwischen Stamm und Endung ausfiel, so konnte kein Umlaut eintreten; J. Grimm nannte die Erscheinung, dass die Gegenwart umgelauteten Vokal hat, das Präteritum aber ohne Umlaut ist, **Rückumlaut.** Es heisst z. B. ahd. nerjen „retten" (got. nasjan) — nerita — ginerit êr, aber brennen (got. brannjan) — branta — gibrennit (gibrantêr). Daraus entwickelt sich der mhd. Unterschied zwischen: denen (urgerm. thanjan) „dehnen" — denete — gedenet und hoeren urgerm. hausjan) — hôrte — gehoert. Freilich fällt auch im Mhd. in den kurzsilbigen Verben nach r und l das bindevokalische e aus, aber der Umlaut zeigt sein früheres Vorhandensein: nern (urgerm. nasjan) — nerte — genert. Gelegentlich fehlte der Bindevokal i im Präteritum schon im Urgermanischen, wie die Lautangleichung des Konsonanten am Stammende an das t der Endung zeigt: denken — dâh-

Rückumlaut.

te — gedâht; dünken — dûhte, diuhte „deuchte“ — gedûht; bringen — brâhte — gebrâht u. a.

In urgermanische Zeit reicht auch die Bildung der Präteritopräsentia zurück, deren Formen die lautgesetzliche Weiterentwicklung der in § 8, S. 53 f. angeführten ahd. Zeitwörter bilden: weiz „ich weiss“ wizzen — Vergangenheit wisse und als Neubildung des Mhd. wiste, ebenso das Mittelwort gewist; muoz „muss“ — müezen „müssen“ — Vergangenheit muose und daneben ebenfalls muoste. skal „soll“ lautet jetzt meist sol sal) — suln solde. Als nicht zusammengesetztes Zeitwort erscheint nunmehr tar, turren, torste „wagen“, das sich noch bis zu Luthers Zeit erhält, dann aber ausstirbt, wie schon vorher einige hier nicht genannte Präteritopräsentia. Die übrigen an erwähnter Stelle genannten Zeitwörter bieten keine neuen Formen in mhd. Zeit, ebensowenig wellen „wollen“. Auch tuon „ich tue“, tete „ich tat“; gân, gên „ich gehe“, gienc „ging“; stân, stên „ich stehe“, stuont „stand“ sind die Fortsetzungen der entsprechenden ahd. Bildungen. Präteritopräsentia.

Wir ersehen aus dem Voranstehenden, dass im Mittelhochdeutschen der schon in der vorhergehenden Periode sehr zusammengeschmolzene Formenreichtum des Verbums durch das Verblassen der Endungen noch weitere Einbusse erlitten hat, sonst aber im grossen und ganzen auf dem Standpunkt der lautgesetzlichen Fortentwicklung der ahd. Formen stehen geblieben ist. Die ausgleichende Tätigkeit, die bei dem neuhochdeutschen Zeitwort die meisten altertümlichen Reste verwischt hat, zeigt sich kaum in ihren anfänglichen Spuren. Gegenüber dem neuhochdeutschen Zeitwort zeigt die mhd.

Konjugation noch grössere Mannigfaltigkeit — man denke z. B. nur an die vom Singular verschiedene Pluralform bei dem Präteritum der starken Verben — und dabei doch ein fest gefügtes, auf uralter Grundlage beruhendes System, das später durchbrochen wird und daher im Nhd. nicht mehr in der früheren Regelmässigkeit erhalten ist. Vom Standpunkt des Sprachforschers mag dies zu bedauern sein; vom praktischen Gesichtspunkte betrachtet, stellt die Verminderung der Formen eine Vereinfachung und somit einen Fortschritt im Leben der Sprache dar.

§ 16.

Wortton und Verskunst im Mittelhochdeutschen.

Die Grundzüge der ahd. Betonungsweise, die wir oben im § 10 entwickelt haben, bleiben auch im Mhd. fortbestehen; indes bewirkte die fortschreitende Verstärkung des Haupttons, mit dem die Abschwächung der schwachbetonten oder unbetonten Nebensilben Hand in Hand ging, dass der Nebenton zurücktritt und sich nur in bestimmten schwereren Ableitungssilben noch in alter Kraft erhält.

Nebenton auf schweren Endungen.

Solche Ableitungssilben sind: -aere in scrîbaère „Schreiber", -ing : fúndelîng „Findling", -unge : wárnùnge „Warnung", -isse : gedáehtnìsse „Gedächtnis", -sal : trüebesàl „Finsternis" (daneben dîhsel „Deichsel" ohne Nebenton), -inne : vúrstînne „Fürstin", -lîn : fíngerlîn „Fingerlein". In den genannten Endsilben ist infolge des starken Tieftons bis heute der volle Vokal erhalten geblieben.

Ein Tiefton ist überall da vorhanden, wo zwei nicht hochbetonte Silben aufeinander folgen, also stets in drei- und mehrsilbigen Wörtern. Auf die hochbetonte Silbe konnte zunächst eine unbetonte und dann eine nebenbetonte folgen: híndenân „hintendrein"; aber auch die nebentonige Silbe konnte sofort nach der hochbetonten kommen: weínènde, heílèger. Man nimmt gewöhnlich an, dass der letztere Fall nach langer Stammsilbe eintrat, wogegen nach kurzer Stammsilbe der Nebenton auf die zweitfolgende Silbe fiel: mánegèr, lóbetè. Indes hält diese Regel nicht in allen Fällen stand. Nebenton in dreisilbigen Wörtern.

Zweisilbige Wörter erhalten nur dann einen Nebenton, wenn im Zusammenhang der Rede wieder eine unbetonte Silbe folgt: daz wárt dô Gúnthèr bekánt; aber gewöhnlich nur solche mit langer Stammsilbe (kleínè, biétèn); Wörter mit kurzer Stammsilbe wie bŏte, sāgen, nāme können keinen Nebenton erhalten. Nebenton in zweisilbigen Wörtern.

Für die Zusammensetzungen gelten im Mhd. dieselben Regeln wie für das Ahd., sowohl für die zusammengesetzten Hauptwörter wie Zeitwörter. Wir verweisen daher auf das in § 10 Gesagte als für die mhd. Zeit (ebenso wie für das Nhd.) zutreffend. Nebenton in Zusammensetzungen.

Auch bei den Kunstformen der poetischen Sprache ist das Band zwischen ahd. und mhd. Zeit nicht zerrissen. Wesentlich auf der von Otfried geschaffenen Grundlage beruht bei den älteren Minnesängern, im Nibelungenlied u. s. w. die kunstmässige Dichtungsform des Mhd. Gewisse Verschiebungen mussten sich natürlich durch die Entwicklung der Sprache ergeben, indem die abgeschwächten Endungen weniger befähigt sind, He- Poetische Sprache

bungen zu tragen als im Ahd.; aber dafür ist es nunmehr infolge der Verkürzung der Wortformen auch möglich, mehr Inhalt in den Vers zu bringen. Anderseits schwindet wegen der grösseren Zahl Wurzelsilben der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenhebung immer mehr. Der Versfuss, d. h. die Hebung und die darauffolgende Senkung ist in der Regel zweisilbig; daneben finden sich auch ein- wie dreisilbige Versfüsse. Der Versausgang, der im Ahd. stets einsilbig ist (s. die Probe aus Otfried in § 10, S. 76 f.), kann nun auch zweisilbig sein, mit langer betonter erster Silbe und schwachem e in der folgenden. Der Vers selbst zerfällt durch eine Cäsur in zwei Hälften mit je 4 bezw. 3 Hebungen. Zwei aufeinander folgende Verse sind durch den Reim gebunden; zwei Verspaare bilden eine Strophe, deren letzte Halbzeile 4 Hebungen aufweist. Der Reim ist männlich, d. h. er ruht auf hochtoniger Silbe, die letzte Hebung fällt auf die Schlusssilbe. Für diese auf alter Ueberlieferung beruhende Verskunst bietet das Nibelungenlied ein Beispiel, dem die folgenden Strophen entnommen sind:

Die Versform.

(Akut ´ bezeichnet im Folgenden die Hauptthebung, Gravis ` die Nebenhebung.)

1. Dô wuóhs in Nìderlándèn, | eines rîchen kûneges kînt,
des váter dèr hiez Sigemùnt, | sîn muòter Sigelînt,
in einer bûrge rîchè | wîten wòl bekánt,
níden bî dem Rînè; | diu wàs ze Sántèn genánt.

2. Ich ságe iu vòn dem dégenè, | wie schoénè der wárt.

sîn lîp vor àllen schándèn | wàs vil wòl bewárt.
stárk ùnde maérè | wart sît der kùene mán;
hei! wás er grôzer êrèn | ze dìser wérldè gewán.

1. Da wuchs in Niederlanden eines reichen Königs Kind,
des Vater der hiess Sigmund, seine Mutter Sigelind,
in einer reichen Stadt weithin wohl bekannt,
unten an dem Rhein, die wurde Xanten genannt.

2. Ich sage euch von dem Recken, wie schön der wurde.
Sein Leib war vor allem Hässlichen durchaus bewahrt.
Stark und berühmt ward später der kühne Mann;
Ha! wie grosse Ehre er auf dieser Welt gewann.

Jüngere Metrik.

Diese auf althochdeutscher Grundlage beruhende Metrik wird seit dem Ende des 12. Jahrhunderts durch den Einfluss der romanischen Verskunst aus der Kunstpoesie verdrängt. Die Dichter der klassischen Periode der mhd. Zeit wurden von ihr sämtlich mehr oder weniger beeinflusst, umsomehr als sie ihre Stoffe grösstenteils aus Frankreich erhielten und daher naturgemäss auch durch die Form ihrer Vorlagen bestimmt wurden. Die Verse erhalten jetzt eine begrenzte Silbenzahl mit regelmässig abwechselnder Hebung und Senkung; man vermeidet einsilbige Versfüsse, während die Verwendung dreisilbiger, d. h. solcher mit einer Hebung und zwei Senkungen nicht durchweg umgangen wird. Neben männlichem Ausgang des Verses, d. h. auf betonte Silbe, findet sich nunmehr auch weiblicher Ausgang auf unbetonte Silbe. Den Auf-

takt, d. h. eine (oder zwei) unbetonte Silben, die der ersten Hebung des Verses vorausgehen, bestrebt man sich wegfallen zu lassen. Die guten Schriftsteller beginnen ihn einzuschränken. Man lese folgende Verse, die den Anfang von Hartmann von Aues Jwein bilden:

Swér an réchte gúete
Wéndet sín gemúete,
Dem vólget saélde und êre.
Des gît gewísse lêre
Künec Artus der gúote.
Wer immer zu rechter Güte
Wendet sein Gemüte,
Dem folgt Glück und Ehre.
Dafür gibt sichere Lehre
König Artus der Gute.

Die Fortsetzung der neuen Verstechnik bildet die kunstmässige Lyrik des 14. und 15. Jahrhunderts. Die regelmässige Abwechslung von Hebung und Senkung ist durchgeführt; einsilbige Füsse kommen überhaupt nicht mehr vor; dreisilbige werden durch Elision eines e zu zweisilbigen umgestaltet; der Auftakt aber wird regelmässig angewandt. Meister Heinrich Frauenlobs Verse sind derart gestaltet, wie eine kleine Probe zeigt:

Ir édelen sûzen[1] vróuwen[2] gût,
tût nâch der álten wírdikeít:[3]
Swer nícht treit[4] ritterlîchen mût,
den lât[5] û[6] ímmer wésen[7] leít.[8]

[1] süssen. [2] Frauen. [3] Würde. [4] trägt. [5] lasst. [6] euch. [7] sein. [8] verhasst.

Ez wár ie[9] gûter vróuwen site,
swer[10] rítterlîche vûge[11] tráge,
den grûzet[12] líeplich álle táge:
sô vólget û[6] vrou Sêlde[13] míte.[14]

Zerfall der kunstmässigen Metrik.

Von dem allmähligen Zerfall der sprachlichen Form gegen Ende des Mittelalters bleibt auch die äussere Gestaltung der Dichtungen nicht unberührt. Man hielt zwar an den überlieferten Kunstformen fest, aber man gebrauchte weniger Sorgfalt bei ihrer Anwendung. Man konnte infolge der Veränderung der Aussprache das Versschema der klassischen Zeit nicht mehr richtig verwenden, und geschah dies doch, so ergab sich dadurch oft ein Widerstreit zwischen Wortton und Verstakt, wie z. B. in folgenden Versen aus dem jüngeren Hildebrandslied (15. Jhd.):

Do nún der ált Hilpránde (st. Hildebrande)
durch den rósen gárten ausreít (ausritt)
ind (= in die) márk des Pérners lánde,
kom ér in gros arbeít:
wol vón dem júngen mit gewálde
do wúrd er ángeránt:
„nun ság du mír, du álder,
was súchst in dísem lánt?“

Wir ersehen aus dieser Probe deutlich, wie Wollen und Können bei dem Dichter in Widerstreit geraten; neben ganz regelmässig gebauten Versen finden wir andere, die nach altertümlicher Weise zweisilbigen Auftakt oder gar dreisilbige Senkung haben; ausreít und arbeít sind dem Verstakt zu-

[9] immer. [10] wer immer. [11] Fug = Benehmen. [12] grüsset. [13] Glück. [14] mit.

liebe falsch betont. Allerdings nähert sich das jüngere Hildebrandslied, wenn auch von einem kunstmässigen Dichter aufgezeichnet, doch nach Inhalt und Stil sehr der Volksdichtung, die im Gegensatz zur Kunstlyrik die alten Ueberlieferungen der echt deutschen Verskunst bewahrt: die Zahl der Hebungen bleibt massgebend, die Senkungen sind beliebig; auch die Ausfüllung eines ganzen Takts durch eine Silbe findet sich. Von diesem Brauch bewahrt das Volkslied bis heute noch viele Spuren. Man betrachte z. B. den Anfang des mhd. Volkslieds auf den sächsischen Prinzenraub im Jahr 1455:

Jüngere volksmässige Dichtung.

Wir wollen ein Liedel heben an,
Was sich hat angespunnen,
Wies in dem Pleissnerland gar schlecht war bestallt,
Als sein jungen Fürsten geschach gross Gewalt
Durch den Kunzen von Kaufungen . . . .

Es dürfte äusserst schwer sein, diese für den Gesang bestimmten Verse in ein regelmässiges Schema zu bringen. Nicht einmal die Zahl der Hebungen ist in den einzelnen Versen dieselbe; die Zahl der Senkungen ist ganz und gar willkürlich. Eine grössere Regelmässigkeit zeigt der Aufbau der Verse in dem etwas späteren Landsknechtslied auf die Schlacht bei Pavia (1525):

Was wöll wir áber hében án,
Ein neúes Líed zu síngen
Wohl vón dem Kön̈ig aús Frankreích
Mailánd das wóllt er zwíngen . . . .

Auch neuere Volkslieder zeigen noch die alt-ererbten Eigentümlichkeiten, die wir an den oben gegebenen Proben bemerken. Auf eine Hebung kommen zwei oder gar drei Senkungen, und auch eine nebentonige Silbe kann als Hebung verwendet werden. So in dem wohlbekannten Volksliéd: Heutiges Volkslied.

O Strássbùrg, o Strássbùrg! du wúnderschöne Stádt!
Darínnen líegt begrábèn so mánnigèr Soldát.
So mánnigèr und schönèr auch tápferèr Soldát,
Der Váter und líeb Múttèr böslích verlássen hát.

So hat sich neben der Kunstpoesie, die auf fremden Vorbildern aufgebaut wurde, bis zum heutigen Tage das alte deutsche Prinzip des Versbaus im Volke lebendig erhalten und beginnt in der neuesten Zeit wieder einen wohltätigen Einfluss auf die in Schablone erstarrte Kunstlyrik auszuüben und sie mit neuen Formen zu bereichern.

§ 17.

Französischer Einfluss auf das Mittelhochdeutsche.

In Frankreich hatte sich schon im elften Jahrhundert die ritterliche Gesellschaft als besonderer Stand herausgebildet, der in seiner Lebensweise von dem Bürger- und Bauernstand weit abstand, sich einen strenggeregelten Ehren- und Sittenkodex und eine eigenartige Sprache geschaffen hatte. Zur Zeit der Kreuzzüge (erster Kreuzzug 1096—1099) sehen wir das Rittertum in seiner edelsten und

höchsten Blüte, erfüllt von religiösen Idealen, ein Streiter für Recht und Treue, ein Beschützer der Schwachen und Bedrückten. Der Niederschlag dieser Lebensauffassung findet sich in den zahlreichen französischen höfischen Epen der karolingischen, bretonischen und antiken Sagenkreise, die als Chansons de Geste bezeichnet werden. Vom Niederrhein aus, wo auch Heinrich von Veldeke (s. § 13, S. 91) zu Hause ist, verbreitet sich ritterliches Wesen und ritterliche Lebensauffassung in Deutschland. Doch erst im 12. Jahrhundert bildet sich hier ein eigentlicher Ritterstand heraus, dessen glänzendste Zeit die Epoche der hohenstaufischen Kaiser (1138—1254) ist. Das Rittertum übernahm seine eigenartige Organisation von Frankreich her; dort ist auch die Quelle der höfischen Dichtungsform zu suchen, von der in § 16, S. 119 f. die Rede war.

Rittertum in Deutschland.

Wie nun in der urgermanischen und althochdeutschen Zeit das kulturelle Uebergewicht Roms einen gewaltigen Zufluss lateinischen Sprachguts in die deutsche Sprache zur Folge hatte (§ 2, S. 14), so bewirkt nunmehr die Herübernahme ritterlicher Sitte ein Einströmen französischer Benennungen für die entlehnten Gegenstände und Anschauungen in die mhd. Sprache. Man kann die Zahl der französischen Fremdwörter in mhd. Zeit ebenso hoch wie die lateinischen Lehnwörter in ahd. Zeit schätzen: auf über 500. In der Hauptsache sind es Ausdrücke des Ritter- und Minnewesens, daneben auch solche, die durch den Handel und Verkehr mit den westlichen Nachbarn nach Deutschland gekommen sind. Viele von ihnen sind längst wieder abgestossen worden, andere dagegen gehören bis

Franz. Fremdwörter.

auf den heutigen Tag zum festen Bestand unseres Wortschatzes.

Mhd. Entlehnungen, die heute nicht mehr in der deutschen Sprache vorhanden sind: Substantive: âmis = frz. ami „Freund", âmîe = amie „Freundin", auch mâmîe = m'amie „meine Freundin", âmûr = amour „Liebe", batschelier = frz. bachelier „junger Ritter", bûhurt = bouhourt „ritterliches Kampfspiel" (in Scharen), dâmoisêle = demoiselle „Fräulein", garzûn = garçon „Trossknecht", joste = afrz. joste „Turnierkampf" (Einzelkampf), puzêle = pucelle „Jungfrau", reyne = reine „Königin", schastel = afrz. castel „Schloss", tschoie = joie „Freude", villân = villain „Bauer" und viele andere. Adjektive: beals = afrz. beau „schön", kurtois = courtois „höflich", scher = cher „lieb" u. s. w. Lehnwörter, die noch heute im Gebrauch sind: Substantive: âventiure = frz. aventure = nhd. *Abenteuer*, das volksetymologisch umgestaltet wurde mit Anlehnung an *Abend* und *teuer;* baniere = bannière = *Banner;* barûn = baron; cumpânîe = compagnie = *Kompanie;* cunstabel = constable = *Konstabel* (Polizist, vgl. Konstablerwache in Frankfurt a. M.); capitâne = capitaine = *Kapitän;* palas = *Palast*;[1] prince = *Prinz;* sarjant = sergent = *Sergeant;* standart = étendart = *Standarte;* visier = visière = *Visier;* prîs = prix *Preis*, manier = manière und zahlreiche weitere. Adjektive: fîn = fin = *fein;* blond, proper = propre = *propper*. Auch Zeit-

Bis heute lebendige Entlehnungen.

[1] Das lat. palatium wurde dreimal ins Deutsche entlehnt: 1. ins Ahd. als palinza = *Pfalz*; ins Mhd. als palas = nhd. *Palast*, ins Nhd. als *Palais*, beide aus dem Frz. Ebenso wurde das frz. bannière zweimal entlehnt: mhd. als banner, nhd. *Banner* und aufs Neue in der Form *Panier*.

wörter wurden entlehnt, teils mit der deutschen Infinitivendung, teils mit der aus dem Französischen und Deutschen zusammengesetzten Endung -ieren: vêlen = faillir „fehlen"; birsen = afrz. bercer „mit dem Pfeil jagen" = *birschen, pürschen;* kosten = afrz. coster, coûter; pruoven = prouver = *prüfen*; galoppieren; parelieren = frz. parler; turnieren; visieren u. s. w. Auch unser *Ade, Adieu* ist schon im Mhd. im Gebrauch.

Lautliche Anpassung der Fremdwörter.

Das Mittelhochdeutsche nahm in der Regel die französischen Fremdwörter nicht sklavisch herüber, sondern passte sie der deutschen Redeweise an, wenn auch nicht in der weitgehenden Art, wie das Ahd. und Urgermanische mit den lateinischen Lehnwörtern verfahren war. So wird der altfranzösische Doppellaut ái, der ái mit stärker hervortretendem a gesprochen wurde, zu a in palas = frz. palais; in gleicher Weise wird afrz. françois zu mhd. frantzóis = *Franzose* (für älteres *Franze*, vgl. *Franzmann*); das frz. e vor einem s + Konsonant lässt das deutsche Lehnwort wegen seiner Tonlosigkeit ganz fallen: standart aus afrz. estandart = étandard = *Standarte*.

Franz. Endungen im Deutschen.

Ausser den Fremdwörtern hat das Mhd. dem Französischen auch verschiedene Wortbildungselemente entlehnt, die bis auf den heutigen Tag fruchtbar geblieben sind. Die Infinitivendung -ieren, die wohl auf einer Verschmelzung der französischen Infinitivendung -ir mit der entsprechenden deutschen Endung -en beruht, war im Mhd. in ungefähr 160 Verben französischen Ursprungs vertreten, von denen die meisten längst wieder untergegangen sind. Indes hängte man schon im Mhd. die fremdländische Endung an deutsche Stämme wie *halbieren, stolzieren,*

hofieren; im Nhd. sind diese Zwitterbildungen ausserordentlich vermehrt worden: *gastieren, buchstabieren, liniieren, hausieren* u. s. w., ganz abgesehen von Zeitwörtern fremden Ursprungs wie *photographieren, telegraphieren, telephonieren* u. a. An Hauptwörter tritt die Endung mhd. -îe, nhd. **-ei** : mhd. prophezîe = frz. prophétie = *Prophezeih-ung*, massenîe = frz. maisnîe „Hausgesinde", partîe = frz. partie = *Partei* u. s. w. Diese Endung wird schon im Mhd. auf deutsche Stämme ausgedehnt, besonders auf die Tätigkeitswörter auf -aere (§ 9, S. 58), um eine Eigenschaft, Beschäftigung u. s. w. zu bezeichnen: mhd. zegerîe „Zaghaftigkeit", nhd. *Bäckerei, Fischerei, Schreinerei* u. s. w. Dann wird das Suffix -ei auch an Plurale gehängt: *Kinderei, Länderei* u. a. Endlich wird aus diesen Wörtern ein neues Suffix **-erei** abgezogen: *Schelmerei*, das auch an Zeitwörter tritt: mhd. vrezzerîe = *Fresserei*, roubcrîe = *Räuberei, Singerei, Schreierei* u. s. w. Das Suffix **-ei** wird auch an Zeitwörter auf -eln angehängt: *Bettelei, Heuchelei* von *betteln, heucheln*.

Das Suffix **-tät**, mhd. teit ist ebenfalls französischen Ursprungs: mhd. magesteit = *Majestät*, ist aber auch im Nhd. fast nur auf fremde Entlehnungen beschränkt geblieben: *Universität, Localität, Rarität* u. s. w. Als scherzhafte deutsche Bildung wäre *Schwulität* (von *schwül?*) zu nennen. Franz. Ursprungs mag auch das erst nhd. Suffix **-lei** in *mancherlei, vielerlei* u. s. w. sein (vgl. afrz. ley „Art und Weise"), das im Mhd. nur als selbständiges leie in maneger leie u. s. w. vorkommt. Es ist daher den im § 9, S. 63 f. besprochenen Suffixen gleichzustellen.

Noch manche andere Suffixe waren in älterer

Zeit aus dem Französischen übernommen worden, die heute nur noch vereinzelt vorkommen: *Lappalie*, *Schmieralie*; *Harfenist*; *Paukant* u. a.

Im allgemeinen kann man sagen, dass der kulturelle Einfluss Frankreichs auf Deutschland im Mittelalter unstreitig bedeutend war, dass aber die sprachlichen Spuren dieses Einflusses heutzutage bis auf wenige Reste wieder aus der Sprache ausgemerzt worden sind, ganz im Gegensatz zu den lateinischen Lehnwörtern der ältesten Zeit, deren grösster Teil dauernder Besitz unserer Sprache geworden ist. Der Unterschied erklärt sich leicht, wenn wir bedenken, dass der römische Einfluss eine tiefgehende Umgestaltung der Lebensverhältnisse unseres Volkes bewirkte, der französische Einfluss dagegen nur die höheren Schichten berührte und mit dem Untergang der höfischen Gesellschaft wieder aufhörte. Ausserdem machten die lat. Lehnworte der ältesten Zeit zwei umgestaltende Veränderungen der Sprache, die Akzentzurückziehung und die Lautverschiebung mit, so dass ihr fremder Lautcharakter so gut wie ganz verwischt wurde. In den mhd. Fremdwörtern aber wirkte meist das Schriftbild bestimmend für die Lautgestaltung, so dass sie von der eigentlichen Volkssprache stets als Fremdlinge empfunden und, als sie keine Daseinsberechtigung mehr hatten, ausgestossen wurden.

Kap. IV.

Der neuhochdeutsche Zeitraum

(von 1500 bis heute).

§ 18.

Uebergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

Die Einheitlichkeit der Sprache, die wir bei den guten Schriftstellern des 12. und 13. Jahrhunderts bemerken, hält im 14. und 15. Jahrhundert nicht mehr vor. Dialektische Eigentümlichkeiten erlaubten sich zwar auch manche Schriftsteller der klassischen Zeit, aber nunmehr wird die Ausnahme zur Regel; kein Dichter und kein Prosaiker tut sich mehr irgendwelchen Zwang an, jeder bringt seine Mundart zur Geltung. Zur Zeit der Blüte der mhd. Literatur war in der Sprache Südostdeutschlands ein Mittelpunkt vorhanden, dem sich die Dichter möglichst zu nähern suchten, was ihnen um so eher gelang, als die Mundarten Oberdeutschlands und selbst Mitteldeutschlands noch nicht so sehr weit auseinandergingen wie später. Das ändert sich gegen das Ende der mhd. Periode. Die oberdeutschen Mundarten, das Bairische und Alemannische, werden nunmehr durch eine tiefe Kluft geschieden, die sich durch die neue Entwicklung

Neue Doppelvokale ei, au, eu.

der langen Vokale î, û, iu (= ü) in ersterem Dialekt herausbildet. Deutliche Zeichen dieser Bewegung bemerken wir bereits im 12. Jahrhundert; gegen Ende desselben sind die neuen Doppellaute ei, ou, eu nicht selten neben den alten Lauten in bairisch-österreichischen Handschriften; ein Jahrhundert später haben die neuen Zeichen die alten beinahe ganz verdrängt. Nun heisst es für wîp, fûl, hiute — weib, foul „faul", heute. Von Südosten aus treten die neuen Laute ihren Siegeszug an: Böhmen, Schlesien, Ostfranken, Obersachsen, Rheinfranken beugen sich nach und nach der neuen Sitte; um 1500 hat sie das letztgenannte Gebiet sich erobert. Die anderen Dialekte, also besonders das Alemannische und Mittelfränkische, bewahren die alten Längen, abgesehen von ihren Grenzgebieten gegen die benachbarten Mundarten, die den Wechsel vorgenommen haben.

Das Mitteldeutsche hatte schon früh (§ 14, S. 107) die Doppellaute uo, ie und iu zu û, î, û zusammengezogen; nun kamen die neuentwickelten Doppellaute ei, ou (wofür es gern ai und au schreibt, gleichwie für die schon vorhandenen gleichen Laute) und eu hinzu.

So hatten sich die beiden oberdeutschen Mundarten in ihrer lautlichen Gestaltung weiter von einander entfernt als zur Blütezeit der mhd. Literatur, und das Mitteldeutsche gar war sowohl vom bairischen wie besonders vom alemannischen Dialekt noch mehr abgerückt als zu Anfang der mhd. Periode. Die Schriftsteller, die aus diesen verschiedenen Gegenden stammten, hatten wohl noch den guten Willen, aber nicht mehr die Kraft, sich von ihrer Mundart freizumachen; ja, einzelne gehen so weit, sich sogar das Recht zu wahren, ihren heimatlichen Dialekt zu

berücksichtigen, wie Hugo von Trimberg in seinem Renner (s. § 13, S. 92) es um das Jahr 1300 ungefähr tut.

Der verlorene sprachliche Mittelpunkt, den im 12. und 13. Jhd. die guten Schriftsteller abgaben, sollte aber von anderer Seite aus wiedergewonnen werden. Zwei Faktoren sind daran beteiligt: 1. die Kanzleien der Kaiser und der hohen wie niederen Reichsstände, 2. die prosaische Sprache, die sich durch die geschichtlichen, belletristischen und Erbauungsschriften des 15. Jhds., die natürlich für weitere Kreise als die Heimat der Verfasser bestimmt waren, herausgebildet hatte.

Die Kanzleisprache.

Wir haben schon früher gesehen (§ 12, S. 84 ff.), wie die deutsche Sprache allmählich die lateinische Sprache in den Urkunden zuerst der südwestdeutschen Städte, dann auch der kaiserlichen Kanzleien und, in ihrem Siegeszug im Laufe des 14. Jahrhunderts rasch weiterschreitend, auch in den Urkunden der mitteldeutschen Städte und der Reichsfürsten verdrängt. Um das Jahr 1350 sind die lateinischen Urkunden schon in der Minderheit: im Stadtrecht herrscht die deutsche Sprache unbedingt; ebenso ist sie seit Ludwig dem Baiern (1314—1347) die offizielle Urkundensprache der kaiserlichen Kanzlei. Unter Karl IV. (1346 1378) endlich beginnt infolge der erhöhten gesetzgeberischen Tätigkeit die Ausbildung einer eignen deutschen Kanzleisprache.

Die vornehmste und einflussreichste aller Kanzleien war naturgemäss die kaiserliche Kanzlei, deren Sitz im 14. Jahrhundert meistens Prag war, wo die luxemburgischen Kaiser residierten. Die in Böhmen eingewanderten deutschen Ansiedler sprachen aber einen mitteldeutschen Dialekt; daher ist die Sprache

der kaiserlichen Kanzlei in der Regel auch mitteldeutsch. Bekanntlich aber wechselten die Kaiser im Mittelalter häufig den Sitz ihrer Hofhaltung, und die Folge davon ist, dass auch die Schreiber der Kanzleien wechseln und ihre Mundart in den Urkunden oft zur Geltung bringen. Diese Wanderungen des kaiserlichen Hofhalts hatten indes den Vorteil, dass die Sprache der Kaiser und ihrer Erlasse weithin in deutschen Landen bekannt wurde durch den unbestreitbaren Einfluss, den die persönliche Anwesenheit des Herrschers auf die Gemüter ausübt, ganz abgesehen von der Verbreitung, die viele kaiserliche für das Reich bestimmte Erlasse, wie die Landfrieden, ohnedies fanden. So kam es, dass auch die Kanzleien der hohen Reichsfürsten sich bestrebten, ihre Sprache derjenigen der kaiserlichen Kanzlei möglichst anzupassen. Infolge der Nachbarschaft wurde die kursächsische Kanzlei am ersten beeinflusst, aber auch räumlich weiter abliegende Kanzleien, wie die kurfürstlichen von Mainz und Trier, nahmen sich die kaiserliche Urkundensprache zum Muster. Selbst als die Kaiserwürde an die Habsburger übergegangen (1438) und die Hofhaltung nach Oesterreich verlegt worden war, hielt man an der mitteldeutschen Kanzleisprache fest, in die allerdings dialektische Eigenheiten der Gegend übergingen, unter denen das obenerwähnte ei (au), ou, eu für bisheriges î, û iu die wichtigste und einschneidendste Neuerung ist.

Buchdruckerkunst.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird das Interesse an einer allen Deutschen verständlichen Gemeinsprache bedeutend erhöht, da man anfing, neben den lateinischen auch deutsche Bücher zu drucken. Wenn auch der

älteste bis jetzt bekannte Druck, das **Fragment vom Weltgericht** (vgl. Tafel VII), die rheinfränkische Mundart aufweist — es wurde in Mainz aufgefunden und diente als Rückblatt zum Einheften von Akten — so wurden doch weitaus die meisten Drucke der ersten Zeit aus lateinisch geschriebenen Werken hergestellt, und wurde einmal ein Werk in deutscher Sprache gedruckt, so verwandte man keine über den Mundarten stehende Sprache, wie die klassischen Dichter der ersten Blüteperiode unserer Literatur, sondern die Drucker blieben im allgemeinen noch an ihrer Mundart haften, obwohl sich Ansätze zu einem „gemeinen Deutsch" schon um diese Zeit finden. Die Kanzleisprache allein konnte dafür kaum die Grundlage bieten, da der in ihr vertretene Gedankenkreis beschränkt war und ihre Ausdrucksweise durch viele festgelegte Formeln beengt wurde.

Daneben gab es noch eine andere Quelle, aus der eine den deutschen Stämmen gemeinsame Schriftsprache gewonnen werden konnte. Das war der im 14. und besonders im 15. Jahrhundert reich entwickelte Prosastil in den historischen Erzählungen oder den geistlichen Erbauungsschriften und Predigten. Auch deutsche Bibelübersetzungen gab es schon im 15. Jahrhundert.

Demnach waren gegen Ende der mittelhochdeutschen Periode alle Grundlagen vorhanden, um das Entstehen der von den Schriftstellern und Druckern jener Zeit ersehnten allgemein verständlichen deutschen Schriftsprache zu ermöglichen. Der Boden, auf dem sie erwachsen sollte, konnte nur das Mitteldeutsche sein, einmal weil es von allen deutschen Mundarten geographisch die weiteste Ausdehnung hatte, von der französischen

Das Mitteldeutsche.

Grenze über den Mittelrhein, die Weser und die Elbe zur Oder und zur Ostsee; dann weil es die Mitte von Deutschland einnahm, zwischen den weit voneinander abstehenden oberdeutschen und niederdeutschen Mundarten, den ersteren sprachlich nahe genug, um von den Oberdeutschen verstanden zu werden, den letzteren räumlich benachbart und als Sprache der höheren Kultur zur Verständigung unentbehrlich. Dazu kam das Ansehen und das Uebergewicht, das dem Mitteldeutschen als der Sprache der kaiserlichen und der vornehmsten übrigen Kanzleien zuteil werden musste, wogegen die lokalen Bestrebungen der oberdeutschen Dialekte, die sich noch lange geltend machten, auf die Dauer nicht durchdringen konnten. So gebraucht z. B. Murner, ein elsässischer Schriftsteller um 1500, neben altem î das neuere ei, obwohl in seiner Mundart bis heute die alten i und u-Laute (letztere zu ü umgelautet) herrschen. Einige Verse ausMurners »andechtig geistliche Badenfart« (1514) mögen hierfür als Probe dienen; wir wählen die Stelle am Schlusse des Werkes, wo der Dichter seine Heimatstadt Strassburg und ihr Münster preist:

Wer do kumpt[1] gen Strassburg gan[2]
Und sehent das zierlich münster an,
Der spricht, das hont[3] frum lüt[4] gethan
Die solch kosten und arbeit
Dir[5] zuo lob hondt[3] angeleit,[6]
Dein schloss, dein huss, und dein palast,
Das suocht man weit in allem landt,
Wie schon[7] sie es dir erbuowen[8] handt.[3]

[1] kommt. [2] gegangen. [3] haben. [4] fromme Leute. [5] d. h. der Jungfrau Maria. [6] angelegt. [7] schön (Adv.). [8] erbaut.

Die neuen ei-Laute finden wir in *dein* und *weit*, dagegen die alten u- und iu-Laute in *huss* „Haus" und *lüt* „Leute". Doch ist Murner immerhin nur ein vereinzeltes Beispiel zu seiner Zeit; damit der mitteldeutsche Sprachgebrauch siegreich auf allen Gebieten durchdringen konnte, musste eine überall anerkannte Autorität mit einer entscheidenden Tat kommen und die letzten hindernden Schranken niederreissen.

§ 19.
Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Im vorhergehenden Abschnitt haben wir gesehen, dass zu Ende des Mittelalters alle Vorbedingungen gegeben waren, um das Entstehen einer einheitlichen Schriftsprache zu begünstigen, und dass die ersten Anläufe zur Verwirklichung dieses weitverbreiteten Bedürfnisses getan waren. Hätte man der Bewegung ihren freien Lauf gelassen, so wäre unzweifelhaft die deutsche Schriftsprache auf ihrem Boden erwachsen. Schon hatte auch die Druckerkunst begonnen deutsche Bücher herzustellen: 1461 erscheint das erste deutsche Buch in Bamberg; im Jahre 1518 ist die Zahl der deutschen Bücher aber nur auf 150 gestiegen; also nach mehr als einem halben Jahrhundert, gegenüber der rasch anwachsenden Zahl der Druckereien und ihren vielen lateinischen Druckwerken, eine verschwindende Minderheit. Das kam daher, dass die katholische Kirche hemmend in die deutschsprachliche Bewegung eingegriffen hatte. Im Jahre 1486 erliess Erzbischof Berthold von Mainz, allerdings nicht aus

Feindschaft gegen die deutsche Sprache, ein Verbot gegen den Druck deutscher Bibelübersetzungen; aber wie wirksam es war, beweist der Umstand, dass zwischen 1486 und 1522 weniger deutsche Bibelausgaben erschienen als in der weit kürzeren Zeit von 1461 bis 1486. So hatten geistliche Bedenken und Vorurteile die stetige Entwicklung des deutschen Schriftwesens unterbunden, und vielleicht hätte diese Fessel unserer Sprache lange Jahrzehnte angehaftet, wenn nicht auf kirchlichem Gebiete die bedeutsame Neuerung, die wir die Reformation nennen, auch diese Schranke beseitigt hätte.

Martin Luther.

Sobald Martin Luther mit dem katholischen Glauben gebrochen hatte, war ihm sein Weg unfehlbar vorgezeichnet: statt auf den Papst und die römisch gesinnte Geistlichkeit musste er sich auf das deutsche Volk und die deutschen Fürsten stützen. Das deutsche Volk konnte er aber nur dann für sich und den neuen Glauben gewinnen, wenn er ihm verständlich war und den Gottesdienst in seiner Sprache, statt wie bisher grossenteils in lateinischer Sprache hielt. Zwar hatten die Geistlichen schon vor ihm und von jeher deutsch gepredigt, aber nun wird auch das Kirchenlied und die Messe deutsch. Luthers grösste Tat indes war

Luthers Bibelübersetzung.

seine Bibelübersetzung. Auch hierin hatte er ja, wie schon erwähnt, Vorgänger, die freilich infolge der kirchlichen Verbote gegen deutsche Bibelübersetzungen zu keiner rechten Bedeutung gelangen konnten. Nunmehr war das Hemmnis beseitigt, und Luthers Bibelübersetzung, die er 1521 auf der Wartburg begonnen und erstmalig im Jahre 1534 vollendet hatte, trat ihren Siegeslauf in die deutschen Lande an. Darin unterschied sie sich von

ihren Vorgängerinnen, dass sie sich auf den hebräischen und griechischen Urtext stützte und nicht deren lateinische Uebersetzung, die sog. Vulgata, zur Vorlage nahm. Da die älteren Bibelübersetzungen weniger ins Volk gedrungen waren als die Luthersche, so hat ihre Sprache auch keinen Einfluss auf die Gestaltung der nhd. Schriftsprache ausgeübt.

Vorbilder für Luthers Sprache.

Wie ist nun Luthers Sprache geworden? Luther selbst erkennt die Autorität der kaiserlichen Kanzlei unter Maximilian in sprachlichen Dingen an. Bekanntlich war dieser Kaiser, wie kein anderer seit Karl dem Grossen und kein späterer, ein Förderer der deutschen Sprache und Dichtung, ja selbst Schriftsteller. Er liess eine Sammlung der alten deutschen Heldenlieder veranstalten — die Gudrunsage ist allein auf diese Weise erhalten geblieben — und schrieb zwei selbständige Werke, den Teuerdank und den Weiss-Kunig. Jenes ist ein allegorischer Roman aus seinem eignen Leben, dieses ein Geschichtswerk über die Zeit seines Vaters und seine eigne Regierung. Ebenso liess er zahlreiche deutsche Uebersetzungen klassischer lateinischer Schriftsteller veranstalten, von Cäsar, Livius, Vergil u. s. w. Ja, er beauftragte sogar seine Hofbeamten und Kanzlisten, sich die Regelung der deutschen Sprache angelegen sein zu lassen und eine deutsche Grammatik auszuarbeiten. Es leuchtet ein, dass ein solcher Fürst grossen Einfluss auf die Gestaltung der deutschen Sprache ausüben musste; seine Kanzlei war das Vorbild der sächsischen Kanzlei, deren Sprache sich Luther zum Muster nahm. Um eine Vorstellung von dem Aussehen der Kanzleisprache zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu ermög-

lichen, folgt hier auszugsweise die Einladung zu dem berühmten Reichstage zu Worms (1521), wohin auch Luther zur Verantwortung geladen wurde. Sie lautet:

Wir Karl der funft von gots gnaden erwelter Romischer keisir, zu allen zeiten merer des reichs etc., in Germanien, zu Hispani, beider Sicilien und Jherusalem etc. kunig, ertzherzog zu Osterreich etc.

Ersamen lieben getreuen, uns zweifelt nit, ir tragt in guter gedechtnuss[1], das wir auf den letzten tag des monets octobris des vergangen neunzehenden jars allen unsern und des heiligen reichs churfursten, fursten und stenden[2] schriftlichen angezaigt, das wir uns aus unsern Hispanischen kunigreichen in das heilige reiche Deutscher nation zu unser kuniglichen cronung furdern[3] und alsdann weiter in das heilige reiche ziehen, ainen reichstag halten ..... in unser und des heiligen Reichs stat Wurmbs .....

Solchs verkunden wir euch ernstlich bevelhent[4], das ir auf solchen reichstag eur potschaft mit volmechtigen gwalt[5] .... sendet .....

Geben[6] in unser und des heiligen reichs stat Coln, am ersten tag des monets novembris nach Christi geburd im jar tausend funfhundert und im zwainzigsten.

Die neuen Vokale ei, au, eu sind durchgeführt: reich(e), aus, getreuen u. s. w.; daneben in oberdeutscher Schreibung ai für ei: angezaigt, ainen. Oberdeutsch ist auch anlautendes p in potschaft = Botschaft, der Ausfall des e in gwalt = Gewalt

[1] Oberdeutsch = Gedächtnis. [2] Ständen. [3] (vgl. be-fördern) begeben. [4] befehlend. [5] bevollmächtigten Botschafter. [6] Gegeben.

und die vielfach unterlassene Bezeichnung des Umlauts: kunig, fursten, cronung u. s. w. Aber im allgemeinen ist der Lautbestand und der Wortschatz derjenige der andern grossen Kanzleien.

Die Kanzleisprache also, von der uns die mitgeteilte Urkunde eine Probe gibt, war das Muster, nach dem Luther sich seine Sprache schuf. Seine eigene Aeusserung darüber in seinen Tischreden lautet: „*Ich habe keine gewisse sonderliche eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer* (d. h. Ober- und Niederdeutsche) *verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Cantzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichstette* (= städte), *Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Cantzelei, darumb ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Keiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.*“

Luthers Sprachbeherrschung

Demnach war Luther, auch nach seinem eignen Geständnis, nicht der Schöpfer, wohl aber der Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache. Er war wie kaum ein anderer dieser Aufgabe gewachsen. Vielgewandert in Deutschlands Gauen, war er dem Bann seiner eignen Mundart soweit entrückt, dass er wusste, was ihr eigentümlich und was ihr mit andern deutschen Mundarten gemeinsam war. Aus dem Bauernstand hervorgegangen, aber zum Geistlichen erzogen, Prediger und Universitätsprofessor, beherrschte er die Sprache des niederen Volks und der höheren Kreise in gleichem Masse. Der reiche Schatz der deutschen Sprache an treffenden Redensarten, Sprichwörtern und Liedern war ihm seit seiner

Kindheit vertraut. Daher hat Luther nicht gedankenlos die Sprache der sächsischen Kanzlei einfach für seine Zwecke übernommen — wofür sie auch gar nicht ausgereicht hätte —, sondern er geht zielbewusst bei der Schöpfung der Sprache vor. Er selbst bemerkt Folgendes darüber: „*Man mus nicht die buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man sol deutsch reden, sondern man mus die muter im Hause, die Kinder auff der Gassen, den gemeinen Mann auff dem markt drumb fragen, und denselbigen auff das Maul sehen, wie sie reden.*"

Auch als Luther eine feste Form für seine Sprache gewonnen hatte, gibt er sich mit dem Erreichten nicht zufrieden; immer und immer wieder legt er die bessernde Hand an den sprachlichen Ausdruck an; oft fragt er des Hebräischen kundige Freunde um Rat über die Uebersetzung einer besonders schwierigen Stelle der Bibel und bemüht sich lange, den richtigen deutschen Ausdruck dafür zu finden. Während er in der ersten Ausgabe seiner Bibelübersetzung viele mitteldeutsche Eigentümlichkeiten verwendet wie *vorgeben* für *vergeben*, i in Endungen statt e: *Gottis* für *Gottes*, *einis* für *eines*, *abir* für *aber*, *gewest* für *gewesen*, die umgelauteten Formen *Heupt*, *gleuben* für *Haupt*, *glauben*, *keufen* für *kaufen*, hat er in den späteren Ausgaben die heute noch gebräuchlichen hochdeutschen Formen dafür eingesetzt. Luther erlebte von seiner Bibelausgabe zehn Originalauflagen. Ebenso bemühte sich Luther auch, seine Schreibung fortwährend zu verbessern und konsequenter zu gestalten. Zwar haben die Drucker seine Orthographie wenig geachtet, worüber er selbst öfter Klage führt, aber es stehen uns genügend handschriftliche Originale

Luthers Rechtschreibung

Luthers zur Verfügung, um den Fortschritt in seiner Schreibweise zu erkennen. In jüngeren Jahren schreibt er oft zc im Anlaut, cz im Auslaut für einfaches z bezw. tz (im Auslaut), wirft s und sz zusammen; später trennt er altes s von dem aus mhd. ȝ entstandenen sz, das er auch ss, ssz schreibt. Er ist ein Feind jedes unnötgen Ballasts in der Orthographie: das Dehnungs-e wird nur bei ie angewandt, die Konsonantenverdopplung auf ck, ff und etymologisch berechtigte Fälle beschränkt. Dadurch unterschied sich Luthers Schreibweise vorteilhaft von derjenigen der Kanzleien und der Drucker, in der die genannten Uebelstände noch lange fortdauern (vergl. § 27). Neben der Bibelübersetzung übten auch Luthers kleine Prosaschriften, seine Bibelauslegungen und Vorreden, Katechismen und Predigten, Sendschreiben und Streitschriften mannigfaltiger Art wie auch seine Kirchenlieder grossen Einfluss auf die Gestaltung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache. Natürlich darf man sich nicht vorstellen, dass Luthers Sprache der heütigen ganz geglichen hätte; im Gegenteil. Vieles mutet uns bei ihm noch ganz mittelhochdeutsch an, wenn auch, wie oben gesagt, zwischen seiner ersten und letzten Bibelausgabe ein wesentlicher Fortschritt zu bemerken ist. Zur Veranschaulichung wollen wir eine Stelle aus der Bergpredigt (Ev. Matth. Kap. VII) nach Luthers Bibelübersetzung, Wittenberg, 1543 hier wiedergeben. Sie lautet:

Sprachprobe aus Luthers Bibel.

Richtet nicht, auff das ir nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherley Gerichte ir richtet, werdet ir gerichtet werden, und mit welcherlei Mas ir messet, wird euch gemessen werden. Was sihestu aber den

Splitter in deines Bruders auge und wirst nicht gewar des Balcken in deinem auge? Oder wie **tharstu**[1] *sagen zu deinem Bruder, Halt, ich wil dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, und sihe, ein Balcke ist in deinem Auge. du Heuchler,* **zeuch**[2] *am ersten den Balcken aus deinem auge, darnach besihe, wie du den Splitter aus deines Bruders auge ziehest.*

Veraltete Wörter bei Luther.

Eine Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1582 zeigt schon neuere Formen: *Gericht* für obersächsisches *Gerichte, darffst du* für *tharstu*; natürlich hat Luther selbst damit nichts mehr zu tun, da er 1546 gestorben ist. Seine Sprache enthält noch zahlreiche Wörter oder Wortformen, die seitdem ausser Gebrauch gekommen sind wie *afterreden* = nachreden, *Anbiss* = Frühstück, *blotzling* = plötzlich, *brachtig* = prächtig, *Darb* = Notdurft, *dürstig* = kühn, *Fahr* = Gefahr, *Kretzmerei* (slav. Ursprungs) = Krämerei, *rüchtig* = namhaft, *Schnur* = Schwiegertochter, *Schoss* = Steuer, *verstorzt* = verirrt, *urbittig* = erbietig, *Wat* = Kleid, und zahlreiche andere. Noch konjugiert Luther nach mittelhochdeutscher Weise *steig, treib, schrei, bleib* für gleichzeitiges oberdeutsches und neuhochdeutsches *stieg, trieb, schrie, blieb*; im Plural wir *schwunden, funden, hulfen*. Für nhd. Umlauts-ä gebraucht er noch mhd. **e** in *Hende, teglich, Veter*; für nhd. **ö** noch mhd. **e** in *Helle, Leffel, zwelf, leschen*; **ie** steht für **ü** in *liegen, triegen* u. a. Häufig findet sich der Umlaut, wo die nhd. Schriftsprache ihn nach oberdeutscher Weise meidet, besonders

---

[1] = mhd. tarst du „wagst du" vgl. § 15, S. 115. [2] = mhd. ziuh „zieh".

in früheren Schriften, so in *Heupt, erleuben, gleuben* für *Haupt, erlauben, glauben.*

Auf der beigegebenen Tafel VIII finden wir eine (allerdings stark verkleinerte) Probe von Luthers Handschrift aus dem Jahre 1542. Was den Inhalt dieses Gedenkblatts betrifft, so vergleiche man den Anhang am Schlusse des Werkchens.

Es kann keinerlei Zweifel obwalten, dass nur Luthers Sprache und nicht die der katholischen Bibelübersetzer für die Gestaltung der nhd. Schriftsprache massgebend war. Ein Vergleich der oben abgedruckten Stelle aus der Bergpredigt mit der gleichen Stelle der Bibelübersetzung des bekannten Gegners Luthers, Johannes Eck, gedruckt zu Ingolstadt 1537, wird dies zeigen:

Sprachprobe aus Joh. Ecks Bibelübersetzung.

Ir sollt **nit** *richten, so werdet ihr auch* **nit** *gerichtet. Ihr sollt* **nit** *verdamen, so* **werdt** *ihr auch* **nit** *verdamt, dan mit welcher***lai** *urt***ail** *ihr richtet, wert ihr gerichtet werden; und mit* **waserlai** *mass ir mässt, würdt auch euch gemässen werden. Was sihest du* **ain agen** (ahd. agana, got. ahana „Spreu") *in dein***s** *Brůders aug; oder wie* **tharst** *du sagen zu deinem brůder, Halt, ich will dir die* **agen** *auss den augen ziehen, und sihe* **ain** *balck ist in deinem aug. du* **Gleissner, zeuch** *am ersten den balcken auss deinem aug, darnach besihe, wie du die* **agen** *auss deines brůders aug bringest.*

Wir finden die oberdeutschen Wortformen *nit* für *nicht, agen* für *Splitter, brůder* für *Bruder, Gleissner* für *Heuchler*; den Doppelvokal ***ai*** für ***ei***; den Abfall des e in Endungen: *werdt = werdet, deins = deines* u. s. w. Alle diese oberdeutschen Eigentümlichkeiten sind nicht in die nhd. Schriftsprache übergegangen.

Fremdwörter bei Luther.

Auch nach einer anderen Seite hin ist Luthers Bibelübersetzung der Eck'schen voraus, nämlich in ihrer Stellung zu den Fremdwörtern, deren massenweises Eindringen in die deutsche Sprache um diese Zeit beginnt (vgl. § 21). Während Eck zahlreiche Fremdwörter verwendet wie *Fundament, Orient, Glori, Ampel, Regent, phrophetisiren* u. s. w., setzt Luther nach Möglichkeit deutsche Ausdrücke: *Grund, Morgen, Herrlichkeit, Fackel, Herr, weissagen* dafür, obwohl er sich im allgemeinen, dem Zuge der Zeit folgend, nicht ablehnend gegen die fremden Eindringlinge verhält. In den späteren Bibelausgaben gebraucht er *benedeien* für *segnen, Firmament* für *Himmel, Majestät, Exempel, Artikel, Kapitel, disputiren, fantasiren* u. a.; gleichwohl ist sein Fremdwörterbestand nicht sehr umfänglich. Auch in dieser Hinsicht hätte Luther vorbildlich für die weitere Entwicklung der nhd. Schriftsprache sein können. Leider aber geriet sie bald nach seinem Tode unter den übermächtigen Einfluss der humanistischen Gelehrsamkeit, wovon wir in § 21 noch sprechen werden.

§ 20.

Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 16. und 17. Jahrhundert.

Während im Mittelalter das Lateinische eine beherrschende Stellung gegenüber der Volkssprache einnahm, von der sich diese nach und nach zu befreien suchte, bezeichnet der Beginn der Neuzeit ein mächtiges Emporblühen der deutschen Sprache. Einen nicht geringen Anteil daran hatte die Reformation, welche das Deutsche zur Kirchen-

sprache erhob, und besonders Luther, der bei vielen Gelegenheiten unsere Muttersprache — dieses Wort begegnet zum erstenmal um die Mitte des 16. Jahrhunderts — über das Lateinische erhob und ihre Vorzüge pries. Die Folgen machten sich bald bemerkbar. Im Jahre 1518 wurden etwa 150 deutsche Bücher gedruckt, 1519 aber schon 260, 1520 sogar 570 und so geht es in rascher Steigerung aufwärts bis zum Jahr 1524, wo fast 1000 deutsche Bücher gedruckt wurden, von den Flugschriften, die zu Hunderten im Lande umhergingen, gar nicht zu reden. Allerdings sind erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts die deutschen Bücher in der Ueberzahl gegenüber den lateinischen. Noch Luthers Zeitgenossen konnten die deutsche Sprache als barbarisch bezeichnen; um die Mitte desselben Jahrhunderts aber kommt die stolze Benennung der deutschen „Haupt- und Heldensprache" auf, die ihr zwei Jahrhunderte lang verbleiben sollte. Damit unsere Muttersprache diesen Rang einnehmen konnte, musste sie gleich dem Lateinischen ein festeres Gefüge, eine strengere Norm erhalten, als sie bisher gehabt hatte. Luther hat mit der Verwahrlosung der sprachlichen Form des Deutschen aufgeräumt; er gab dem deutschen Volke eine mustergültige Sprache in seiner Bibelübersetzung. Bei seiner Leichenfeier hebt ein Redner als sein besonderes Verdienst hervor: „Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht herfür gebracht."

Zunehmender Gebrauch der deutschen Sprache.

Luthers Einfluss auf die Regelung der deutschen Sprache.

Luthers sprachlicher Einfluss macht sich naturgemäss zuerst in Mitteldeutschland geltend: **Fabian Frangk** hat im Jahre 1531 ein Büchlein „Orthographia"

Fabian Frangk.

herausgegeben, worin er Muster für diejenigen aufstellt, die „rechtförmig deutsch schreiben oder reden" wollen; unter diesen Mustern seien ihm „des teuern, hochloblicher gedechtnis, Keiser Maximilianus Cantzley, und dieser Zeit D. Martini Luthers schreiben zuhanden komen". Auch hat er schon eine ganz richtige Ansicht von der Schriftsprache: sie fällt mit keiner Mundart zusammen, sondern sie muss über allen Mundarten stehen. Am Ende des 16. Jahrhunderts (1578) erscheint die deutsche Clajus. Grammatik des Clajus, die ebenfalls Luthers Sprachgebrauch als Norm aufstellt. Sie beherrscht den deutschen Sprachunterricht fast ein und ein halbes Jahrhundert lang — die letzte, 11. Auflage erschien 1720 — und tat sehr viel für die Ausbreitung von Luthers Sprache während des 17. Jahrhunderts.

Widerstand gegen die neue Schriftsprache in Süddeutschland.

Freilich ging das Vordringen der neu gegründeten Schriftsprache nicht überall so glatt vor sich. In Süddeutschland und besonders in der politisch vom Reich getrennten Schweiz wird ihr ernsthafter und langandauernder Widerstand entgegen gesetzt. Ja, als in Basel ein Abdruck des neuen Testaments von Luther veranstaltet wird, sieht sich der Drucker veranlasst, die „ausländischen" Wörter Luthers in einem besonderen Verzeichnis ins Basler Deutsch zu übersetzen. Ein anderes Verfahren, die Nachdrucke Lutherscher Schriften den Angehörigen der betreffenden Mundart verständlich zu machen, bestand darin, Formen und Worte Luthers durch die entsprechenden der Mundart einfach zu ersetzen. So wenig Achtung hatte man in jener Zeit vor dem sprachlichen Ausdruck des Schriftstellers! Natürlich kamen solche Aenderungen oft auch un-

beabsichtigt und gegen den Willen der Verleger durch die Setzer in den Text hinein, da diese meist nur ihre Mundart beherrschten. Am störendsten macht sich dieser Umstand in der Schweiz bemerkbar, deren Dialekte noch im 16. Jahrhundert uralte Formen bewahrt hatten: *zwanzigost* = 20te, *einvaltigost* = einfaltigste, *entledigot* = entledigt, *wurdy* = würde, *gůt* = gut, *liggen* = liegen, *seipfe* = Seife, *werchen* = wirken und derartiges mehr, ganz abgesehen davon, dass die Schweiz die alten Längen ī, ū, ǖ besass. Aus diesem Grunde wird der Anschluss der Schweiz an die neuhochdeutsche Schriftsprache erschwert; sie musste ihren Bewohnern als etwas Fremdartiges erscheinen. Indes fehlte es auch in der Schweiz im 16. Jahrhundert nicht an Druckwerken, die sich der hochdeutschen Lautgebung anschliessen, aber sie fanden zunächst wenig Anklang. Schliesst man sich auch seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Zürich äusserlich dem neuen Sprachgebrauch an, so bleibt doch der Wortschatz, die Stammbildung und die Syntax ganz der alten Eigenart getreu. Ja, man stützt die Erhaltung der Mundart noch durch die Abfassung spezieller Grammatiken für dieselbe. Erst um 1600 beginnen die Basler und Schaffhauser Kanzleien die modernen ei, au, eu einzuführen; es dauert bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, ehe sich die Züricher Kanzlei dazu entschliesst; im Jahre 1660 wird in Zürich beschlossen, die Bibelausgabe in hochdeutscher Sprache zu veranstalten.

Alte Wortformen im Schweizerdeutsch.

Ganz anders wie die Schweiz verhält sich Niederdeutschland. Bis auf Luther herrschte hier in den Drucken das Niederdeutsche, das freilich

Niederdeutschland.

nie ganz rein von hochdeutschen Beimengungen blieb. Auch Luthers neues Testament wird vielfach ins Niederdeutsche übersetzt, aber mit vereinzelten Ausnahmen nicht mehr im 17. Jahrhundert. Das beweist, dass schon längst vorher das Hochdeutsche seinen Einzug als Sprache der Literatur und der Gebildeten gehalten haben muss. Es ist dies leicht erklärlich. Luther war selbst als Niederdeutscher geboren und lebte in Wittenberg, das damals noch durchaus niederdeutsch war. Zudem hatte Luther seine meisten Freunde und Anhänger in Niederdeutchland. So kommt es, dass die neue Lehre hier am schnellsten Fuss fasst, und mit ihr dringt die Sprache des Reformators vor. Auch auf der Kanzel herrscht seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts das Hochdeutsche. Die Kanzleien gar konnten sich der Uebermacht der offiziellen Urkundensprache des Kaisers und der hohen Reichsfürsten noch weniger erwehren, und so verschwindet der heimatliche Dialekt um dieselbe Zeit vollständig aus ihnen, nachdem die bedeutenderen schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mit ihm gebrochen hatten. Allerdings fehlt es auf niederdeutschem Boden auch nicht an vereinzeltem Widerspruch, aber er verhallt ohne Erfolg.

Sprachliche Abhängigkeit der Schriftsteller von Luther.

Man darf also behaupten, dass das 16. Jahrhundert im grössten Teile Deutschlands sprachlich von Luther abhängig war, um so mehr als ja fast dreiviertel der literarischen Produktion theologischen oder religiös-sittlichen Inhalts war. Einzelne weltliche Schriftsteller von besonderer Eigenart, wie der Strassburger Johann Fischart, der Verfasser des satirischen Romans Gargantua, wahren sich grössere Selbständigkeit im Gebrauch ihrer Mund-

art, die andere wieder vermeiden wollen, ohne es ganz zu können, wie der bekannte Nürnberger „Schuh-macher und Poet dazu", Hans Sachs. Aber wo sich auch Widerstand gegen die neu entstandene deutsche Schriftsprache zeigt, ist er entweder nur vereinzelt oder, wenn er von einer grösseren Gemeinsamkeit, wie in der Schweiz, gestützt wird, muss er doch allmählich versiegen unter der zwingenden Notwendigkeit des Anschlusses an das sprachliche Vorbild des eigentlichen Deutschlands. Allein die Niederlande haben sich nicht nur politisch (1648), sondern auch sprachlich von Deutschland losgerissen, was immerhin ein Verlust ist, wenn wir ihn auch mit Rücksicht auf das sonst überall siegreiche Vordringen der neuhochdeutschen Schriftsprache verwinden können. Schon 1493 erscheint das Wort „Hochdeutsch", doch seit Luthers Auftreten erst ist dem Wort die Tat gefolgt: die ersehnte „hochdeutsche" Sprache, ein gemeinsames Verständigungsmittel aller deutschen Stämme, ist durch ihn eine Tatsache geworden.

Verwendung der neuen Schriftsprache.

Wenn aber auch das Werkzeug geschaffen war, so wurde es deshalb doch noch nicht allgemein da gebraucht, wo es hätte Verwendung finden können. Ganze Gebiete der Wissenschaft und Lehrtätigkeit blieben der deutschen Sprache zunächst nahezu verschlossen. In demselben 16. Jahrhundert, in dem die neuhochdeutsche Sprache ihre Ausbildung erfuhr und sich rasch über weite Gebiete Deutschland verbreitete, erlitt sie eine bedeutende Einschränkung durch das Aufkommen des Humanismus, d. h. des Studiums der klassischen Sprachen (vgl. § 21). Die ganze wissenschaftliche literarische Tätigkeit wird in lateinischer Sprache aus-

geübt. Während zu Beginn der Reformation ein rascher Aufschwung in der Zahl der gedruckten deutschen Bücher stattfindet, tritt bald ein Stillstand ein; noch 1570 sind 70% der in Deutschland gedruckten Bücher in lateinischer Sprache abgefasst. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts sind die deutschen Bücher in der Ueberzahl, und wieder braucht es ganze hundert Jahre, bis das Lateinische am Ende des 18. Jahrhunderts auch aus der gelehrten Schriftstellerei verschwindet, soweit sie für deutsche Leser bestimmt ist; in Werken, die dem internationalen Gebrauch dienen sollen, wird es bekanntlich heute noch verwandt. Einer der ersten Gelehrten, der für die Pflege der Muttersprache an der Schule und Universität an Stelle des alleinherrschenden Lateins eintrat, war der Pädagoge Raske zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Er verlangt, dass der Unterricht im Deutschen die Grundlage alles Sprachunterrichts bilden und dass auch Philosophen, Rechtsgelehrte und Aerzte sich der deutschen Sprache in ihren Schriften bedienen sollten. Noch andere Männer traten für den Gebrauch der Muttersprache an Stelle des Lateinischen ein, aber es dauert doch bis 1687, ehe ein Professor Thomasius in Leipzig es wagen durfte, die erste Vorlesung in deutscher Sprache zu halten und, von 1688 ab, auch eine literarische Zeitschrift in deutscher Sprache herauszugeben. Dann hat noch im 18. Jahrhundert das Deutsche einen harten Kampf mit dem Französischen zu bestehen; ein Zehntel der literarischen Erzeugnisse in Deutschland ist um die Mitte dieses Jahrhunderts in französischer Sprache geschrieben. Doch auch aus diesem Kampfe ging unsere Muttersprache siegreich

hervor, ja sie fand sogar Zeit, neben der Ausdehnung im Innern ihres Gebietes, ihre Grenzen nach Osten und Süden vorzuschieben. Das Polnische — ganz abgesehen von kleineren slavischen Dialekten wie das Wendische — weicht in neuhochdeutscher Zeit stetig vor dem Deutschen zurück. Auch im Süden hat das Deutsche Eroberungen über das Rhätoromanische, wie im Norden gegen das Dänische aufzuweisen. Aber diesem Gewinn stehen auch Verluste gegenüber: an ihrer ganzen Westgrenze hat die deutsche Sprache fortwährend Gebiet an das Französische verloren; erst seit dem Jahre 1870 ist dieser Rückgang zum Stillstand gekommen. Auch in Böhmen streitet das Deutsche mit dem Tschechischen einen harten Kampf, bei dem wenig Gewinn, aber mancher Verlust zu verzeichnen ist trotz tapferster Gegenwehr. Der deutsche Schulverein hat es sich zur Aufgabe gemacht, unsere Muttersprache durch Gründung von Schulen in den bedrohten Grenzgebieten zu schützen und womöglich weiter ausbreiten zu helfen; aber so löblich das Unternehmen auch ist, so scheint es doch nicht den Erfolg zu haben, den die aufgewendeten Mittel und Kräfte zu versprechen schienen, da der Deutsche im Allgemeinen zu lässig ist, wenn es gilt, seine Muttersprache in feindlicher Umgebung zu erhalten. In unserer Zeit ist an eine weitere Ausdehnung aber nur dann zu denken, wenn den versprengten und ausgewanderten Deutschen das Bewusstsein aufgeht, dass es ihre heiligste Pflicht ist, die Muttersprache zu erhalten und ihren Kindern zu vererben. Um das zu erreichen, müsste aber der Deutsche erst die übertriebene Hochachtung vor der fremden Sprache, die sein altüberkommenes übles Erbteil

Ausbreitung der deutschen Sprache.

ist, überwinden und sich klar darüber werden, welch kostbares Gut und welch herrlichen Schatz seine Muttersprache birgt.

§ 21.

Der Einfluss des Humanismus und des Französischen auf die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung war dem Abendlande die Kenntnis des klassischen Altertums, der lateinischen und griechischen Sprache wie Literatur verloren gegangen. Kaum erhielt sich in den Klöstern und in den Kanzleien der Fürsten ein fehlerhaftes und mit barbarischen Bestandteilen durchsetztes Latein. Zwar hatte schon Karl der Grosse (768 814) und nach ihm die Ottonen (Otto I. 736–773, Otto II. 973–983, Otto III. 983–1002) Versuche gemacht, die gelehrte Bildung in Deutschland zu heben, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Die grosse Menge des deutschen Volkes war viel zu sehr gedrückt in seiner Lebenshaltung und seine Interessen waren zu sehr auf die Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse gerichtet, als dass es sich für Dinge hätte erwärmen können, die soweit von seinem Gesichtskreis entfernt lagen wie die Beschäftigung mit gelehrten Studien. Das Rittertum ging in Fehden und kriegerischen Unternehmungen auf und begünstigte besten Falls die schöngeistige Literatur, Romane und Liebeslieder; das Bürgertum in den Städten war meist in politische Kämpfe verwickelt

und lebte hauptsächlich dem Erwerb. So war, ausser im beschaulichen Leben der Mönche in den Klöstern, für gelehrte Bestrebungen kein Boden vorhanden, selbst wenn die Möglichkeit, Kenntnisse zu erwerben, verbreiteter gewesen wäre.

Renaissance in Italien.

Aber nicht in allen Ländern Europas lagen die Verhältnisse so ungünstig für die Wissenschaft wie in Deutschland. In Italien hatte sich trotz der vielen verheerenden Kriege und der fortwährend wechselnden Herrschaften eine Ueberlieferung aus dem Altertum erhalten. Neu befruchtet wurden die dürftigen Keime durch die Berührung mit den Arabern in Süditalien und Sizilien, den eigentlichen Trägern der gelehrten Bildung im frühen Mittelalter. Unter der Regierung des Hohenstaufen Friedrich II (1215—1250), der für Deutschland wenig, für sein Stammland Sizilien alles tat, beginnt eine Blütezeit in Kunst und Wissenschaft für Italien, die ihren Höhepunkt im folgenden, dem 14. Jahrhundert erreicht.

Ausbreitung der Renaissance.

Diese Wiedergeburt (Renaissance) des klassischen Altertums bleibt indes zunächst auf Italien beschränkt. Erst im 15. Jahrhundert, als die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) und die Vernichtung des griechischen Kaisertums Italien und das übrige Europa mit einer Flut griechischer Gelehrten überschwemmt, nimmt das Studium des Lateinischen und Griechischen einen neuen Aufschwung in den westlichen Ländern. Verhältnismässig spät erst dringt die neue gelehrte Bewegung nach Deutschland vor, wo sie ihre höchste Blüte im 16. Jahrhundert erreicht. Mit der dem Deutschen eignen Gründlichkeit wird nun auch die Ursprache der Bibel, das Hebräische, in den Kreis der

Studien einbezogen und sollte bei der Uebersetzung der Bibel ins Deutsche durch Luther schon die grosse Rolle spielen, die wir oben (§ 19, S. 137 ff.) dargelegt haben.

Lateinische Lehn- und Fremdwörter im Deutschen.

Doch die Beschäftigung mit den verschiedenen fremden Sprachen sollte auch für unsere Muttersprache nicht ohne Nachwirkung bleiben. Wie sich das Deutsche schon in den ersten christlichen Jahrhunderten dem Einfluss der lateinischen Sprache nicht entziehen konnte (s. § 2, S. 14), so stand es im ganzen Mittelalter unter der Einwirkung des Lateins als Kirchensprache. Indes sind die Lehnwörter kirchlichen Ursprungs — *Kloster, Münster, Schule; Pfaffe, Mönch, Nonne; Spende, Almosen, Engel, Opfer, Marter; segnen, predigen, benedeien* und viele andere — doch beschränkt in ihrer Zahl; nunmehr aber, im 16. Jahrhundert, wird die deutsche Sprache geradezu überflutet von einer Unzahl lateinischer Fremdwörter, die ihr durch die gelehrten Studien neu zugeführt werden. Diese jüngste Schicht lateinischen Sprachguts ist leicht erkennbar, da sie bis auf den heutigen Tag ihre fremde Lautform samt dem fremden Akzent bewahrt hat und somit nie recht eigentlich von dem deutschen Sprachkörper aufgenommen worden ist. Dem Einfluss des Lateinischen konnte sich auch Luther nicht entziehen; doch sind die bei ihm anzutreffenden Fremdwörter weit geringer an Zahl als bei seinen Zeitgenossen (vgl. § 19, S. 144). Aber im allgemeinen sind die Reformatoren dem Lateinischen nicht feindlich gesinnt, wie sie ja auch die Mode mitmachen, ihren Namen zu latinisieren oder gräzisieren; so nennt sich Luthers Freund *Melanchthon* (noch dazu mit falscher Deutung seines Namens), anstatt den gut

Lateinische und griechische Namen.

deutschen Namen *Schwarzert* beizubehalten; aus *Baumann* wird ein *Agricola*, aus *Habermann* macht der Träger des Namens einen *Avenarius*. Viele lateinische Namen wie *Textor* = Weber, *Faber* = Schmidt, *Sartorius* = Schneider, *Sutor* = Schuster u. s. w. sind in dieser Zeit aufgekommen.

Aus den verschiedensten Kanälen brach im 16. Jahrhundert die Hochflut der lateinischen Fremdwörter über unsere Muttersprache herein. Da sind zunächst die Männer der Wissenschaft, die uns zahllose lateinische Ausdrücke zuführen: *Aula, Auditorium, Autor, Zensur, Katheder, Universität, Fakultät, Professor, Doktor, Famulus* (= Diener), *Disziplin, Exempel, Element, Opus* (= Werk), *Edition* (= Ausgabe), *Fragment* (= Bruchstück), *Kolloquium* (= Zwiegespäch), *Disputation* (wissenschaftlicher Streit), *Vokabular, Abiturient, Karzer, Geographie, Botanik, Zoologie* und andere; auch Zeitwörter wie *disputieren, analysieren* u. s. w. Die Kanzleisprache beglückte uns mit Wörtern wie: *Datum, Auktion, Audienz, Kontrakt, Kopie, Dekret, Edikt, Effekt, Fiskus, Formular, Interesse, Instrument, Justiz, Inventar, Mission, Motiv, Nation, Residenz, Skrupel, Vidimus* (= Gesehen) und zahllosen andern. Die Politik führte uns auch Wörter zu: *Aristokratie, Demokratie, Monarch, Tyrann, Konsul, Senat, Privileg, Proletarier* u. a. Das Eindringen des römischen Rechts brachte neue Fremdwörter mit sich: *Jurisdiktion, Fundament, appelieren, zitieren, restituieren* u. s. w. Die aus Italien stammende neue musikalische Kunst brachte uns *Komponist, Melodie, Takt, Dissonanz, Modulation* u. s. w.

Wissenschaftliche Ausdrücke.

Ausdrücke der Kanzleisprache, der Politik und des Rechts.

Endlich ist die in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts blühende Uebersetzungswut eine Quelle

für zahllose Fremdwörter gewesen. Nicht nur aus dem Lateinischen und Griechischen, sondern auch aus dem Italienischen und besonders aus dem Französischen wurden Novellen, Schäfer- und Abenteuerromane und vieles andere ins Deutsche unter Beimengung zahlreicher Fremdwörter übertragen.

War unsere Muttersprache also bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchsetzt mit Bestandteilen fremden, besonders lateinischen Ursprungs, so sollte es dabei nicht einmal sein Bewenden haben. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts beginnt sich der Einfluss der französischen Sprache bemerkbar zu machen. Freilich war schon einmal ein nicht unbedeutender Zufluss französischen Sprachguts im 11. und 12. Jahrhundert erfolgt (vgl. § 17, S. 123 ff.), aber er beschränkte sich auf bestimmte Gesellschaftsklassen, in denen die höfischen Epen gelesen und verstanden werden konnten; der grossen Menge blieben diese Literaturerzeugnisse fremd, und somit konnte von einer tieferen Beeinflussung der Sprache durch sie auch keine Rede sein. Im 16. Jahrhundert aber waren die weitesten Kreise des Volks der Bildung gewonnen worden, und die Buchdruckerkunst hatte die Verbreitung der Literaturerzeugnisse ausserordentlich gesteigert. Wenn sich nunmehr einflussreiche Kreise dem französischen Wesen zuwandten, so musste dies von ungleich tieferer Wirkung sein als vierhundert Jahre vorher. Der mächtigste Beschützer der französischen Sprache fand sich in der Person des deutschen Kaisers Karl V. und seiner Nachfolger, die keine Spur von deutscher Art an sich hatten, ja nicht einmal richtig deutsch

Einfluss des Französischen.

konnten. Karl V. war französisch erzogen worden, unterhielt sich am besten in dieser Sprache und fasste seine Briefe französisch ab. An zweiter Stelle, gewissermassen im Gegensatz zu Karl V und doch zu denselben Ergebnissen auf sprachlichem Gebiet führend, wäre der an Deutschlands Fürstenhöfen weitverbreitete Kalvinismus, die Lehre des französischen Reformators *Kalvin* zu nennen. Im Gefolge der neuen Lehre französischen Ursprungs stellten sich französische Sprache und Sitte in den höheren Kreisen Deutschlands ein. Es wurde z. B. üblich, den Briefwechsel, selbst unter Deutschen, nicht in der Muttersprache, sondern in französischer Sprache zu führen. Die Folgen für unsere deutsche Sprache sollten sich bald bemerkbar machen. Wenn schon der Schweizer Tschudi im Jahre 1538 gegen die Verwelschung der deutschen Sprache eifert, um wieviel fester hatten sich am Ende desselben Jahrhunderts die fremden Gäste eingenistet! Aus dieser Zeit stammen Fremdwörter wie *galant, nett, adrett, honett, kokett, charmant, brillant, nobel, miserabel; avisieren, arrivieren, akkordieren, tranchieren, diskurieren, ruinieren;* die einheimischen Familienbezeichnungen *Oheim (Ohm), Muhme, Vetter* und *Base* weichen den französischen *Onkel, Tante, Cousin* und *Cousine;* im gesellschaftlichen Leben herrscht *Mode, Chikane, Kompliment, Kavalier, Kabale, Malice.* Endlich brachten die Kriege mit Frankreich ein ganzes Heer von Ausdrücken militärischer Art: *Armee, Korps, Regiment, Bataillon, Kompagnie, General, Major, Leutnant, Adjutant, Garnison, Quartier, attackieren, avancieren, armieren, retirieren* u. s. w. Die letzte Gruppe weist uns deutlich auf eine weitere Ursache des Einströmens fremden

Kalvinismus.

Französische Fremdwörter.

Sprachguts in unsere Muttersprache hin: die Kriege des 17. Jahrhunderts, die vor allem die Franzosen nach Deutschland führten. Schon vorher wurde unsere Sprache von ihnen beeinflusst und nun, nach der grauenhaften Verwüstung des Landes durch den 30jährigen Krieg und der Zerrüttung der alten Ordnung, fand der französische Einfluss erst recht keinen Widerstand mehr in Deutschland. Das 17. Jahrhundert ist entschieden der traurigste Abschnitt der deutschen Sprachgeschichte wie der deutschen Geschichte überhaupt. Wie Deutschland politisch vom Ausland abhängig wurde durch den unseligen westfälischen Frieden, so verlor es auch sprachlich jede Selbständigkeit. Der satyrische Schriftsteller Joh. Mich. *Moscherosch* (1601—1669) z. B. verspottet in seinem Roman: Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewald die „à la mode-Sucht" seiner Zeit; aber das Uebel sass zu tief, als dass er oder andere Schriftsteller, die gegen die Fremdwörter eiferten, mit ihren Warnungen hätten durchdringen können. Eine Probe, wie man die Sprache mit ausländischen Eindringlingen zu vermengen pflegte, mögen folgende Spottverse geben:

Sprachmengerei.

Wann ewr mental-concept[1] ſich ſoll realisiren
Mit alamode-Reꝺ unꝺ Reputation[2]
So ſeyꝺ ihr amoureux[3] ꝺer frembeu Nation.
Wir werꝺen niemanꝺt nicht ꝺeswegen mesprisiren[4]
Dann wie wir ꝺie frembꝺe Sprach auch höchlich aestimiren[5].
Doch abhorriren[6] wir ꝺie Flick=confusion[7]

[1] geistiges Vorhaben. [2] Ruf. [3] verliebt in. [4] verachten. [5] achten. [6] verabscheuen. [7] Verwirrung.

Censiret[1] was jhr wollt, habt jhr discretion[2],
So laſt uns, wie wir euch, in dieſem Stück passiren[3].

Man könnte die Sprachmengerei in diesen Versen für übertrieben halten; sie ist es aber nicht sehr; alle prosaischen Werke des 17. Jahrhunderts — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen —, alle die zahlreichen Flugschriften, alle kaiserlichen und reichsfürstlichen Erlasse, gerichtlichen Urteile u. s. w. wimmeln von Fremdwörtern französischer, lateinischer und italienischer Herkunft (die letzteren stammen zum grossen Teil aus dem kaufmännischen Bankverkehr). Doch ist das Gefühl für ihre undeutsche Herkunft noch durchaus rege. Es zeigt sich dies darin, dass die Fremdwörter im Gegensatz zu dem deutschen Text mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden, ein Brauch, der sich im ganzen 17. Jahrhundert erhält.

Die hier beigegebene Tafel IX soll uns zeigen, wie ein Druckwerk der damaligen Zeit mit den zahlreich eingestreuten und meist schon durch den lateinischen Druck kenntlichen Fremdwörten (in französischer, italienischer und lateinischer Sprache) aussah. Auch kulturhistorisch ist das hier abgebildete Blatt interessant: es ist eine Nummer der Wöchentlichen Reichs-Ord(inari) Zeitung mit Nachrichten aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken (1683). Der Originaldruck ist natürlich grösser und wie alle Zeitungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Quartformat gehalten.

Zahl der Fremdwörter.

Im Jahre 1571 zählt *Simon Rote* in einem in Augsburg erschienen Fremdwörterbuch bereits über 2500 Wörter auf, die sich in der deutschen Sprache

[1] denket. [2] Bescheidenheit. [3] Recht behalten.

eingebürgert hatten. Ein anderes, in Basel gedrucktes Fremdwörterbuch von *Bernhard Heupold* aus dem Jahre 1620 ist noch viel umfangreicher, und doch ist erst das 17. Jahrhundert die eigentliche Zeit des Eindringens der Fremdwörter. Seitdem hat dieses Einströmen fremden Sprachguts in unsere Muttersprache niemals aufgehört; sehr vieles ist zwar wieder von der Sprache freiwillig abgestossen oder durch zielbewuste Bestrebungen (s. § 22) entfernt worden, aber im grossen und ganzen hat die Zahl der Fremdwörter immer mehr zugenommen. Besonders im 19. Jahrhundert war durch den Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik eine gewaltige Zunahme der Zahl der Fremdwörter unausbleiblich. Diese Art Fremdwörter ist aber dem gegenseitigen Verkehr der Völker dienlich und daher von Vorteil für alle Sprachen, die sie ja meist gemeinsam besitzen. Infolgedessen schwellen die heutigen Fremdwörterbücher für den allgemeinen Gebrauch – ganz abgesehen von wissenschaftlichen oder technischen Nachschlagebüchern – immer mehr an; eines der verbreitetsten z. B., das Fremdwörterbuch von *Heyse*, zählte in seiner 15. Auflage aus dem Jahre 1873 auf annähernd 1000 Seiten nach ungefährer Berechnung 25000 Fremdwörter, wobei sich allerdings Eigennamen und Lehnwörter, auch offenkundige deutsche Wörter befinden. Diese letzteren 3 Gruppen sind ganz ausgeschieden in *Sanders'* Fremdwörterbuch, das trotzdem in seiner 2. Auflage 1891 auf 1350 Seiten anschwillt. In den letzten 15 Jahren ist aber noch eine stattliche Anzahl Fremdwörter hinzugekommen: man denke nur an Sportsausdrücke wie *Automobil, Chauffeur, Motorrad,*

Tennis, Golf, Criket u. s. w. und wissenschaftliche oder technische Wörter: *Radium, Helium; Antipyrin, Salicyl, Aspirin; Phasenstrom, Transformator, Akkumulator* u. s. w., die heute aus dem rein wissenschaftlichen oder technischen in den täglichen Gebrauch übergegangen sind. So kommt es, dass die neuste Auflage des Heyse'schen Fremdwörterbuchs nach Angabe des Verlegers in seiner Ankündigung des Werkes etwa 100 000 Artikel umfasst. Die 2500 Fremdwörter im Jahre 1571 steigen in $3^1/_4$ Jahrhunderten auf diese ungeheure Zahl! Und noch ist kein Ende abzusehen!

§ 22.
Der Kampf gegen die Fremdwörter.

Im 17. Jahrhundert erhob sich eine allgemeine Bewegung zu Gunsten der Reinigung der deutschen Sprache von den Fremdwörtern. Je grösser das äussere Elend des deutschen Volks um diese Zeit war, um so mehr wandte es sich seinem innerlichen Leben zu; je mehr das Reich von äusseren Feinden zerrissen wurde, um so stärker klammerte man sich an das gemeinsame, unzerreissbare Band, an die Muttersprache. Ihre Pflege, ihre Reinhaltung von entstellendem Beiwerk bildete das Lebensziel hochgesinnter Männer, die gleichstrebende Geister um sich zu scharen verstanden. Der Kampf gegen die Fremdwörter war nicht etwa eine Neuerung des 17. Jahrhunderts; schon zur Zeit des Rittertums, als französische Wörter in Menge in die mittelhochdeutsche Sprache eindrangen, erhoben sich Stimmen gegen den Missbrauch; aus dem Ende des 15. und dem 16. Jahrhundert hören wir eben-

falls Klagen über die Unterdrückung der deutschen Sprache durch das Französische. Man nahm sogar auf Reichstagen offiziell Stellung; so beschwor Kaiser Rudolf II. auf dem Reichstag zu Regensburg (1575) in einem Wahlkapitulationsrevers unter anderem: *in schrifften und Handlungen des Reichs Kein Andere Zungen, noch sprach gebrauchen lasszen, dan die Teutsche und Lateinische Zungen*, d. h. die französische Sprache, die sich seit Karl V. im amtlichen Gebrauch der deutschen Kanzleien breit gemacht hatte, von der Verwendung in seiner Kanzlei auszuschliessen.

Da aber weder ernste Ermahnungen noch bitterer Spott dem Unfug der Sprachmengerei steuern konnten, suchten sprachkundige Männer durch ihr persönliches Beispiel Abhilfe zu schaffen. Der hervorragendste durch seine Stellung und auch zeitlich einer der ersten Sprachreiniger ist **Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen**, der im Jahre 1617 — also kurz vor Ausbruch des unseligen 30jährigen Krieges — die **fruchtbringende Gesellschaft** gründete. Ihr Zweck war nach ihren Satzungen „*das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort*[1] *aufs möglichste und thunlichste enthalte, und sich sowol der besten aussprache im reden als der reinsten art im schreiben und Reimedichten befleissige.* Jeder der Gesellschafter erhielt nach dem Muster der Accademia della Crusca in Florenz, deren Mitglied Fürst Ludwig seit 1600 war, ein Gemälde (d. h. ein Bild als Symbol seiner Tätigkeit), einen Namen

Sprachgesellschaften.

[1] Man beachte den noch erhaltenen alten Plural; vgl. § 15, S. 110.

— 163 —

und ein Reimgesetz. So hiess ihr Begründer „der Nährende", hatte als Bild ein wohlausgebackenes Weizenbrod mit dem Wort „Nichts Besseres". Der erste Vorsteher der Gesellschaft Caspar von Teutleben, führte den Namen „der Mehlreiche", mit dem Gemälde „Rein Weizenmehl, so durch den Beutel beim Mahlen herausfällt" und das Wort „Hierin find sichs". Trotz mancher Gegenströmungen fand das Bestreben der Gesellschaft Beifall bei allen Gebildeten jener Zeit, wie die vielen Bewerbungen um die Mitgliedschaft beweisen. Unter den Mitgliedern finden sich berühmte Namen, wie Martin Opitz († 1639), der im VI. Kapitel seines Buches von „der deutschen Poeterey" für die Reinheit der deutschen Sprache eintritt; Georg Philipp Harsdörffer, zugleich Gründer des Blumenordens der Pegnitzschäfer, der Verfasser der „Frauenzimmer Gesprechspiele" in 8 Teilen, einer Art Konversationslexikon in Gesprächform, der „Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit und derselben Beflissene" und des „Teutschen Secretarius". Justus Georg Schottel (1612—1676) verfasste die „Teutsche Sprachkunst" (1641) und die „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" (1663). Schon im vorigen Kapitel erwähnten wir Johann Michael Moscherosch († 1669); Johann Rist (1607—1667), zugleich Gründer des Elbschwanenordens, kämpft hauptsächlich in der „Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache" gegen die Fremdwörter und die à la mode-Sucht; endlich nennen wir Friedrich von Logau, der in einem seiner Sinngedichte die Sprachmengerei beklagt:

Sprachreiniger.

Deutsche Sprache.

Das Deutsche Land ist arm; die Sprache kan es sagen,
Die ietzt so mager ist, dass man ihr zu muss tragen
Auss Franckreich was sie darff[1]*, und her vom Tiber-Strom,*
Wo vor[2] *Latein starb auch mit dir, Unrömisch Rom!*
Zum Theil schickts der Iber[3]*. Das andre wird genumen,*
So gut es wird gezeugt und auff die Welt ist kumen
Durch einen Gerne-Klug . . . . . .

Im Jahre 1649 wird das 527. und letzte Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter Ludwig von Anhalt aufgenommen, der 1650 starb. Zwar bestand sie noch nach seinem Tode fort und führte nun nach ihrem Symbol, dem Palmbaum, den Namen „Palmenorden", aber sie verlor beträchtlich an Bedeutung.

Daneben gab es noch kleinere Sprachgesellschaften mit denselben Zielen: die aufrichtige Gesellschaft von der Tannen gestiftet 1633; die deutschgesinnte Genossenschaft oder der Rosenorden, gegründet 1643 von Philipp von Zesen (1619—1689), und andere.

Gegner der Sprachreinigung.

Selbstverständlich fehlte es der Bewegung gegen die Fremdwörter auch nicht an Widersachern. Schon einige Wochen nach der Gründung der fruchtbringenden Gesellschaft stiftete eine Verwandte Ludwigs von Anhalt einen Gegenorden: L'ordre

[1] bedarf. [2] früher. [3] Ebro d. h. Spanien.

de la Palme d'or zur Ausbreitung der französischen und anderer ausländischer Sprachen. Einer der Hauptgegner der übertriebenen Sprachreinigung ist Christian Weise († 1708), der sich für einen vermittelnden Standpunkt erklärt und meint, man solle das Fremdwort annehmen, wenn kein deutscher Ausdruck vorläge:

„Doch liebes Vaterland, ich werde dir gefallen,
Dass ich im Schreiben nicht ein sprach-tyranne bin,
Ich folge Deiner zier und richte mich in allen
Auff alte reinigkeit und neue kurtzweil hin.“

Berechtigt war eine solche Gegnerschaft besonders gegen Zesen, der in der Sprachreinigung übertrieben vorging und der Lächerlichkeit verfiel. Er verdeutschte z. B. *Nase* mit *Löschhorn* oder *Gesichtserker*, *Fieber* mit *Zitterweh*, *Kabinett* mit *Beizimmer*, *Affekt* mit *Gemütstrift*, für *Theater* schlug er *Schauburg* vor, für *Natur* sagte er *Zeugemutter* u. s. w. Daneben aber hat er die deutsche Sprache auch dauernd bereichert durch Wörter wie: *Sinngedicht*, *Staatsmann*, *Vollmacht*, *Vertrag*, *Rechtsbegriff*, *Lehrbegriff*, *Heerschau*, *Wechselgesang*, *Augenblick*, *Gesichtskreis*, *Verfasser* u. a. Auch die fruchtbringende Gesellschaft ist nicht ohne Nutzen für die Bereicherung der deutschen Sprache gewesen; grammatische Ausdrücke wie: *Nennwort*, *Zahlwort*, *Zeitwort*, *Mehrzahl*, *Sprachlehre*, *Selbstlaut*, *Hauchlaut* u. s. w. verdanken wir ihrem Mitglied Schottel. Daneben sind aber auch verunglückte Bildungen wie *Unterlage* für Subjekt, *Gegenwurff* für Objekt, *Reitpuffer* für *Pistole*, *Platz-Halter* für *Leutnant* u. s. w. vorhanden, die von der Sprache nicht aufgenommen worden sind. Aber ein Verdienst muss

Neuschöpfung deutscher Wörter.

der fruchtbringenden Gesellschaft verbleiben: sie hat zuerst eine grössere Anzahl Männer, die alle Gegner der Sprachmengerei sind, zusammengefasst und versucht, durch gemeinschaftliche Bestrebungen den Kampf gegen die Fremdwörter erfolgreich zu gestalten. Auch auf die Besserung der zu ihrer Zeit groben und ungefügen Art des Ausdrucks richtete sie ihr Augenmerk. Sie gewann hochgestellte Persönlichkeiten für deutsche Sprache und Dichtung und befreite diese dadurch von der Verachtung, unter der diese bisher gelitten hatten. Ihr und der gleichgesinnten Verbindungen Verdienst ist es, dass unsere Muttersprache nach dem Jammer des grossen Krieges verhältnismässig gut erhalten und sogar von vielen fremden Zutaten gereinigt dasteht. Es ist nicht ihre Schuld, dass manche Sprachverbesserer in ihrem Uebereifer eine Menge alter eingebürgerter Lehnwörter ausmerzen wollten und dadurch dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfielen. Bei den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft galt als Gesetz, längst eingebürgerte Fremdwörter schonend zu dulden.

Freilich vermochten alle diese Bestrebungen auf die Dauer nicht zu hindern, dass immerzu fremdes Sprachgut der deutschen Sprache zugeführt wurde, da die kulturellen und gesellschaftlichen Beziehungen zu unsern westlichen Nachbarn zu mächtig waren, besonders im 18. Jahrhundert. Aber anderseits hat auch der Kampf gegen die Eindringlinge nie ganz aufgehört. Im letztgenannten Jahrhundert ist es z. B. Joachim Heinrich Campe, dem wir zahlreiche Verdeutschungen verdanken; *altertümlich, Beweggrund, Eigenname, Flugschrift, Gefallsucht, geeignet, Oeffentlichkeit, Umwälzung,*

18. Jahrhundert.

verwirklichen, Zartgefühl, Zerrbild u. s. w. stammen von ihm. Es versteht sich von selbst, dass auch unsere grossen Dichter sprachschöpferisch tätig waren und manches Fremdwort verdrängen halfen; so schuf Lessing das Wort *empfindsam*, Goethe gab uns *Kleinleben, Wahlverwandtschaft* u. a.

19. Jahrhundert.

In unserer Zeit hat das neu erwachte Volksgefühl mächtig dazu beigetragen, die weitesten Kreise dem Kampf gegen die entbehrlichen Fremdwörter günstig zu stimmen. Den Anstoss zu einer weitgehenden Bewegung dieser Art gab die Gründung des **Allgemeinen deutschen Sprachvereins** durch **Hermann Riegel** zu Braunschweig im Jahre 1885. Der Verein verfügt über eine eigene Zeitschrift zur Verbreitung seiner Gedanken; ausserdem hat er eine Reihe von Verdeutschungswörterbüchern herausgegeben. Wenn auch nur ein Teil seiner Vorschläge bis jetzt in der Allgemeinheit durchgedrungen ist, so lässt sich doch nicht bestreiten, dass das Bestreben, Fremdwörter, und nicht nur entbehrliche, durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, feste Wurzeln im deutschen Volke gefasst hat. Schon spricht man nicht mehr vom *Veloziped* wie anfangs, sondern vom *Fahrrad* oder kurz *Rad*, das *Automobil* wird zum *Selbstfahrer* (*Kraftwagen*, auch kurz *Fahrzeug*), der *Chauffeur* wird zum *Fahrer*, die *Garage* zum *Einstellraum*, um nur die neusten Verdeutschungen zu erwähnen. Auch die Behörden haben sich diesem Einflusse nicht mehr entziehen können, und so sehen wir z. B. bei der Eisenbahnverwaltung das *Billet* der *Fahrkarte*, das *Koupee* dem *Abteil*, den *Perron* (der übrigens frz. le quai heisst) dem *Bahnsteig* u. s. w. weichen. Die Post hat zwar den *Telegraph* behalten, aber

aus dem *Telephon* überflüssigerweise einen *Fernsprecher* gemacht, das *Couvert* (das frz. l'enveloppe heisst) wird zum *(Brief)umschlag* u. a. m. Besonders eifrig wird in neuester Zeit von der Heeresverwaltung verdeutscht; *Rekognoszirung* wird *Erkundung, Avantageur* heisst jetzt *Fahnenjunker, Ordre* ist nunmehr *Befehl, Bajonnet* ist *Seitengewehr, Epauletts* sind *Achselstücke* u. s. w. Sogar die Aerzte, die am berüchtigtsten, aber auch am berechtigtsten im Gebrauch von Fremdwörtern sind, haben heutzutage das löbliche Bestreben, selbst unter sich, ein Organ oder eine Krankheit, die mit einem deutschen Namen genau bezeichnet werden kann, nicht mehr lateinisch zu benennen. Ja, man darf geradezu behaupten, dass es heutzutage als ein Zeichen von Bildung gilt, die überflüssigen Fremdwörter zu vermeiden, während vor noch gar nicht langer Zeit ein Mann oder ein Buch um so gelehrter erschien, je mehr fremde Ausdrücke von ihm verwandt wurden. Unser Volk wird hoffentlich auf dieser Bahn zum Heile seiner Sprache fortschreiten und sich damit seine Eigenart erneuen und festigen.

§ 23.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache im 18. und 19. Jahrhundert.

Das 17. Jahrhundert war nicht nur eine Zeit des Kampfes gegen die fremden Eindringlinge in unserer Muttersprache, sondern es brachte auch die Regelung des deutschen Sprachgebrauchs. Der

schon früher erwähnte **Martin Opitz** stellt Gesetze für die Form der deutschen Dichtung auf; er erhebt die regelmässige Abwechslung von Hebung und Senkung zur strengen Vorschrift; aber auch auf den grammatischen Ausbau der Sprachform bleibt er nicht ohne Einfluss: während **Luther** das Mittelwort der Vergangenheit noch vielfach ohne die Vorsilbe **ge-** bildet, macht **Opitz** ihren durchgehenden Gebrauch zur Regel. Die Partizipien *funden, kommen, gangen* u. a. (mit Ausnahme von *worden*) werden jetzt auch mit ge- gebildet; er wandelt nach unserer Weise die Zeitwörter der i-Reihe *treibe — trieb — getrieben* oder *schneide — schnitt — geschnitten* ab; auch schreibt er konsequent ich *gebe, werde* neben *finde, schwimme.* Die Imperative der starken Verben bildet er ohne Endung: *gib, nimm, zeuch* u. s. w., aber auch *fall, schneid, halt,* ja sogar von schwachen Verben *hör, führ, lieb,* worin ihm die spätere Sprache nicht gefolgt ist. Er verhilft der Endung *-nis* zum entschiedenen Sieg über das noch bei Luther häufige oberdeutsche *-nuss, -nusse.* Dagegen zieht er noch immer die Verkleinerungssilbe **-lein** dem **-chen** seiner Heimat vor. Auch zahlreiche andere Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft beteiligen sich am grammatischen Ausbau des Deutschen: **Christian Gueinz** schreibt eine „deutsche Sprachlehre" (1641); **Philipp von Zesen** stellt (1651) als Vorbilder für „die rechte Zierlichkeit der hochdeutschen Rede . . . . des grossen Luthers Schriften, die Reichsabschiede . . . . die Schriften von Opitzen" u. s. w. auf. Der grösste und berühmteste Grammatiker des 17. Jahrhunderts ist **Justus Georg Schottel**; sein Hauptwerk führt den Titel: Ausführliche Arbeit

Regelung der Schriftsprache.

Schottel.

von der teutschen[1] Haubtsprache 1663. Sein Hauptverdienst ist, dass er die deutsche Sprache zum ersten Male in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu erfassen sucht; aber anderseits begeht er den Irrtum, die Mundarten als Entartungen der Schriftsprache aufzufassen. Die Grammatik, meint er ferner, sei unerlässlich, um die hochdeutsche Sprache gründlich zu erlernen; ja man müsse auch eine gleichmässige Aussprache derselben in ganz Deutschland, unabhängig von den Mundarten, erstreben. Schottels Einfluss reicht weit über alle seine Vorgänger hinaus und bestimmt die Richtung seiner Nachfolger mehr als ein und einhalbes Jahrhundert. Sein berühmter Zeitgenosse
Leibnitz. **Leibnitz** lehnt sich ganz an ihn an in seiner Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1682). Auch er erkennt die Schriften von Luther, Opitz, aber auch ältere Werke, wie den Theuerdank, Fischarts Gargantua u. s. w. als mustergiltig an; daneben offizielle Schriften mannigfacher Art, insbesondere die Staatsschriften der Reichstage zu Regensburg. Anderseits übersieht er auch veraltete Ausdrücke bei Luther nicht. Leibnitz verdanken wir ausserdem die Verwendung des Deutschen als Sprache der Wissenschaft; von ihm stammt die schon erwähnte Bezeichnung der deutschen „Haupt- und Heldensprache“. Sein Schüler, der Philosoph **Christian Wolf**, lehrte zuerst seine Wissenschaft in deutscher Sprache an der Universität Halle.

[1] Die Schreibung „teutsch“ taucht zuerst im 17. Jahrhundert auf und hat sich mit merkwürdiger Zähigkeit 200 Jahre gehalten, obwohl sie ganz falsch ist (vgl. § 5, S. 31).

Wenn nun auch die genannten Grammatiker und Gelehrten das Neuhochdeutsche auf den gegen die Mundarten abgegrenzten und geregelten Standpunkt erhoben haben, so drangen sie doch zu ihrer Zeit noch nicht allgemein mit ihren Ansichten durch. Das siebzehnte Jahrhundert blieb im wesentlichen bei der Theorie stehen; sprachlich ist es abhängig von Autoritäten, der freien Entwicklung der Sprache wird noch wenig Rechnung getragen. Das wird erst im 18. Jahrhundert anders. Nunmehr wird als Richter für Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit der gute Gebrauch aufgestellt; die Gelehrten haben die Sprache nicht zu machen, sondern nur festzustellen, was allgemein üblich und daher richtig ist. Am Anfang dieser neuen Entwicklung stehen **Johann Bödikers** „Grundsätze der deutschen Sprache", denen wir verschiedene noch heute gültige Festsetzungen verdanken: den Unterschied zwischen **vor** und **für**, die Bevorzugung der Verkleinerungssilbe **-chen**, die Regeln für den Gebrauch der grossen und kleinen Anfangsbuchstaben, die Anwendung des h als Dehnungszeichen nach Vokal und nach t, die Setzung von Doppelkonsonanten u. s. w. Im grossen und ganzen ist die von ihm herrührende Regelung der Rechtschreibung bis auf unsere Tage gültig geblieben. Er findet auch heraus, dass die Sprache seit Luther sich weiter entwickelt hat und erklärt, dass viele Wörter aus seiner Bibelübersetzung jetzt veraltet seien; *löcken* = hüpfen („wider den Stachel löcken"), *thüren* = wagen, *Kogel* = spitze Mütze, *Thramen* = Balken, *glum* = trübe, *Ferg* = Fährmann u. s. w.; daneben nennt er aber auch Wörter, die wir heute wieder unbedenklich gebrauchen: *Laib, rügen, vergeuden, nacheifern, hehr* u. a. Der Neubearbeiter

Bödiker.

von Bödikers Buch **Leonhard Frisch** (1746) hat das Verzeichnis veralteter Wörter oder nur in Teilen Deutschlands verständlicher Ausdrücke schon auf 50 Seiten gebracht. So sehr hatte sich die Sprache inzwischen verändert; man war sich in jener Zeit schon ganz klar darüber, dass man nicht mehr so rede und schreibe wie Luther, ja nicht nicht einmal wie fünfzig Jahre zurück.

Sehr förderlich war für die Weiterentwicklung unserer Schriftsprache das Auftreten **Joh. Christ. Gottscheds** (1700–1766), dessen Sprachkunst zuerst 1748, zum 6. Male 1776 erschien und wie der Titel besagt: „nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst" ist. Mit ihm ist endgültig das sechzehnte Jahrhundert als sprachliches Muster aufgegeben; die Reihe der von Gottsched berücksichtigten Schriftsteller beginnt mit **Opitz**. Auch die Kanzleisprache gilt als abgetan. Zwar ist auch ihm das Meissnische Hochdeutsch das beste und reinste, aber er weiss doch, dass das Hochdeutsche *„eine ausgesuchte Art zu reden sei, die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe, die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege"*. Er erklärt, warum das mittelländische oder obersächsiche Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sei: *„Der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit ist seit der Glaubensreinigung nach Obersachsen gewandert. Sonderlich ist er durch die neugestifteten hohen Schulen zu Wittenberg, Jena und Halle gleichsam in Meissen befestigt worden. Nicht wenig hat auch der aus Frankfurt am Main grösstentheils nach Leipzig gegangene Bücherhandel viel dazu beigetragen. Weil auch durch die Fruchtbringende Gesellschaft in diesen Gegenden die meisten*

Gottsched.

und besten deutschen Bücher geschrieben und gedruckt worden: so hat die hiesige Mundart unvermerkt in ganz Deutschland die Oberhand bekommen." So viel galt Gottsched als sprachliche Autorität, dass selbst sein Gegner in der Auffassung von der Dichtkunst, **Bodmer**, sich ihm in Fragen der sprachlichen Richtigkeit unterordnete. Er äussert sich in der Vorrede zu **Breitingers** Kritischer Dichtkunst folgendermassen: „*Soviel mir bekannt ist, hat Meissen das beste Recht, von andern Provinzen Deutschlands zu fordern, dass sie ihre eigene Aussprache und Mundart für die seinige verlassen, allermassen es darinnen wahre Vorzüge vor allen anderen aufweisen kann.* Freilich gibt er deshalb nicht alle Rechte der Mundarten auf, sondern meint, *dass in anderen Provinzen viele gute Wörter und andere geschickte Redensarten von altem deutschem Herkommen behalten worden . . . .* Bodmer.

Die beiden vorstehenden Proben mögen zugleich das Aussehen der deutschen Schriftsprache um die Mitte des 18. Jahrhunderts veranschaulichen. Es ist leicht daraus zu ersehen, wie sehr sie sich schon dem Brauche unserer Klassiker genähert hat, der ja auch für uns noch als Muster gilt. Wir können also sagen, dass zur genannten Zeit die neuhochdeutsche Schriftsprache fertig und seitdem auf dem gleichen Standpunkt geblieben ist, abgesehen von Einzelheiten im Wortschatz, wovon noch zu sprechen sein wird. Es ist das Verdienst der Grammatiker des 18. Jahrhunderts, die deutsche Schriftsprache von dem Einfluss der veralteten Lutherschen Sprachform befreit zu haben, aber sie bleiben noch im Banne des Vorurteils, dass die meissnische, d. h. sächsische Sprache sowohl in

Bezug auf Wortformen und Wortschatz als auch auf die Aussprache die mustergültige Sprache für das übrige Deutschland sein müsse. Es galt nunmehr, auch diese Auffassung zu überwinden und zu Fall zu bringen. Das haben unsere grossen Klassiker fertig gebracht. Sie haben uns durch ihr Beispiel gelehrt, dass das richtige Hochdeutsch an keine Mundart und keine Gegend gebunden ist, vielmehr Gemeingut aller Gebildeten in den deutschen Gauen ist. Zu ihrer Zeit aber drang diese Erkenntniss noch keineswegs allgemein durch. Der bedeutendste und zugleich letzte in der Reihe der Grammatiker des 18. Jahrhunderts, **Joh. Christoph Adelung** (1734—1806), steht noch ganz auf dem Boden seiner Vorgänger, indem er die meissnische Sprache als die beste ansieht. In seinen deutschen Sprachlehren (1781 und 1782) und seinem deutschen Wörterbuch (1774—1786) vertritt er diese Ansicht. Ihm ist die Zeit Gottscheds und Gellerts, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit der hochdeutschen Schriftsprache; sein Wörterbuch beschränkt sich auf den Sprachgebrauch dieser Zeit und der sächsischen Mundart; andere Wörter, selbst solche, die zu jener Zeit und bis heute unbedenklich gebraucht werden, finden keine Stelle darin und werden in Acht und Bann erklärt. Trotz dieses engherzigen Standpunkts wurde Adelungs Autorität in weiten Kreisen anerkannt und seine Zeitgenossen standen vollständig unter seinem Bann. Erst **Joachim Heinrich Campe** macht sich in seinen Schriften und seinem Wörterbuch (1807—1811) von Adelungs Einfluss los und nimmt eine Menge Wörter auf, denen Adelung noch das Bürgerrecht versagt hatte. Doch das vereinzelte Eintreten der Gelehrten hätte wohl

Adelung.

Campe.

kaum den Erfolg gehabt, das Monopol der meissnischen Sprache zu beseitigen, wenn nicht die überwältigende Bedeutung unserer klassischen Literatur, die sich im Norden, Osten und Südwesten Deutschlands zuerst entfaltete, es gebrochen hätte. **Wielands** erste Romane, deren flüssige Sprache die durch den schwerfälligen Stil seiner Vorgänger abgestossenen gebildeten Kreise für den deutschen Roman gewann, entstanden in Württemberg; **Lessings** prosaische Meisterwerke entstanden in Schlesien und Hamburg. **Herder** ist Ostpreusse, **Goethe** aus Frankfurt und **Schiller** aus Schwaben; sie alle sind schon fertige Männer und hochberühmte Schriftsteller, als sie, gleichwie Wieland, in Weimar ihre dauernde Heimat finden. Besonders Wieland stellt sich in einen scharfen Gegensatz zu Adelung, indem er den Grundsatz aufstellt, dass es „die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden". Auch die Stellung Schillers und Goethes zur neuhochdeutschen Schriftsprache ist keine andere: Grammatisch war diese ja seit der Mitte des Jahrhunderts festgelegt; kein Schriftsteller, selbst nicht der unbedeutendste, hätte daran gedacht, sich seiner heimatlichen Mundart zu bedienen, viel weniger ein Schiller oder Goethe. Freilich standen sie in ihrer Jugend noch insofern in dem Bann ihrer Mundart, als sie dieser angehörige Wörter oder Wortformen unbewusst verwenden; aber je länger sie schriftstellerisch tätig sind, um so mehr verlieren sich diese heimatlichen Anklänge, um auf der Höhe ihrer Tätigkeit ganz zu verschwinden. Indes darf man nicht vergessen, dass Goethe schon als Student in Leipzig weilte und den grössten Teil seines Lebens in Weimar,

Die Klassiker.

also auf sächsischem Sprachgebiet, zugebracht hat. Schiller hatte bekanntlich den Dresdener Körner, den Vater des Dichters der Freiheitskriege, zum Berater. Das hinderte aber beide nicht, sich über das beanspruchte sprachliche Vorrecht Sachsens lustig zu machen und es als etwas Abgetanes zu betrachten.

Wie die grossen Schriftsteller unserer klassischen Zeit sich im Gegensatz zu Gottsched und Adelung in der Wertschätzung des sächsischen Dialekts befinden, so weichen sie auch darin von deren starrem Standpunkt ab, dass sie aus den Mundarten und aus der älteren Sprache Wörter schöpfen, wo der Schriftsprache treffende Bezeichnungen fehlen. Neben **Lessing, Wieland** und **Goethe** war es besonders **Herder**, der auf die Mundarten als eine ergiebige Fundgrube zur Bereicherung der Schriftsprache hinwies. Auf diesem Wege folgen ihnen die Romantiker, die Verherrlicher des Mittelalters und seiner Poesie, und noch mehr die Germanisten, die Wiedererwecker des deutschen Altertums, seiner Sprache und Literatur. So sind manche alte Wörter uns wieder gang und gäbe geworden, die jahrhundertelang verschollen waren wie *Degen* = Held, *Recke* = Krieger, *Brünne* = Panzer, *Minne* = Liebe, *Fehde*, *Hain*, *Gau* u. a. In übertriebener Weise und deshalb oft unverständlich nimmt Richard Wagner Ausdrücke der älteren Sprache wieder auf: *vreislich* = schreckhaft. Ebenso hat die heutige Schriftsprache zahlreiche Dialektworte besonders aus dem Niederdeutschen aufgenommen: *Laken* (= Bettuch), *Moor*, *Rasen* (= oberdeutsch *Wasen*), *fett* (= oberdeutsch *feist*), *ruppig*, und viele andere, meist seemännische Ausdrücke

wie *Ebbe, Flagge, Flotte, Tau, Wrack* u. s. w. Aber auch hochdeutsche Mundarten steuern bei: *fesch*, (Wienerisch), *Bräu* (Münchener Ausdruck), *Senne* (Schweiz), *kraxeln* (oberbairisch) u. a. m.

Aenderungen im Wortschatz.

Wenn sich daher auch das grammatische Gefüge der neuhochdeutschen Schriftsprache seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht geändert hat, so ist doch ihr Wortschatz zum Teil ein anderer geworden. Wir sehen hierbei ganz ab von der Bereicherung desselben durch neue Kulturerrungenschaften wie *Dampfschiff, Eisenbahn, Bahnhof, Bogenlicht, Kraftwagen* u. s. w. und wollen nur den schon zu jener Zeit vorhandenen Wortvorrat ins Auge fassen. Auch bei diesem ist neben geringfügigem lautlichem Wechsel wie *jetzt* für älteres *itzt, Ihre* (= *Euer*) für *Ihro* (Majestät) u. a. mannigfacher Bedeutungswandel zu verzeichnen. Niemand kann heute mehr *Maul* ohne Nebenabsicht für *Mund* gebrauchen, ein *Fräulein* mit *Frauenzimmerchen* anreden, wie es **Lessing** tut, oder statt die *Damen* die *Frauenzimmer* grüssen lassen wie **Goethe** in seinen Briefen schreibt, der auch *vor* heute anstatt *für* heute sagt (Brief vom 15. November 1796); *Witz* ist nicht mehr = „Verstand" (vergl. *Mutterwitz*), *Post* nicht mehr = „Nachricht"; *gemein* gebrauchen wir selten mehr im Sinn von „*allgemein*", *artig* nicht mehr in dem Sinne von „nett", *verkennen* nicht mehr = *nicht wieder erkennen*, wie es die klassische Zeit tat, u. s. w.

Doch im allgemeinen dürfen wir sagen, dass die Schriftsprache so fest gefügt und durch die schulmässige Ueberlieferung so sehr vor grösseren Aenderungen geschützt ist, dass selbst wirkliche Verbesserungen und Erleichterungen, die von berufenen Männern der Wissenschaft oder hervor-

ragenden Schriftstellern ausgehen, nur schwer Eingang finden. Wie viele Einsichtige arbeiten nicht dem aus der Zeit des Humanismus (16. Jahrhundert) stammenden Unfug entgegen, das Zeitwort im abhängigen Satz immer ans Ende zu stellen! Wie oft hat man sich nicht bemüht, den trennbaren Partikeln bei zusammengesetzten Zeitwörtern eine solche Stelle zu geben, dass sie nicht durch ganze Zeilen von ihrem Verb getrennt sind! Und wie gering sind die Erfolge auf diesem Gebiet! Die Schriftsprache ist eben kein vom Ohr erfasstes, lebendiges Idiom, sondern sie ist ein für das Auge bestimmtes Kunsterzeugnis geworden und in Starrheit versunken, bis bessere Zeiten sie zu neuem, wirklichem Leben erwecken werden.

§ 24.

Der Vokalbestand der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Wenn wir im Vorhergehenden die Entstehung, Weiterbildung und Festlegung unserer Schriftsprache verfolgt haben, so ist nunmehr der Augenblick gekommen, ihre heutige lautliche Gestalt näher ins Auge zu fassen. Da die lautlichen Veränderungen seit der Zeit ihrer Entstehung nur geringfügiger Natur sind, so können wir, ohne grosse Irrtümer zu begehen, die dazwischen liegenden Jahrhunderte überspringend die heutige Schriftsprache mit der mittelhochdeutschen Sprache vergleichen, deren äussere Gestalt wir in § 14 zu zeichnen versucht haben.

Die grössten Veränderungen sind im Vokalismus zu verzeichnen, besonders bei den kurzen

Vokalen. Unter dem Einfluss des Hochtons wurden diese in offener d. h. auf keinen Konsonanten ausgehender Silbe schon in spätmittelhochdeutscher Zeit gedehnt. Aus mittelhochdeutsch trăgen wurde also *trā-gen*, aus tăges wurde *Tā-ges*, aus lĕsen *lē-sen*, aus jŭgend *Jū-gend*, aus bŏte *Bō-te*, aus s.-les Saa-les u. s. w. Aus den mit Endungen versehenen Fällen (Genitiv, Dativ Sing. und dem Plural) wurden dann die langen Vokale auf die nur im Nominativ und Accusativ Singularis erhaltenen kurzen Vokale der einsilbigen Hauptwörter wie tăc *Tag*, săl *Saal* u. s. w. übertragen und die Längung allgemein durchgeführt. Doch nicht allein in offener Silbe findet sich Dehnung des Stammvokals, sondern auch vor manchen Doppelkonsonanten wie rt: mhd. ărt wird *Ārt*, brt *Bārt*; rd: mhd. ĕrde wird Erde; rz: hărz wird Hārz u. a. Anderseits unterbleibt auch zuweilen die Dehnung vor einfachem Konsonant, z. B. m und besonders t: mhd. vrŭm, frŏm, *frömm*, hămer *Hämmer*, hĭmel *Himmel*; bĭten *bitten*, gŏt *Gott*, buter *Butter*. Auch vor anderen Konsonanten fehlt zuweilen die Dehnung, wenn die Ableitungssilbe *-er* darauf folgt: mhd. dŏner *Dönner*, wĭder *Widder*, solre *Söller* u. s. w. Infolge der Dehnung kurzer Vokale sind manche noch mhd. verschieden lautende Wörter im Nhd. zusammengefallen: wăgen „*Wagen*" und wâgen „*wagen*", măln *mahlen* und mâlen „*malen*", kil „Feder-*kiel*" und kiel „Schiffs-*kiel*", tor *Tor* (eines Hauses) und tôre *Tor=Narr* u. a.

Dehnung kurzer Vokale.

Vor Doppelkonsonant bleibt nicht nur alte Kürze bewahrt: *stark*, *fest*, *bergen*, *halten*, *Karte*, *Kunst* u. s. w., sondern es tritt auch Verkürzung

Verkürzung langer Vokale

eines ursprünglich langen Vokals ein; brâhte wird *brăchte*, dâhte *dăchte*, klâfter *Klăfter*, krâpfe *Krapfen* (Pfannkuchen), lâzen *lăssen*, hêrre *Hĕrr*, hêrsen *hĕrrschen*, slôz *Schlŏss* u. s. w. Auch vor einfachem Konsonant tritt gelegentlich Verkürzung ein: hât *hăt*, hâte *hătte*, nâter *Nătter*, wâpen *Wăppen*, jâmer *Jămmer*. Verkürzung finden wir auch in Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil nicht mehr als selbständiges Wort empfunden wird: hôchzît *Hŏchzeit*, aber hôch *hŏch* (vgl. *Hŏffahrt* aus hôchvart); Gêrtrût *Gĕrtrud* aber gêr *Gĕr*. Umgekehrt bleibt alte Kürze in Zusammensetzungen bewahrt, während das einfache Wort Dehnung aufweist: *Heer* aber *Hĕrberge*, *bār* aber *bărfuss*, *Bŏhle* aber *Bŏllwerk*; auch in Fremdwörtern *Dāme* aber *Dămbrett*.

Die Dehnung ursprünglich kurzer Vokale und in geringerem Umfang die Verkürzung einst langer Vokale ist eines der charakteristischen Kennzeichen des Nhd. gegenüber dem Mhd. Die neuhochdeutschen Mundarten stehen vielfach noch auf dem mhd. Standpunkt; so lautet im Rheinfränkischen hochd. *Väter* noch *Vătter*, (aber *Mütter* = mhd. muoter, md. mūter ist verkürzt wie im Hochdeutschen wohl unter dem Einfluss des kurzen Stammvokals in Vătter), *Bēsen* lautet *Bĕssem* (mhd. bĕseme), *Bŏden* ist *Bŏddem* (mhd. bŏdem), *Jude* lautet *Judd* u. s. w. Eine andere charakteristische Eigenschaft des Nhd., von der schon öfter die Rede war, ist die Diphthongierung der mhd. Längen î, û, iu (gespr. ü) in ei (ai), au, eu. Im § 18, S. 130 haben wir bereits das Auftauchen und die Ausbreitung dieser neuen Erscheinung kennen gelernt. Noch heute sind im Alemannischen und in einzelnen mitteldeutschen Mundarten die alten einfachen Längen

Diphthongierung langer Vokale.

erhalten, die meisten Mundarten aber besitzen die jüngeren Diphthonge, unterscheiden sie indes in der Aussprache von den alten gleichartigen Diphthongen, während das Hochdeutsche keinen Unterschied zwischen ihnen macht. Für das letztere sind vollständig zusammengefallen: nhd. *Stein* aus mhd. stein und *mein* aus mhd. mîn; nhd. *Leib* = mhd. lîp und *Laib* = mhd. leip werden gleich ausgesprochen; nhd. *Haus* = mhd. hûs und *Baum* = mhd. boum haben denselben Diphthong; nhd. *heute* = mhd. hiute (gespr. hüte) und *Freude* = mhd. vröude unterscheiden sich nicht in der Aussprache des Stammvokals. Der Grund, weshalb die Diphthongierung eintrat, ist vielleicht darin zu suchen, dass bei den zweisilbigen Wörtern infolge des Abfalls der Endung die Zeitdauer der Aussprache derselben auf die Stammsilbe überging und den Vokal überlang machte: aus frîè wurde frî mit zweigipfliger Betonung, die im Laufe der Zeit zur Diphthongierung führte. Nach dem Muster der ursprünglich zweisilbigen Wörter wurden dann auch die einsilbigen diphthongiert.

Doppelschreibung der neuen Diphthonge.

Für zwei Diphthonge haben wir im Nhd. eine doppelte Schreibung: **ei** wird auch **ai** geschrieben, **eu** auch **äu**. Historische Unterschiede werden dabei insofern berücksichtigt, als **ai** nur für altes **ei**, nicht für **î** gesetzt wird, um gleichlautende Wörter zu unterscheiden: nhd. *Saite* = mhd. seite, *Seite* = mhd. sîte. **äu** schreiben wir für **eu**, wo wir den Umlaut von **au** noch erkennen: *Haus*—*Häuser* (mhd. hûs), *Baum* - *Bäume* (mhd. boum).

Monophthongierung.

Neben der Diphthongierung ursprünglich langer einfacher Vokale finden wir die Monophthongierung der mhd. Doppelvokale **ie** zu **i** (geschrieben **ie**), **uo**

zu ū, üe zu ǖ im Nhd. Schon in früh mhd. Zeit ist sie ein Kennzeichen der mitteldeutschen Mundarten; der nhd. Zeit blieb es vorbehalten, diesen Brauch in die Schriftsprache zu übertragen, während noch heute die oberdeutschen Mundarten die alte diphthongische Aussprache bewahrt haben. Mhd. dienen (ie als Diphthong gesprochen) wird zu nhd. *dienen* (ie = ī), tier zu *Tier*; vuor (Praet. von varan) zu *fuhr*, bluot zu *Blut*; rüemen zu *rühmen*, müede zu *müde*. Zuweilen werden die so entstandenen Längen noch gekürzt: *ging* aus mhd. gienc, *wuchs* aus wuohs, *müssen* aus müezen.

Aenderung der Aussprache.

Die Aussprache nur hat sich geändert bei mhd. ou, das nhd. au geschrieben und gesprochen wird: ouge *Auge*. Mhd. ei hat ebenfalls eine andere Aussprache im Nhd., nämlich ai, diese Schreibung ist indes nur vereinzelt durchgedrungen: mhd. keiser = *Kaiser*, meie = *Mai* u. a., obwohl sie in oberdeutschen Handschriften und Drucken gang und gäbe war. Mhd. öu wird nunmehr eu: vröude = *Freude*, oder äu geschrieben, wo es als Umlaut von au noch deutlich erkannt wird: böume = *Bäume*.

Vereinzelter Lautwandel.

Soweit die regelmässigen lautgesetzlichen Veränderungen im Nhd. gegenüber dem Mhd. Vielfach findet sich auch vereinzelter Lautwechsel, dessen bunte Mannigfaltigkeit zu verfolgen uns hier zu weit führen würde. Wir können nur einige Fälle hier anführen. So ist mhd. u oft nach dem Vorgang des Mitteldeutschen im Nhd. zu o geworden, besonders vor n (nn) und m (mm): mhd. sun = *Sohn*, sunne = *Sonne*, sumer = *Sommer*, begunnen = *begonnen*, geswummen = *geschwommen*; vor andern Konsonanten wird mhd. u auch zu ö: mhd. burse (vgl. *Bursch*) = Börse. Durch Formübertragung

erklären sich *golden* (neben *gülden* = mhd. guldîn) zu *Gold*, *hölzern* (mhd. hulzîn) zu *Holz* u. a. Für ü ist, entsprechend dem Wandel von u zu o, ö eingetreten: mhd. künec = *König*, günnen = *gönnen* usw.

Weit verbreitet ist in der nhd. Schriftsprache auch der Uebergang von mhd. â in ō, hauptsächlich vor Nasalen: mhd. mâne = *Mond*, mânôt = *Monat*, âne = *ohne*, tâhe = *Ton* (zu Töpfen); eine Doppelform zeigt mhd. âtem in *Atem* und *Odem*. Verkürzt ist dies lange ō vor Doppelkonsonanz in *Docht* aus tâht, *Brombeere* aus brâmber (brâme = Dornstrauch). Uebergang von mhd. e zu nhd. ö ist nicht selten: mhd. helle = *Hölle*, leschen = *löschen*, welben = *wölben*, zwelf = *zwölf*, swern = *schwören*, ergetzen (noch im 18. Jahrhundert ergetzen) = *ergötzen* und viele andere. Entsprechend wird i gelegentlich zu ü: mhd. finf = *fünf*, minze = (Pfeffer-)*münze*, wirdic = *würdig*, wirde = *Würde* u. s. w; langes ī ist ǖ geworden in *lügen* aus liegen, *trügen* aus triegen u. a. Umgekehrt wird auch mhd. ü zu nhd. i in *Kissen* aus küssen, *spritzen* aus älterem nhd. und mhd. sprützen u. a. Nicht selten wird mhd. ae im Nhd. als e wiedergegeben: laere = *leer*, swaere = *schwer*, saelic = *selig*, waejen = *wehen* u. a. Auch sonst finden sich mannigfache Uebergänge, die kaum alle zu übersehen sind; so wird eu zu ei in *ereignen*, *Ereignis* aus mhd. eröugen (zu ouge Auge, vgl. nhd. *bezeugen*), in *Steiss*, älter *Steuss* aus mhd. ahd. stiuz; u wird zu au in *Schaukel* aus mhd. schoc(kl), vgl. dial. *schockeln* = *schaukeln* u. s. w.

e in Endungen.

Eine besondere Betrachtung verdient das e in tonlosen Endungen. Schon am Ende des Mittelalters und in dem ersten Stadium der nhd. Schrift-

sprache ist die Unterdrückung der tonlosen e in Endsilben erfolgt — vgl. mhd. ambet *Amt*, arzet *Arzt*, houbet *Haupt*, maget *Magd*, hemede *Hemd*, angest *Angst*, krebez *Krebs*, münech *Mönch* u. s. w. Wenn sich die Apokope des e nun nach dem Vorgang der bairisch-österreichischen Mundart und der von ihr beeinflussten Kanzleisprache anfangs auch ziemlich häufig findet, so zeigt sich unter dem Einfluss des Mitteldeutschen bald ein Rückschlag. Luther selbst entscheidet sich in den späteren Bibelausgaben für die nicht apokopierten Formen, und Opitz, Gottsched und Adelung folgen seinem Vorgang. Besonders sucht man das für die Flexion notwendige e zu schützen und geht hierin sogar so weit, es an Stellen wiedereinzusetzen, wo es schon im Mhd. abgestossen war. Abgefallen ist im Nhd. das tonlose e in der Regel nach einem andern Suffix: mhd. vischaere wird *Fischer*, handelunge = *Handlung*, vinsternisse = *Finsternis*, küniginne = *Königin*, edele = *edel*, gebende = *gebend* u. s. w. Wo *e* unmittelbar auf die Stammsilbe folgte, bleibt es nach stimmhaften Verschluss- und Reibelauten, damit diese nicht stimmlos werden: mhd. oede = *öde*, truebe = *trübe*, wîse = *weise*; nach stimmlosen Lauten, Liquiden und Nasalen fällt es ab: spaete = *spät*, kuele = *kühl*, niuwe = *neu*.

Wegfallen kann im Nhd. das e des Gen. und Dat. Sing. der starken Maskulina (s. § 26) nach starkem Ton, wenn nicht Gründe der bequemen Aussprache entgegenstehen; nach Nebenton fällt es regelmässig aus. Demnach sagen wir: *Königs*, *Monats*, aber *Tags* und *Tages*, *Fasses*, *Geizes* u. ä. Selbst im Plural fällt aus dem gleichen Grunde

das sonst feste e weg nach den Endungen -el, -er, -en, -em, -lein, -chen: die *Flügel, Fenster, Mädchen* u. s. w. Anderseits fügt das Nhd. das Plural-e auch wieder an, wo es im Mhd. fehlt, z. B. bei einsilbigen Liquidastämmen: mhd. die kil = nhd. die *Kiele,* die stil = die *Stiele,* die koln = die *Kohlen* u. s. w.

Beim Zeitwort ist Synkope des e im Nhd. häufig vor den Endungen st und t: du *hilfst,* er *hilft*; selbst der Stammauslaut auf d oder t hindert sie nicht: du *wirst,* er *wird*; du *trittst,* er *tritt* u. s. w. Dagegen hat das Nhd. ein im Mhd. synkopiertes e wiederhergestellt in wern *wehren,* zeln *zählen* u. ä.

Neue e vor r.

Auch das vor r im Silbenauslaut nach altem î, û, iu = nhd. ei, au, eu eintretende e ist nhd. Entwicklung: mhd. gîr = *Geier,* sûr = *sauer,* viur = *Feuer* u. s. w.

Neben rein lautlichen Entwicklungen machen sich bei der Erhaltung oder Abstossung des Endungs-e auch andere Einflüsse geltend: Wörter, die als zusammengehörige Gruppen empfunden werden, streben nach gleicher Form; so erhalten die Feminina meist das e, weil es als Kennzeichen des weiblichen Geschlechts aufgefasst wird: *Mühle, Kehle, Ware, Ruhe* u. s. w., wohingegen die Neutra meist das e aufgeben: *Heer, Netz, Glück, Reich* u. s. w. Alle einzelnen Möglichkeiten zu verfolgen, liegt indes bei der Fülle der Erscheinungen ausserhalb des Rahmens des vorliegenden Werks.

§ 25.
Der Konsonantismus der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Neben den einschneidenden Veränderungen, die der nhd. Vokalismus gegenüber dem mhd. erlitten

hat, sind die Neuerungen bei dem Konsonantensystem weniger bedeutend. Am durchgreifendsten für das Schriftbild sind die zahlreichen Verdoppelungen von Konsonanten, die das Neuhochdeutsche nach älterem Muster vorgenommen hat. Denn schon in früher Zeit kamen durch Angleichungen und Einwirkung von l, r, w, j (s. § 5, S. 26 f.) Verdoppelungen zustande, die sich bis auf unsere Zeit gehalten haben, wenn der vorhergehende Vokal kurz war: mhd. bette = *Bett*, sippe, stimme, vüllen, spannen u. s. w. Indes besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Aussprache der Doppelkonsonanten in alter und neuer Zeit. In der älteren Zeit wurden wirklich die Konsonanten doppelt ausgesprochen, also bet-te, sip-pe u. s. w. mit zweimaligem Ansatz; heute sprechen wir nur einfachen Konsonanten, der aber sowohl zur ersten wie zweiten Silbe gehört, d. h. lang gesprochen wird. Die Zahl dieser so gesprochenen Doppelkonsonanten ist im Nhd. dadurch beträchtlich vermehrt worden, dass überall da, wo vor einfachem Konsonant kurzer Vokal erhalten bleibt, der Konsonant verdoppelt wurde: mhd. gŏtes = *Gottes*, hĭmel = *Himmel*, dŏner = *Donner*, sĭte = *Sitte* u. s. w. Am häufigsten sind t und m auf diese Art verdoppelt worden, seltner n, l und f, die wie ck und ss meist schon im Mhd. verdoppelt waren.

Alte Doppelkonsonanten.

Neue Verdoppelungen.

Das Mhd. schrieb niemals Doppelkonsonanten am Wortende: stam — stammes, stoc — stockes, rinnen — ran u. s. w. Das Nhd. stellt infolge des Formenausgleichs den Doppelkonsonanten auch am Wortende her: *Stamm*, *Stock*, *rann* u. s. w. Woher kommt es nun, dass das Nhd. kurzen Vokal durch Doppelkonsonanten kenntlich macht? Um

dies zu verstehen, müssen wir auf die mhd. Rechtschreibung zurückgreifen, die doppelten Konsonant nach langem Vokal vereinfacht: vallen — viel = *fallen — fiel*, treffen — trâfen, schaffen — schuofen u. s. w. Diese Fälle gaben das Muster ab, wonach im Nhd. ein doppelter Konsonant zum Zeichen für die Kürze des vorhergehenden Konsonanten wurde.

Mhd. Media im Auslaut im Nhd.

Im Mhd. wird inlautende Media, die in den Auslaut tritt, zur Tenuis: geben — gap, lîden — leit *leiden — litt*, bergen — barc. Im Mitteldeutschen hielt man an der Media fest, und diesem Gebrauch hat sich das Nhd. angeschlossen — mit Ausnahme der Fälle, wo zugleich Vokalverkürzung eintrat, wie *schneiden — schnitt* — wenigstens in der Schrift, denn in der Aussprache kennen wir nur auslautende Tenues, keine Medien im Nhd.; wir schreiben zwar *Leib, Hund, Tag*, sprechen aber *Laip, Hunt, Tak*.

Mhd. z im Nhd.

Aufgegeben wurde die eigentümliche Aussprache des mhd. z schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts; es fiel seitdem mit s zusammen. Im Nhd. wird es ss (nach kurzem Vokal) oder ß (nach langem Vokal und im Auslaut) geschrieben: strâze *Straße*, mezzen *messen*, mâz *maß*, haz, hazzes *Haß, Hasses*. Wenn z im Auslaut der Wörter steht, bei denen es nicht in den Inlaut treten kann, wird es durch s ersetzt: daz *das*, allez *alles*, biz *bis* u. s. w. Manchmal ist z zu stimmhaftem s geworden, wie *Ameise* = mhd. âmeize, *Los* = lôz, *emsig* = emzig; die Nachbarschaft der stimmhaften Laute hat hier offenbar angleichend gewirkt.

Mhd. h im Nhd.

Im Nhd. wird das h zwischen Vokalen nicht mehr gesprochen und nur noch in der Schrift beibehalten: wir unterscheiden in der Aussprache *seihen*

nicht mehr von *seien, sähen* nicht von *säen*. Im Mhd. ist das h in eher, mahel, tâhele gesprochen worden, im Nhd. ist es stumm in *Aehre, Ge-mahl, Dohle*. Manchmal ist das stumme h auch in der nhd. Schreibung ausgefallen: *Beil* aus bîhel; zuweilen ist nach Verstummen des h Zusammenziehung eingetreten: *Träne* aus trahen, pl. trähene, *Zähre* aus zaher, pl. zähere, *Fehde* aus vêhede u. s. w.

Mhd. ch. Auch ch ist einigemale dem h folgend geschwunden: *allmählich* aus mhd. almechlich zu gemach, *geruhen* aus geruochen, *Gleissner* aus gelîchsenaere zu gelîhsen „sich verstellen" u. a.

Mhd. w. Mhd. w fiel im Nhd. in den flektierten Kasus weg, wo es im Mhd. schon in Nominativ geschwunden war, vgl. § 14, S. 100 f. Wenn es erhalten blieb, so wurde es zu b: *falb* neben *fahl, gelb* neben dial. *gehl*.

Mhd. s im Nhd. Ueber das aus sl, sm, sn, sw entstandene schl, schm, schn, schw, ebenso wie über die nhd. Aussprache von sp und st, die bereits im späten Mhd. auftritt, ist in § 14, S. 99 gesprochen worden. Im Nhd. hat ebenso s nach r im Auslaut und auch vielfach im Inlaut ebenfalls die Aussprache sch angenommen: mhd. ars = nhd. *Arsch*, birsen (s. § 17, S. 126) = *birschen, (pürschen)*, burse = *Bursche*, kirse = *Kirsche*, hêrsen = *herrschen* u. a. Vereinzelt ist nhd. *Hirsch* aus mhd. hirz; Luther schreibt noch *Hirs, Hirß*. Neu ist auch der Uebergang des stimmlosen s zwischen stimmhaften Lauten in stimmhaftes s im Nhd; wann dies geschah, lässt sich nicht näher bestimmen, da die Lautbezeichnung die gleiche blieb; wir sprechen heute *leise, Linse, Amsel* mit stimmhaftem s. Die norddeutsche Aussprache verlangt dies stimmhafte s überhaupt im

Anlaut vor Vokalen: *Saat, sehen, sicher, Sonne, suchen;* in Mittel- und Oberdeutschland ist noch die alte stimmlose Aussprache erhalten.

Neben den erwähnten durchgreifenden Lautwandlungen sind noch zahlreiche vereinzelte Verschiebungen vorgekommen, von denen wir hier nur die wichtigsten hervorheben wollen.

Vereinzelter Lautwandel.

Mhd. **mb** ist zu **mm** angeglichen: lamp, gen. lambes = *Lamm*, *Lammès*, zimber = *Zimmer*, umbe = *um*.

Mhd. **tw** ist nhd. zu **zw** verschoben (dialektisch auch zu **kw** = qu): ge-twerc = *Zwerg*, twerch = *Zwerch*fell, woneben *quer* u. a.

Mhd. **w** is ausgefallen nach **û, ou** und **iu** = nhd. *au* und *eu*: mhd. frouwe = *Frau*, schouwen = *schauen*, niuwe = *neu*, bûwen = *bauen*. Zu **u** ist es geworden nach **â**: brâwe = *Braue*, blâ, gen. blâwes = *blau* u. s. w.

Mhd. auslautendes **m** ist zu **n** geworden: bodem = *Boden*, buosem = *Busen*, vadem = *Faden*, besem(e) = *Besen*. Diese Entwicklung entspricht der gleichen in vor- und urgermanischer Zeit.

Mhd. **t** wird nicht selten unter mitteldeutschem Einfluss zu **d** im Anlaut: tumb = *dumm*, tam = *Damm*, tuft = *Duft*, tihten = *dichten* u. a. Umgekehrt wird mhd. **d** zu **t** in einzelnen Fällen, drum, pl. drümėr = *Trümmer*, draben = *traben*, hinder = *hinter* und im Praeteritum der schwachen Verben nach **m** und **n**: mhd. diende = *diente*, infolge des Systemzwangs.

Im Auslaut ist im Nhd. öfters ein **t** (**d**) angetreten; iergen = *irgend*, wîlen = *weiland*, ackes = *Axt*, palas = *Palast*, obez = *Obst*, ieze = *jetzt* u. a. Anderseits ist das mhd. **t** der 3. Person

Pluralis des Präsens: gebent = sie *geben* durch Anlehnung an die übrigen Formen der 3. Personen: gâben, gaeben und 1. Person: wir geben verloren gegangen.

Noch viele andere vereinzelte Lautwandlungen, die sich hier nicht aufzählen lassen, zeigen ausser den schon erwähnten, dass die nhd. Schriftsprache ihren Ursprung aus verschiedenartigen Mundarten nicht verleugnen kann. Wenn der Vokalismus wesentlich mitteldeutsch ist, so beruht das Konsonantensystem des Nhd. auf der oberdeutschen Lautgebung, neben der sich indes mitteldeutscher Einfluss sehr merklich macht. Man kann aber sagen, dass dieser letztere seit Luthers Tagen eher ab- als zugenommen hat. Heutzutage steht unsere Schriftsprache, entsprechend dem im Norden liegenden politischen Schwerpunkt Deutschlands, zumeist unter norddeutschem Einfluss in niederdeutscher Umgebung. Nicht nur dringt die norddeutsche Aussprache immer weiter nach Süddeutschland vor, sondern auch die niederdeutsche Lautgestaltung macht ihre Einwirkung geltend: *sachte* (neben *sanft*) *echt, Nichte, Schlucht* weisen **cht** statt oberdeutschem **ft** (vgl. *Niftel, Schluft*); *kneipen, fett* (oberd. *feist*), *Wappen* (oberd. *Waffen*), *ruppig, Harke* zeigen mit unverschobenem **p, t, k** nach Niederdeutschland. Der Schwerpunkt unserer sprachlichen Entwicklung, der im Mittelalter im Süden, im 16., 17. und 18. Jahrhundert in Mitteldeutschland lag, ist im 19. Jahrhundert nach Norddeutschland gerückt, wo die Reichshauptstadt Berlin nicht nur in der literarischen, sondern auch in der sprachlichen Entwicklung tonangebend ist und es in der nächsten Zeit voraussichtlich in noch stärkerem Masse als bisher sein

wird. Zum Unterschied von früheren Jahrhunderten drängt die Entwicklung der Sprache nicht nur zur Einheitlichkeit im schriftlichen, sondern auch im mündlichen Gebrauch unter dem Einfluss des erheblich gesteigerten Verkehrs und Bevölkerungsaustausches zwischen den verschiedenen Teilen des geeinten Reiches.

§ 26.
Deklination und Konjugation im Neuhochdeutschen.

Wenn schon im Mhd. die urgermanischen, im Ahd. noch teilweise erhaltenen Deklinationsklassen sehr zusammengeschmolzen sind, so ist im Nhd. durch den Abfall vieler Nomimativ-e, durch die Ausdehnung des Umlautes u. s. w. eine noch weitergehende Vermischung und Zerstörung der alten Deklinationstypen eingetreten. Wir unterscheiden heute nur noch zwei Deklinationsklassen: starke und schwache Deklination, und bei den weiblichen Hauptwörtern gilt der Unterschied sogar nur für die Mehrzahl, die Einzahl ist gänzlich endungslos. Die schwache Deklination ist in der Einzahl überhaupt nur noch bei männlichen Hauptwörtern erhalten; die drei Neutra *Auge, Ohr, Herz,* die im Mhd. auch im Singular schwach gebeugt wurden, sind jetzt in der Einzahl in die starke Deklination übergetreten, in der Mehrzahl flektieren sie schwach; so entsteht eine sog. gemischte Deklinationsklasse im Nhd. Zerfall der Deklinationsklassen.

Die männlichen Hauptwörter der starken Deklination haben den Umlaut in grösserem Umfang als im Mhd. zur Bildung der Mehrzahl angenommen: mhd. hove = *Höfe,* koche = *Köche,* frosche = Pluralbildung der Maskulina.

Frösche, wolve = *Wölfe* u. s. w. Selten ist der Fall eingetreten, dass der mhd. Umlaut im Nhd. aufgegeben wurde: mhd. lahs, pl. lehse = *Lachs*, *Lachse*. Die Pluralendung **-er**, die im Mhd. nur den sächlichen Hauptwörtern zukommt, greift im Nhd. auch auf die Maskulina über: mhd. geiste = *Geister*. lîbe = *Leiber*, würme = *Würmer*, gote = *Götter*, man, manne = *Männer*, walde, welde = *Wälder* u. a. Zahlreiche Maskulina, die im Mhd. im Nom. Sing. auf **-e** endigten und schwach dekliniert wurden (garte, garten u. s. w.), enden im Nhd. auf **en** und sind in die starke Deklination übergetreten. Den Plural bilden sie vielfach mit Umlaut: mhd. garte, garten = *Garten*, *Gartens*, *Gärten*, ebenso grabe = *Graben*, lade = *Laden*, boge = *Bogen* u. a.; ohne Umlaut balke = *Balken*, balle = *Ballen*, brunne = *Brunnen* u. s. w.

Uebertritt von der schwachen zur starken Deklination

Unter Verlust des Nominativ **-e** sind im Nhd. in die starke Deklination übergetreten: hane, hanen = *Hahn*, *Hähne* (daneben *Hahnen*), herzoge, herzogen = *Herzog*, *Herzöge*, sterne, sternen = *Stern*, *Sterne*, mâne, mânen = *Mond*, *Monde* u. a. Umgekehrt sind aber manche mhd. starke Substantive im Nhd. in die schwache Deklination übergetreten: helt, gen. heldes = *Held*, *Helden*, heiden, gen. heidens = *Heide*, *Heiden*, raben, gen. rabens = *Rabe*, *Raben* u. a.

und umgekehrt.

Die alten ja-(w)Stämme (s. § 15, S. 108), die beim männlichen und sächlichen Geschlecht im Mhd. noch am **-e** des Nom. Sing. kenntlich sind, haben im Nhd. das unbetonte **-e** nach nebentoniger Silbe verloren, wie die zahlreichen Hauptwörter auf -aere = nhd. -er: scrîbaere = *Schreiber*, oder durch Anschluss an endungslose Substantive:

Verlust des **e** am Wortende.

sige = *Sieg*, mete = *Met*, bette = *Bett*, kinne = *Kinn* u. s. w., oder sie nehmen statt dessen die Endung **-en** an: weize = *Weizen*, rücke = *Rücken*, fride = *Frieden*, schate = *Schatten*; nur wenige sind unverändert erhalten: kaese = *Käse*, ende = *Ende* u. a.

Pluralbildung der Neutra.

Bei den sächlichen Hauptwörtern hat im Nhd. die Pluralendung **-er**, die schon im Mhd. weitere Ausdehnung gewonnen hatte, ihr Gebiet noch beträchtlich vergrössert: diu kint = die *Kinder*, diu kleit = die *Kleider* u. s. w. Unbekannt ist auch dem Mhd. die nhd. Pluralbildung auf **-e** bei den Neutra: diu wort = die *Worte*, diu schif = die *Schiffe*, diu ding = die *Dinge* u. s. w. Der endungslose mhd. Plural ist im Nhd. noch vereinzelt erhalten; so „die *Fass*" = die *Fässer* in der Böttchersprache, oder bei Massbezeichnungen: 3 *Pfund*, 5 *Mass* (Bier), 10 *Stück*, während die üblichen Plurale: *Pfunde*, *Masse*, *Stücke* sind.

Pluralbildung der Feminina.

Das Mhd. unterschied bei den weiblichen Hauptwörtern die starke ā-Dekl. von der i-Dekl., auch noch in der Einzahl. Im Nhd. sind die Substantive der ā-Deklination im Plural in die schwache Deklination übergetreten; der Singular ist, wie schon gesagt, bei allen Femininen endungslos. Es entspricht sich mhd. diu êre, plur. die êre und nhd. die *Ehre*, *Ehren*, diu rede, plur. die rede und die *Rede*, *Reden* u. s. w. Bei vielen Femininen ist im Singular das auslautende e abgefallen: mhd. schiure = *Scheuer*, huote = *Hut*, schame = *Scham* u. s. w.

Den Femininen der i-Deklination kam ursprünglich der Umlaut im Plural zu: kraft, krefte = *Kraft*, *Kräfte*, doch sind viele von ihnen im Nhd. in die â-Klasse übergetreten, bilden also ihren Plural

schwach: mhd. arbeit, arbeite = *Arbeit, Arbeiten*, tât, tâte = *Tat, Taten* u. s. w. Alle Feminina auf -heit, -keit, -schaft werden im Mhd. im Plural stark, im Nhd. dagegen schwach abgewandelt: eigenschaft, eigenschafte = *Eigenschaft, Eigenschaften*. Manchmal sind auch die umgelauteten Formen des Gen. und Dat. Sing. im Nhd. in den Nominativ eingedrungen: mhd. ante, ente = nhd. *Ente, Enten*, bluot, bluete = *Blüte, Blüten* u. s. w.

Die schwache Deklination der Feminina ist im Nhd. durch die Endungslosigkeit des Singulars mit der -Deklination zusammengefallen: bluome, bluomen *Blume, Blumen*, sunne, sunnen = *Sonne, Sonnen* u. v. a.

Wechsel des Geschlechts.

Nicht immer entspricht das nhd. Geschlecht der Hauptwörter dem mhd. Geschlecht. Starke Maskulina sind ins Neutrum übergetreten: mhd. der lop = nhd. *das Lob*, häufiger ins Femininum, meist nach mitteldeutschem Gebrauch: mhd. der list, luft, angest, lust, wâc = nhd. *die List, Luft, Angst, Lust, Woge* u. v. a. Starke Neutra sind im Nhd. ins Maskulinum übergegangen: mhd. daz gou (göu), getwerc, honec, tranc = nhd. *der Gau, Zwerg, Honig, Trank*, nicht selten auch ins Femininum: daz maere, wâfen, äher, zît = *die Mähre, Waffe, Aehre, Zeit* u. s. w. Manche schwach deklinierten Hauptwörter schwanken zwischen Mask. und Fem. im Mhd., sind aber im Nhd. Feminina geworden: mhd. der, diu bluome = *die Blume*; andere, die im Mhd. nur männlich gebraucht wurden, sind ebenfalls im Nhd. ins Femininum übergetreten: der backe = *die Backe* (dial. *der Backen*), der karre = *die Karre* (dial. *der Karren*), der vane = *die Fahne* u. s. w.

Das Eigenschaftswort.

Die Entwicklung des Eigenschaftsworts weist wenig Bemerkenswertes auf: im allgemeinen ist, abgesehen von lautlichen Veränderungen (blindez = *blindes*, blindiu = *blinde*), der mhd. Zustand erhalten geblieben; nur der Akk. Sing. Fem. endigt nicht mehr auf **-en** beim schwach flektierten Eigenschaftswort, sondern auf **e**: die blinden vrouwe = *die blinde Frau.*

Das Adverb.

Das ohne Umlaut vom Adjektiv gebildete Adverb auf -e ist im Nhd. bis auf erstarrte Reste ausgestorben: *lange* zu *lang* (mit erhaltener Endung) *schon* = mhd. scône, Adverb zu scoene = *schön*, *fast* = mhd. vaste, Adverb zu veste = fest; *bald*, *kaum*, *sehr* u. a. sind auch alte Adverbien, denen in der heutigen Sprache kein Adjektiv mehr zur Seite steht.

Selbst die erst im Mhd. zu grösserer Verbreitung gelangte Bildung auf -lîche = *lich* ist im Nhd. bei Adverbien nur noch in vereinzelten Fällen erhalten: *klärlich*, *weislich*, *freilich*, *höchlich* u. a. Im allgemeinen ist das Adverb im Nhd. in der Form nicht mehr vom Adjektiv unterschieden, auch nicht mehr im Komparativ und Superlativ, wo es im Mhd. noch an dem fehlenden Umlaut kenntlich war: hôhe — hôher hôhest = *hoch*, *höher*, *höchst*.

Das Fürwort.

Beim Fürwort kennt das Nhd. auch nur vereinzelt neue Formen. Die Genitive mîn, dîn, sîn des persönlichen Fürworts haben neben den lautgesetzlichen Entsprechungen *mein*, *dein*, *sein* auch längere Formen *meiner*, *deiner*, *seiner* angenommen; der Dat. Plur. der 2. Pers. iu ist zu Gunsten des Acc. iuh = *euch* aufgegeben worden. Die mhd. Nom. dirre (m.), ditz(e) (n), neben denen schon disêr, diz vorkommen, schwinden im Nhd.

Das Zahlwort.

Beim Zahlwort ist der Unterschied der Geschlechter in mhd. zwêne, zwô, zwei = *zwei*, drî (drie), driu = *drei* im Nhd. geschwunden (in Dialekten lebt er indes noch fort), einlif, eilf ist zu *elf* verkürzt.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, dass die Veränderungen des Nhd. gegenüber dem Mhd. beim Nomen (Substantiv, Adjektiv, Fürwort) nicht erheblich sind und zumeist nur die Weiterentwicklung der schon in der älteren Sprache nachweisbaren Tendenzen sind.

Das Zeitwort.

Anders bei der Konjugation des Zeitworts. Hier ist das im Mhd. noch fest gefügte System der altüberkommenen Konjugationsformen im Nhd. durch Formenausgleich beim starken Zeitwort ganz wesentlich umgestaltet und vereinfacht worden.

Die Endungen.

Zunächst die Endungen. Schon das Mhd. kann keinen grossen Reichtum daran aufweisen; im Nhd. ist ihr Bestand noch mehr zusammengeschmolzen. Verloren ist die Endung -ent der 3. Plur. Praes. sie nement = *sie nehmen*. Die 2. Sing. Praet. der starken Verben hatte die Endung **-e** (aus älterem i) mhd. du naeme; das Nhd. setzt dafür die Endung des Präsens = **st**: du *nahmst*. Doch diese Verluste hätten das Gesamtbild der Konjugation weniger beeinträchtigt als der Ausgleich, den das Nhd. im Praeteritum der starken Zeitwörter vorgenommen hat, indem die Form des Plurals auch in den Singular oder umgekehrt eindringt. Es hiess also mhd. ich stîge — ich steic — wir stigen — gestigen, nhd. dagegen ich *steige* — ich *stieg* (statt lautgesetzlichem ich steig) — wir *stiegen*, — *gestiegen*, mit Verlängerung des mhd. ĭ; mhd. snîde — sneit — sniten — gesniten wird *schneide* — *schnitt*

Ausgleich im Präteritum der starken Verba.

— *schnitten* — *geschnitten* (mit Erhaltung des kurzen ĭ); oder mhd. biegen — ich biuge — ich bouc — wir bugen — gebogen wird nhd. *biegen* — ich *biege* — ich *bog* — (statt *baug*) — wir *bogen* (o für u nach § 24, S. 182) — *gebogen*; mit anderem Ausgleich: mhd. binden — bant — bunden — gebunden = *binden* — *band* — *banden* — *gebunden* u. s. w. Nur **ein** Zeitwort hat die Form des Singulars neben der des Plurals erhalten, und nur die letztere auf das ganze Praeteritum ausgedehnt: *werden* — ich *ward, wurde,* — wir *wurden* — *geworden.* Im Präsensstamm ist bei den Verben mit mhd. iu = nhd. ü der Brechungsvokal **ie** des Plurals mit Ausnahme von *lügen, küren* und *trügen* auch im Singular durchgeführt. Bei den Verben mit dem Stammvokal **e** ist dieser auch in die 1. Pers. Einz. Praesentis gedrungen, also: ich *gebe* = mhd. ich gibe, aber du *gibst,* er *gibt.*

Die Ablautsklassen stellen sich im Nhd. also folgendermassen dar (vgl. für das Mhd. § 15, S. 113 f):

I.	1.	geben	— gab	— gaben	— gegeben
	2.	nehmen	— nahm	— nahmen	— genommen
	3.	binden	— band	— banden	— gebunden
	4.	werfen	— warf	— warfen	— geworfen
II.	1a.	greifen	— griff	— griffen	— gegriffen
	1b.	bleiben	— blieb	— blieben	— geblieben
	2a.	bieten	— bot	— boten	— geboten
	2b.	lügen	— log	— logen	— gelogen
III.		fahren	— fuhr	— fuhren	— gefahren
IV.		halten	— hielt	— hielten	— gehalten
		laufen	— lief	— liefen	— gelaufen

Eine weitere Vereinfachung erlitt das Konjugationsschema dadurch, dass der im Mhd. noch

Der grammatische Wechsel

lebendige sog. grammatische Wechsel (s. § 8, S. 54) bis auf wenige Reste beseitigt und der auslautende Konsonant entweder des Präsens- oder des Perfektstammes durchgeführt worden ist.

So hiess es im Mhd. noch: dîhe — dêch — digen — gedigen, im Nhd. ge-*deihen*, -*dieh*, -*diehen* (daneben das isolierte Adjektiv *gediegen*), kiuse — kôs — kurn — gekorn = nhd. *küre* — *kor* — *gekoren*; hâhen — hienc — hiengen — gehangen = nhd. *hangen* — *hing* — *gehangen*, (der Konsonant im Stammauslaut des Praet. ist ins Praes. gedrungen). Ueberreste des grammatischen Wechsels im Nhd. sind: *ziehen* — *zog* — *gezogen*; *leiden* (*schneiden*) — *litt* (*schnitt*) — *gelitten* (*-schnitten*); *sieden* — *sott* — *gesotten*.

Die schwache Konjugation.

Das Nhd. kennt nur noch eine schwache Konjugation, während das Mhd. noch die Nachwirkungen der ahd. ē und ō-Konjugation in dem sog. Rückumlaut aufweist (§ 15, S. 114), der im Nhd. bis auf einige Reste getilgt ist. Dem mhd. hoeren — hôrte — gehoeret entspricht nhd. gleichförmiges *hören* — *hörte* — *gehört*. Vier Zeitwörter: *brennen*, *kennen*, *nennen*, *rennen* haben in den Formen *brannte*, *kannte*, *nannte*, *rannte* den Rückumlaut bis heute erhalten; ebenso die schon im Urgermanischen bindevokallosen Präterita: *brachte* von *bringen*, *dachte* von *denken* und *deuchte* von *dünken* nebst den entsprechenden Mittelwörtern *gebracht*, *gedacht*, *gedeucht* (neben *gedünkt*).

Der Bindevokal **e** im Präteritum

Wenn das Mhd. zwischen lobete oder sagete (mit Bindevokal) und hôrte oder suochte (ohne Bindevokal) unterschied, so hat das Nhd. vereinheitlicht: *lobte*, *sagte*, *hörte* und *suchte* sind alle bindevokallos. Dagegen setzt es den Bindevokal

e der Deutlichkeit wegen nach d und t, wo ihn das Mhd. nicht kennt: redte, rette = *redete.*

Die Grenzen zwischen starker und schwacher Konjugation beginnen sich im Nhd. vielfach zu verwischen: mhd. nîgen — neic — nigen — genigen wird nhd. schwach: *neigen, neigte, geneigt*, bannen — bien — gebant = *bannen, bannte, gebannt*, ebenso spannen — spien — gespant = *spannen, spannte, gespannt* u. a. m. Anderseits sind einige mhd. schwache Verben im Nhd. stark geworden: *preisen, schweigen, weisen*, Praeteritum: *pries, schwieg, wies.* Die Keime zu dieser Entwicklung finden sich schon im Mhd. und die nhd. Dialekte sind darin noch viel weiter gegangen.

Vermischung von starker und schwacher Konjugation

§ 27.
Die neuhochdeutsche Rechtschreibung.

Als man im 8. Jahrhundert anfing, althochdeutsche Wortformen schriftlich aufzuzeichnen, da bediente man sich zu diesem Zwecke nicht mehr des einheimischen Runenalphabets (s. § 3, S. 18), sondern ausschliesslich des lateinischen Alphabets. Das alte Wort für „schreiben" wrîtan, engl. write (vgl. *reissen* = zeichnen in *Reiss*brett, Grund*riss*) wurde nun verdrängt durch das lat. Lehnwort scribere = ahd. scrîban = nhd. *schreiben.* Das lateinische Alphabet hatte zwar für manche deutsche Laute wie (engl.) th oder w, ferner für die verschobenen Affrikaten pf, tz, kch, auch für die durch Umlaut getrübten Vokale keine entsprechenden Zeichen, aber es konnte doch mit leichten Anpassungen dem gewollten Zwecke dienstbar gemacht werden. Natürlich wurden mit der Uebernahme

des lateinischen Alphabets auch dessen Unvollkommenheiten übernommen: so dient e und o ohne Unterschied zur Bezeichnung des offenen und des geschlossenen Vokals; ein und derselbe Buchstabe dient zur Wiedergabe verschiedener Laute: wie lat. c bald k, bald ts gesprochen wurde, so dient im Ahd. und Mhd. z für zwei ganz verschiedene Laute, für die Affrikata in zaln = nhd. *zahlen* und einen s-artigen Laut in ezzen = nhd. *essen*.

Wenn also schon in alter Zeit die schriftliche Wiedergabe des gesprochenen Worts eine unvollkommene war — und es wie in allen Sprachen sogar sein musste, da es für die landläufige Schreibweise unmöglich ist, die zahllosen feinen Abtönungen der Laute einer Rede wiederzugeben — so hat sich diese Unvollkommenheit im Laufe der Zeit noch gesteigert. Denn die Sprache ändert sich von einem Geschlecht zum andern, aber das geschriebene Zeichen bleibt und entspricht endlich nicht mehr dem gesprochenen Laut. So schrieb und sprach man in ahd. Zeit s-l, s-m, s-n, s-t, s-p; in mhd. Zeit schon und heute noch spricht man aber schl, schm, schn, scht, schp; teilweise hat sich die Schreibung der Aussprache angepasst, teilweise aber — bei st und sp — ist erstere auf dem alten Standpunkt stehen geblieben. Es kann auch der Fall eintreten, dass zwei ursprünglich verschiedene Laute in einen zusammenfallen, die Schreibung aber beide bewahrt, wie mhd. und nhd. v und f in *Vater* und *Faden* oder nhd. ei und ai, die beide ai (eig. ae) gesprochen werden in *Heide* und *Haide*. Anderseits dient ein und dasselbe Zeichen für verschiedene Laute: ch in *Dach* und

Schrift und Aussprache.

mich, g in *gross* und *wenig* (nach der gewöhnlichen Aussprache der Mitteldeutschen) sind nicht identisch, ch in *sechs* lautet wie k, g in *Tag* je nach der Aussprache wie k oder ch.

Endlich ist noch ein Umstand zu erwähnen, der einer lautrichtigen Wiedergabe des gesprochenen Worts schon in alter Zeit entgegenwirkte: das Streben, etymologisch gleiche Wörter auch in gleicher oder wenigstens möglichst ähnlicher Gestalt auftreten zu lassen; so schreiben wir *alt — ältér*, weil wir den Zusammenhang fühlen und in der Schrift deutlich machen wollen, sprechen aber die *ältern* genau so wie das ursprünglich identische die *Eltern*, bei dem wir an die Herkunft nicht mehr denken. Wir schreiben er *fährt*, weil wir wissen, dass es zu *fahren* gehört, aber *fertig*, bei dem die Zugehörigkeit zu diesem Zeitwort uns nicht mehr zum Bewusstsein kommt.

Etymologische Schreibung

Nur in einzelnen Fällen bringt die Schrift Länge oder Kürze der Vokale zum Ausdruck; ganz unmöglich ist es ihr, die wechselnde Tonhöhe derselben wiederzugeben, die das Tempo der Rede oder die Stimmung und Absicht des Sprechenden so verschiedenartig gestalten. Die Rechtschreibung ist also naturgemäss von vornherein unvollkommen; sie wird es noch mehr dadurch, dass sie oft mit der Weiterentwicklung der Sprache nicht Schritt hält; endlich hat die Willkür der Schreiber und die Mode nicht wenig zur Verunstaltung unserer Orthographie beigetragen.

Unvollkommenheit des Schriftbilds.

Unsere heutige Rechtschreibung beruht im wesentlichen auf dem Lautstand zur Zeit der Einführung der Buchdruckerkunst, um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit. Damals aber wurde

Veralteter Lautstand der heutigen Orthographie.

noch vielfach anders gesprochen wie heute, auch waren noch manche ältere Schreibungen beibehalten worden, die schon zu jener Zeit nicht mehr berechtigt waren. So kommt es, dass unsere Orthographie mit einer Menge heute überflüssiger Zeichen wirtschaftet, von denen zwar manche durch die Neugestaltungen der letzten Jahrzehnte abgestossen wurden, wie das ganz unnötige **h** nach **t**, aber die Mehrzahl ist doch geblieben. In *tief*, *schlief* wurde das **e** früher gesprochen; die Schreibung hält es noch heute fest, obwohl es nicht mehr hörbar ist und das **i** genau so lautet, wie in *mir*, *Igel* u. a. Das **h** in *Ohm* = *Oheim* lautet nicht mehr, ebensowenig wie das h in *Bühl* = mhd. bühel oder *sehen* = mhd. sehen, wo es früher gesprochen wurde. Da aber in diesen beiden Fällen infolge des Verstummens von **e** oder **h** Längung des vorhergehenden Vokals erfolgt, so haben die Zeichen **e** nach **i** und **h** nach Vokalen den Charakter einer Längebezeichnung angenommen und werden nunmehr in Wörtern geschrieben, wo sie etmymologisch keine Berechtigung haben: *viel*, *schrieb*, *sieh* (mit doppelter Längebezeichnung!), *mahlen*, *fahren*, *wählen*, *wohnen*, *ehren*, *Sühne* u. s. w. Daneben aber unterlassen wir die Bezeichnung der Länge in *Abend*, *lesen*, *dir*, *tot*, *Hut* u. a.

Verstummen des **e** in der Verbindung **ie**.

Verstummen des **h** im Inlaut.

Eine weitere Quelle für die Verderbnis unserer Rechtschreibung ist die im 15. Jahrhundert auftretende Sucht, die Konsonanten durch Verdoppelung zu häufen. Doppelte Konsonanten finden wir schon im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, wie im § 25, S. 186 folg. ausgeführt wurde, wo auch die Entstehung zahlreicher nhd. Doppelkonsonanten zur Bezeichnung der Vokalkürze erläutert wurde:

Konsonantenverdoppelung.

Bann = mhd. bǎn(e), *Donner* = mhd. Dǒner, *Stimme* = stǐme u. s. w. Hier hat also der doppelte Konsonant einen Zweck; aber was soll er in Schreibungen des 15. Jahrhunderts wie *Opffer, Hertz* (tz = tts), *Schandt, geschenckt* (ck = kk), *Hellffers-hellffer, Czeytten* (Zeiten) und vielen andern? Sogar dreifache Schreibung finden wir in den Lautbezeichnungen gck, ssz, die sich noch in Kaiser Maximilians Kanzlei finden, obwohl dessen Kanzler Niclaus Ziegler das Bestreben hat, überflüssige Konsonantenhäufungen zu vermeiden. Aber noch im 17. Jahrhundert begegnen wir zahllosen Doppelungen: *unnd, auff, Kopff, Graff, gantz, Brodt, Volck* u. s. w., bei denen wir die besondere Vorliebe für die Verdoppelung des **n, f, k, t, z** bemerken, von der wir uns heute noch nicht ganz freigemacht haben. Tafel IX (verkleinerte Wiedergabe eines Druckes des 17. Jahrhunderts) bietet uns zahlreiche Beispiele für die erwähnten Doppelschreibungen von Konsonanten. Wohl haben wir die meisten überflüssigen Doppelkonsonanten wieder ausgemerzt, aber nicht wenige sind doch erhalten geblieben, die weder etymologisch noch phonetisch irgend welche Berechtigung haben: *verwandt, bedeckt, Schatz, öffnen* (mit Anlehnung an *offen*) u. s. w.

Zur mittelhochdeutschen Zeit stand es weit besser um die Rechtschreibung; damals war sie phonetisch d. h. lautrichtig. Natürlich war sie nie so einfach und konsequent, wie wir sie in unsern normalisierten Klassikerausgaben sehen, aber das Bestreben der Schreiber ging doch dahin, ihrer Aussprache gemäss auch zu schreiben, und die Buntheit der Schriftbilder in der spätmhd. Zeit entspricht der Mannigfaltigkeit der dialektischen Aus-

sprache. Die Freiheit der Schreiber hatte aber auch ihre Nachteile, die Orthographie geriet dadurch in Verwirrung; man erinnerte sich zwar der altüberlieferten Schreibung, versuchte sie indes mit der veränderten Aussprache in Einklang zu bringen. Diese Versuche dauerten noch fort, als die Buchdruckerkunst und die Ausbildung der Schriftsprache die Rechtschreibung für lange Zeit festlegten, indem die neuentstandene Gemeinsprache die halb historische, halb phonetische Schreibung übernahm, die zur Zeit ihrer Ausbildung bestand. Natürlich blieb diese Rechtschreibung die Jahrhunderte hindurch nicht ganz dieselbe; Schriftsteller und Grammatiker besserten Einzelnes an ihr; die gröbsten Unarten, wie die Häufung der Doppelkonsonanten, verschwanden im Laufe der Zeit. Dafür traten andere Entstellungen auf, z. B. die Schreibung y für i in dem Diphthong ei (ai); die noch zu Anfang des 19. Jahrhundert sehr beliebt war. Damals schrieb man: *seyn*, *May* u. s. w. und noch heute erinnern viele Eigennamen an diese Mode: *Bayern* neben *Baiern*, *Rheydt*, *Mayen* (Städte in der Rheinprovinz), *Speyer*, *Heyne* neben *Heine* (Familiennamen). Alle Reformversuche, die man an der Rechtschreibung vornahm, mussten so lange im Dunklen tappen, bis der Aufschwung der deutschen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert ihnen einen festen Boden gab. Aber selbst ihr Begründer **Jakob Grimm** nahm noch einen ganz eigentümlichen Standpunkt in der Frage der deutschen Rechtschreibung ein. Da er, wie fast alle Sprachforscher jener Zeit, die Ansicht vertrat, die jüngere Entwicklung der Sprache stelle eine Entartung dar, so musste er notgedrungen die

Rechtschreibung und Buchdruckerkunst.

Jakob Grimms Standpunkt.

älteren Formen und Schreibungen für besser und richtiger halten. Er wollte geradezu zu dem mittelhochdeutschen Brauch zurückkehren und schuf sich eine eigene Orthographie. Er schrieb *vil*, *diser*, *Liecht* (für *Licht*), *würken*, *Leffel*, *erleschen* u. s. w. Merkwürdigerweise ist dieser Standpunkt noch nicht gänzlich überwunden; so schreibt z. B. die Zeitschrift für deutsches Altertum manche Wörter noch in Grimms Weise.

Phonetische Schreibung

Ebenso wie Grimm über das Ziel einer vernünftigen Reform der Rechtschreibung hinausschoss, tun es die Gelehrten, die eine streng phonetische Rechtschreibung einführen wollen. Es ist dies ein Phantom, das nie zu erreichen ist. Denn die Aussprache ist nichts Starres, sie verändert sich von Geschlecht zu Geschlecht; wie unsere Väter sprachen, sprechen wir nicht mehr und unsere Kinder werden wieder anders sprechen. Wenn also auch eine phonetische Schreibung möglich wäre, so müsste sie sich im Laufe der Jahrhunderte doch wieder von der lebendigen Aussprache entfernen und würde damit wieder veraltet, historisch werden.

Darum ist auch bei der Rechtschreibung der goldene Mittelweg der beste. Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und Anpassung an die Bedürfnisse unserer Zeit muss die Losung sein.

Neuregelung der Rechtschreibung 1880 und 1901.

Die Neuregelung der Rechtschreibung für preussische Schulen durch Minister Puttkammer im Jahre 1880 und deren nochmalige Verbesserung für das deutsche Reich, die Schweiz und Oesterreich im Jahre 1901 bezeichnen Etappen auf diesem Wege, als eine abschliessende Regelung können sie indes nicht betrachtet werden. Wenn wir uns auch den Franzosen und Engländern gegenüber in weit

günstigerer Lage befinden, so steht doch unsere Rechtschreibung an leichter Erlernbarkeit der italienischen z. B. weit nach. Noch schleppen wir zahllose Dehnungs-**e** und **h** mit; ja die ersteren sind noch überflüssigerweise in den Zeitwörtern auf -ieren dem historischen Prinzip zulieb wieder eingeführt worden. Noch schreiben wir unnötigerweise die Hauptwörter mit grossen Anfangsbuchstaben, wovon unsere germanischen Stammesbrüder, die Dänen, Schweden und Holländer im vorigen Jahrhundert wieder abgegangen sind. Noch verwenden wir die sog. gotische Schrift, eine Schnörkelschrift des Mittelalters, anstatt der lateinischen Schrift, die alle andern europäischen Völker längst oder neuerdings wieder eingeführt haben. Denn die sog. deutsche Schrift kam nicht den Deutschen allein zu, sie war im Mittelalter allgemein verbreitet; sie ist nur ein Kennzeichen der deutschen Sprache geworden durch unser hartnäckiges Verharren auf einem veralteten und unzweckmässigen Standpunkt.

Gotische Schrift.

Indes sind doch schon die Anfänge einer Besserung zu spüren. Fast alle gelehrten Werke werden heute in lateinischer Schrift gedruckt, die sich auch in den Büchern mit kunstgeschichtlichem oder künstlerischem Inhalt immer weiter ausbreitet, überhaupt überall da, wo auf Verbreitung im Ausland gerechnet wird. So steht zu hoffen, dass in nicht allzu ferner Zeit noch mancher Zopf in der deutschen Rechtschreibung fallen wird, wozu ja die neueste Regelung von 1901 mit ihrer freieren Auffassung in zweifelhaften Fällen bereits einen verheissungsvollen Anfang gemacht hat.

§ 28.
Die heutigen deutschen Mundarten und die Schriftsprache.

Noch immer, wie schon in alter Zeit, zerfällt das Gebiet der deutschen Sprache in zwei Hauptteile: **hochdeutsches** und **niederdeutsches** Gebiet. Ihre Grenzen und unterscheidenden Merkmale haben wir schon im § 5, S. 28 erwähnt, wo ebenfalls gesagt wurde, dass die niederdeutschen Mundarten (Holländisch, Friesisch, Niedersächsisch) ausserhalb des Kreises unserer Betrachtung fallen. Demnach sprechen wir nur von den **hochdeutschen** Mundarten, die gleichfalls heute noch in die **oberdeutschen** und **mitteldeutschen** zerfallen. Allerdings hat sich die Grenze des mitteldeutschen Sprachgebiets nicht unwesentlich zu ungunsten des Niederdeutschen verschoben, und diese Vorwärtsbewegung des Mitteldeutschen dauert immer noch an. Städte wie Mansfeld, Eisleben, Merseburg, Halle, Bernburg, Köthen, Dessau, Wittenberg fielen früher ins niederdeutsche Gebiet; seit dem 14. bis 16. Jahrhundert ging hier auch das Volk zur hochdeutschen Sprache über, die bei den Gebildeten schon vorher im Gebrauch war.

Hochdeutsche Mundarten.

Die Grenze zwischen Oberdeutsch und Mitteldeutsch ist im § 5, S. 29 angegeben. In nhd. Zeit ist ein unterscheidendes Kennzeichen des **Oberdeutschen**: die Bewahrung des diphthongischen Charakters der mhd. Doppellaute ie, uo, üe: nhd. tīf (geschrieben *tief*) = alemannisch und bairisch ti-ëf, nhd. *gut* = alemannisch gu-ët, bairisch gu-at, nhd. *Büblein* = alemannisch Bü-ëble, bairisch Bu-ab, während das **Mitteldeutsche** die einfachen Vokale

Oberdeutsch und Mitteldeutsch.

i, u, ü des Schriftdeutschen schon seit mhd. Zeit aufweist.

Im Konsonantismus lässt sich dagegen heutzutage keine scharfe Scheidelinie zwischen Ober- und Mitteldeutsch angeben, vielmehr finden fortlaufende Uebergänge, meist Abstufungen in der mehr oder minder weitgehenden Verschiebung der Konsonanten statt. So verschiebt das **Oberdeutsche** anlautendes germ. p konsequent zu pf wie das Schriftdeutsche: engl. pipe = *Pfeife*, während das **Mitteldeutsche** hier keinen einheitlichen Charakter aufweist: das Ostmitteldeutsche und Ostfränkische machen die Verschiebung mit, während der Westmitteldeutsche (Rheinfränkische) den unverschobenen Konsonanten besitzt: hochd. *Pfeife* = rheinfr. peif.

Oberdeutsch.

Das **Oberdeutsche** zerfiel in alter Zeit in die beiden Mundarten des **Bairischen** und **Alemannischen**. Heute ist die Spaltung weiter gegangen; vom Bairischen hat sich das **Oesterreichische**, vom Alemannischen das **Schwäbische** abgetrennt. Das **Bairisch-Oesterreichische** bildet ein einheitlicheres Ganze als das Schwäbisch-Alemannische; in ihm treten zuerst die Diphthonge ei(ai), au, eu für mhd. î, û, iu (gespr. ü) auf, die dann auch auf das Schwäbische übergreifen und ihm das unterscheidende Merkmal gegenüber dem Alemannischen aufdrücken. Die beiden Gruppen des Bairisch-Oesterreichischen und Schwäbisch-Alemannischen sind gekennzeichnet durch die Bildung der Ortsnamen auf -ing (vgl. *Straubing*, *Freising*) in ersterem Dialekt, auf -ingen (vgl. *Memmingen*, *Reutlingen*, *Emmendingen*) in letzterer Mundart. Jene hat die Verkleinerungssilben -(e)l, -erl: *Leutl* (= Leutchen), *Fratzel* (= Frätzchen),

Bairisch-Oesterreichisch.

Höserl (= Höschen), diese die Deminutivendungen -li, -le: *Büebli* (Bübchen), *Zweigle* (Zweiglein). Charakteristisch ist ferner für das Bairische die Bewahrung der alten Dualform der zweiten Person des persönlichen Fürworts in pluralischem Gebrauch, Nom. es, ös „ihr" (im Got. nicht belegt), Acc. enk = got. igqis „euch", die dem Alemannischen fehlen; davon abgeleitet ist das besitzanzeigende Fürwort enker = hochd. *euer*. Die Grenze zwischen den beiden Mundarten des Bairischen und Schwäbisch-Alemannischen läuft heute von der Quelle des Inn zur Ammer und über den Ammersee zum Lech, diesen abwärts zur Donau und dann die Wörnitz aufwärts zur Grenze des Ober- und Mitteldeutschen.

Schwäbisch.

Das **Schwäbische** trennt sich vom übrigen Alemannischen dadurch, dass es die Diphthongierung des mhd. î, û und iu zu *ei, au, eu* mitgemacht hat, während dieses auf dem mhd. Standpunkt beharrt; also schwäb. *bleibe* = alem. *blîbe* u. s. w. gleich dem Hochdeutschen. In der Aussprache unterscheiden sich aber die neuen ei von den alten wie in allen Dialekten, die nicht vom Schriftdeutschen beeinflusst sind: schwäb. *waisch* = mhd. weiʒ, aber *Zweig* (gespr. e-i) = mhd. Zwîg. Das Schwäbische wird gegen das Alemannische hin abgetrennt durch eine Linie, die von der Hornisgrinde an südlich zunächst der württembergisch-badischen Grenze folgt, dann etwas nach Osten davon abweichend ihr parallel läuft, bei Tuttlingen nach Osten umbiegt und auf den Lech zu läuft.

Alemannisch.

Westlich und südlich von dieser Grenzlinie erstreckt sich das eigentliche **Alemannische**, das wieder in Niederalemannisch und Hochalemannisch zerfällt. Das **Niederalemannische** erstreckt sich

über den südlichen Teil der oberrheinischen Tiefebene und umfasst den grössten Teil des Elsasses, Basel, auf der badischen Seite die Ortenau und den nördlichen Teil des Breisgaus; das Hochalemannische besteht aus den Mundarten des südlichen Breisgaus, des Hegaus, Vorarlbergs und den verschiedenen Schweizer Mundarten. Das Merkmal des **Hochalemannischen** gegenüber dem Niederalemannischen ist die Verschiebung des anlautenden germ. k zur Spirans **ch** (gesprochen wie **ch** in *ach*): schweiz. *Cheib* = elsässisch *Keib* (ein Schimpfwort, soviel etwa als *Kerl*), *Chorn* = *Korn*. Die **mitteldeutschen** Mundarten zerfallen in die alten westlichen und die neuen östlichen Mundarten des Kolonisationsgebietes (vgl. § 12, S. 83 f.); die letzteren fasst man auch als **Ostmitteldeutsch** zusammen. Ihre Grenze gegen jene bildet die obere Zwickauer Mulde, gegen das Niederdeutsche läuft sie über Kottbus, Grünberg zur Oder oberhalb Züllichau; im Süden bildet die Reichsgrenze gegen Oesterreichisch-Schlesien auch die Sprachgrenze, da in diesem nunmehr das österreichische Oberdeutsch herrscht. Ausser den **Schlesisch-Lausitzischen** Mundarten umfasst das Ostmitteldeutsche noch die **Erzgebirgisch-Nordböhmischen** Dialekte sowie mitteldeutsche Sprachinseln in Posen und in Ostpreussen. Charakteristisch für die ostmitteldeutschen Mundarten ist die Verkleinerungssilbe **-l, -le, -la**: *Mützl* (erzgebirgisch), *Mutterle* (gemeinschlesisch), *Gartla* (Gärtchen), *Töchterla* u. s. w. (schlesisch); ferner wird für anlautendes **pf** nur **f** gesetzt: *Floster* = *Pflaster*. Durch **Gerhard Hauptmanns** Dramen ist der schlesische Dialekt auch weiteren Kreisen bekannt

Mitteldeutsch.

Ostmitteldeutsch.

Schlesisch-Lausitzisch

Erzgebirgisch.

geworden. Im Westen schliesst sich das oft erwähnte **Obersächsische**, auch **Meissnische** genannt, an, dem sich das **Thüringische** weiter nach Westen angliedert. Die Verkleinerungssilbe ist hier überwiegend **-chen.** Die hochdeutschen Tenues und Medien (stimmlose und stimmhafte Verschlusslaute) fallen im Obersächsischen zusammen und werden als schwach artikulirte stimmlose Verschlusslaute gesprochen: *Gind = Kind, Droom = Traum* u. s. w. Für anlautendes **pf** steht auch hier **f**: *Fährd = Pferd.* Die Grenze gegen das **Ost-** und **Rheinfränkische** bildet der Thüringerwald; nach Osten greift das Obersächisch-Thüringische über Gera nach Zwickau hin tief ins Ostmitteldeutsche ein. Obersächsisch. Thüringisch.

Das **Ostfränkische** dehnt sich zwischen dem Thüringer Wald im Osten, der Rhön und dem Spessart im Westen aus und sendet im Süden seine Ausläufer bis in die Nähe des Neckars. Die Verkleinerungssilbe ist hier -li: *Liadli = Liedchen;* germ. **p** im Anlaut und **pp** ist durchweg zu **pf** verschoben: *Koupf = Kopf, Öpfel = Äpfel.* Ostfränkisch.

An das Ostfränkische schliesst sich das weit ausgedehnte **Rheinfränkische** an, das sich von dem östlichen Lothringen an über die Rheinpfalz, das nördliche Baden und Württemberg, die Nahegegend, Hessen-Nassau und Oberhessen erstreckt. Von manchen Forschern wird im Süden dieses Gebiets, im nördlichen Elsass um Weissenburg und jenseits des Rheins über den Neckar zum Main hin die Mundart des **Südfränkischen** noch davon abgetrennt, die den Uebergang zum Alemannischen bildet und an vielen Eigentümlichkeiten desselben teilnimmt: die Verkleinerungssilbe -le, die Ver- Rheinfrankisch. Südfränkisch.

schiebung von **pp** zu **pf** im Inlaut u. a. Das Rheinfränkische selbst kennt nur die Verkleinerungssilbe -chen: *Kinnerche = Kinderchen;* **p** bleibt im Anlaut, **pp** im Inlaut unverschoben: *Pund = Pfund, Kopp = Kopf, Appel = Apfel* u. s. w; **p** im In- und Auslaut ist dagegen zu **f** geworden: engl. up = rheinfränk. *uff* = hochd. *auf.* Mit dem Oberdeutschen teilt das Rheinfränkische die Eigentümlichkeit, dass **st** und **sp** auch im Wortinnern zu **scht** und **schp** werden abgesehen von den städtischen Mundarten): *bischt = bist, Dorscht = Durst, Knoschpe = Knospe.*

Mittelfränkisch.

Im Norden des Rheinfränkischen bis zum Niederfränkischen, das zum plattdeutschen Sprachgebiet gehört, erstreckt sich das **Mittelfränkische (Moselfränkische),** für das als bezeichnendstes Merkmal das unverschobene **t** in den Pronominalformen *et = es, dat = das, wat = was, allet = alles* auffällt. In- und auslautendes **p** bleibt unverschoben: *up, op* = hochdeutsch *auf;* das anlautende **g** wird in einem grossen Teile dieses Gebietes als tönende Spirans **j** gesprochen: *jon* aus gôn = mhd. gân. „gehen". Die Pronominalform *hä* = hochd. *er* ist identisch mit dem niederd. *hei,* engl. he. So leitet der mittelfränkische Dialekt, von dem man noch zuweilen als Untermundart das **Ripuarische** um Cöln abtrennt, in mannigfachen Abstufungen zum Niederfränkischen hin, das ganz auf niederdeutschem Standpunkt steht.

Siebenbürgisch.

Von den deutschen Sprachinseln ist die in **Siebenbürgen** die bedeutendste. Obwohl die Bewohner sich als „Sachsen" bezeichnen, sind sie doch nach Ausweis ihrer Mundart moselfränkischen Ursprungs und bewahren die lautlichen Eigentümlichkeiten dieses Dialekts.

Schriftsprache und Mundart.

Über allen diesen mannigfachen Mundarten steht als gemeinsames Bindeglied die hochdeutsche Schriftsprache. Nicht als ob sie überall ein unveränderliches, starres Wesen aufwiese, nein, von Gegend zu Gegend zeigt sie sich von der Mundart in mehr oder minder hohem Grade beeinflusst. Am wenigsten im schriftlichen Gebrauch, obwohl hier selbst unsere grössten Dichter und Schriftsteller nicht ganz unbeeinflusst von ihrer heimatlichen Mundart geblieben sind. Die Umgangssprache aber, soweit sie hochdeutsch ist, wird in hervorragendem Masse von der Mundart beeinflusst. Vielfach abgestuft ist vom Hochgebirg bis zur See der Tonfall beim Sprechen, vom rauhen Kehllaut des Gebirgsbewohners bis zur weichen Sprechweise des Niederdeutschen. Auch im Wortschatz macht sich die Einwirkung der Mundart geltend, am geringsten wohl da, wo der Abstand zwischen ihr und der Schriftsprache am grössten ist, also etwa im Hochalemannischen und im ausgesprochen niederdeutschen Gebiet; hier muss die Schriftsprache als etwas ganz Fremdes schulmässig erlernt werden und wird gewissermassen als neue Sprache empfunden. Aber auf mitteldeutschem Boden ist der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache zumeist nicht allzu gross, so dass diese nur als eine bessere, feinere Art zu sprechen, nicht als etwas Fernstehendes empfunden wird. Daher ist hier die Einwirkung des Dialekts auf die Schriftsprache am meisten zu spüren; mundartliche Wörter und Redensarten, Flexionsformen und syntaktische Eigentümlichkeiten dringen in die Umgangssprache ein. Die Redeweise der niederen und der höheren Stände unterscheidet sich durch

den grösseren oder geringeren Grad der Beeinflussung von seiten der Mundart. Ein reines Hochdeutsch wird auch in der Umgangssprache der besten Kreise kaum erreicht. Aber anderseits übt infolge des geringen Abstandes die Schriftsprache auch auf die Mundart einen bedeutenden Einfluss aus, besonders in den Städten, so dass man die städtischen Dialekte schon an ihrer grösseren Annäherung an die Schriftsprache im Verhältnis zur Mundart der umgebenden Landbezirke erkennt. Dieser Einfluss macht sich immer mehr auch auf dem Lande geltend infolge des allgemeinen Volksschulunterrichts, der Zeitungslektüre und des erheblichen gesteigerten Verkehrs zwischen Stadt und Land. So drohen viele altüberlieferte Eigenheiten der Mundart in Wortschatz und Flexion allmählich unterzugehen. Die Mundarten selbst werden freilich nicht untergehen, — davon sind wir noch weit entfernt — und bewusste Tätigkeit von Gelehrten und Schriftstellern sucht sie sogar zu grösserem Leben zu erwecken und zur literarischen Verwendung heranzuziehen. Ehe sie dem unabwendbaren Untergang verfallen, werden in unseren Tagen die altertümlichen Reste in den Mundarten gesammelt. Das schweizerische und das elsässische Idiotikon, das bairische Wörterbuch von Schmeller, das kurhessische Idiotikon von Vilmar u. a. bergen unendliche Schätze, die in nicht allzu ferner Zeit unwiederbringlich verloren sein würden. Wir können hier nur wenige Beispiele anführen, um zu zeigen, wieviel uraltes Sprachgut in unseren Mundarten fortlebt, das in der Schriftsprache untergegangen ist: das alemannische Wort anke (geschmolzene Butter), mhd. anke, ahd. anco

Altertümliche Reste in den Mundarten.

ist identisch mit lateinisch unguen-(tum) „Salbe", indisch ājya „Opferbutter", altirisch imb „Butter", und gehört mit ihnen zur indogermanischen Wurzel ang- „salben"; rheinfränkisch dūl „Kanal" ist ahd. dola, rheinfränkisch ēbch ist mhd. ebech, ahd. abuh „abgewendet, verkehrt"; mittelfränkisch deck ist mhd. dicke, ahd. dicchi „häufig, oft" u. s. w. Auch lateinische Lehnworte der ältesten Schicht (s. § 2, S. 14), die in der Schriftsprache ausgestorben sind, haben die Mundarten bewahrt: rheinfränkisch a dau „Kanal" = hessisch aduch = schweizerisch akt aus lat. aquaeductus; rheinfränkisch kennel „Dachrinne" = mhd. kenil, kenel aus lat. canalis u. a. m. Im Rheinfränkischen ist noch der Unterschied der drei Geschlechter bei dem Zahlworte „zwei" bewahrt: zwê, zwô, zwâ, der in die indogermanische Zeit zurückgeht.

Sind die Mundarten einerseits konservativ in der Bewahrung alten Sprachguts, so sind sie anderenteils weniger ängstlich als die Schriftsprache in der Aufnahme fremder Wörter, besonders in den Grenzgebieten. Das Elsässische ist überschwemmt von französischen Ausdrücken, aber auch das benachbarte Pfälzische bewahrt zahlreiche, hier allerdings lautlich und oft volksetymologisch umgestaltete französische Worte: Ko^{n}schri = frz. conscrit „Rekrut", salfét = frz. serviette, hissje = frz. huissier „Gerichtsvollzieher, gréffje = frz. greffier „Gerichtsschreiber", gruschele = frz. groseilles „Stachelbeeren", e ko^{n}drēr = au contraire „im Gegenteil" und viele andere.

In den ostdeutschen Mundarten finden wir zahlreiche slavische Lehnworte: *Robott* = „Frohn-

arbeit", *Kretscham* = „Schenke", *dowre* = „gut" u. a. m.

Auch in der Wortbeugung gehen die Mundarten ihre eignen Wege. So sind in allen hochdeutschen Mundarten die Deklinationsformen des Hauptwortes, ferner das Praeteritum des Indikativs fast ganz geschwunden; der Konjunktiv des Praeteritums hält sich etwas besser. Der Umlaut im Indikativ des Praesens ist beseitigt: ich *fahre* — du *fahrst* — er *fahrt* u. s. w. Anderseits hat der Umlaut sein Gebiet in der Pluralbildung des Hauptworts noch weiter ausgedehnt: die *Ärm* (= *Arme*), die *Kräge* (= *Kragen*), die *Däg* (= *Tage*) u. a. m.

Dagegen sind die Mundarten in der Erhaltung des ursprünglichen Geschlechts vieler Hauptwörter konservativer als die Schriftsprache: alem. der *Butter*, der *Backen*, der *Karren* u. s. w.

Das bunte, abwechslungsreiche Bild, das die deutschen Mundarten uns bieten, ist für den Freund der Volksart wie für den Sprachkenner zwar unterhaltend und belehrend, und selbst die Sprachforschung schöpft reichen Gewinn aus der Erschliessung der in ihnen ruhenden sprachlichen Schätze: aber das alles darf uns nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass die so verschiedenen und den nicht Einheimischen meist schwerverständlichen Mundarten in unserer Zeit noch mehr wie früher als störendes Hindernis der Annäherung empfunden werden. Der Einheitssprache, der Schriftsprache gehört eben im Zeitalter des riesig anwachsenden Verkehrs, der Menschen aus allen deutschen Sprachgebieten in fortwährende Berührung bringt, unbestreitbar die Zukunft. Wie Deutschland,

Österreich und die Schweiz im Interesse des Verkehrs die Ortszeit zu Gunsten der allgemeinen mitteleuropäischen Zeit aufgegeben haben, so müssen sie aus demselben Grunde von ihren örtlichen Besonderheiten der Sprache absehen und sich der allgemeinen Verkehrssprache, dem Hochdeutschen, auch im mündlichen Gebrauch unterwerfen. Damit ist nun nicht gesagt, dass ein Süddeutscher seine angestammte Mundart verleugnen und sich zur Nachäfferei der als mustergültig anerkannten norddeutschen Aussprache des Hochdeutschen hergeben soll. Nein, die heimatliche Aussprache, der Tonfall, selbst der Wortschatz sollen ihr Recht behalten, soweit sie nicht der allgemeinen Verständlichkeit hindernd im Wege stehen. Auf diese Weise wird die Bodenständigkeit des Menschen in seiner angeborenen Mundart gewahrt und dem Hochdeutschen sein gebührendes Recht zuerkannt zu beider Wohlfahrt und Gedeihen und zum Segen des deutschen Volkes — in weitester Ausdehnung.

Anhang.

Erklärungen und Textumschriften

zu den Tafeln I—IX.

Tafel I (vor dem Titelblatt).

Althochdeutsche Inschrift, gefunden im Januar 1900 zu Bingen beim Abbruch der Grundmauern der dortigen Domkellerei. Nur drei Bruchstücke wurden entdeckt. Sie bestehen aus grauem Sandstein und gehörten zu einer Platte, die ursprünglich 64 cm hoch und 11 cm dick war; die Breite lässt sich auf mindestens 93 cm berechnen. Der obere Teil war in fünf nebeneinander liegende, mit flach eingehauenen Bogen überspannte Felder eingeteilt, von denen nur das mittlere noch ganz erhalten ist. Hier ist ein bärtiger Mann dargestellt, der beide Hände betend emporhebt. Gekleidet ist er in einen langen, um die Lenden gegürteten Rock aus schwerem Stoff; die Unterschenkel sind mit langen Schuhbändern umwunden. Ueber seinem Kopf steht im Bogen die Inschrift: *Die.de.rich* (die Silben sind durch Punkte getrennt). Dass hier das Bildnis der Hauptperson erhalten ist, ergibt sich schon aus der Stellung in der Mitte des Ganzen. Von den benachbarten Feldern sind nur die Ansätze der erwähnten Bogen erhalten. Die äussersten Felder

rechts und links waren mit Figuren, links der Mutter, rechts des Vaters, ausgefüllt; nur von ersterer sind die Füsse und ein Teil des langen Gewands erhalten. Von der am unteren Teile angebrachten Inschrift sind nur die S. 35 abgedruckten Worte erhalten. Die figürlichen Darstellungen weisen ebenso wie die vorkommenden Wortformen auf das Ende des 10. Jahrhunderts.

(Auszug nach: Neue Inschriften des Mainzer Museums von Prof. Dr. Körber. Mainz, Verlag des Altertumsvereins 1905.)

Tafel II (zwischen S. 18 und S. 19).

Die Spange von Freilaubersheim wurde im Winter 1872/73 in einem Frauengrab zusammen mit einer andern inschriftlosen Spange gleicher Art, weiterem Schmuck und zwei Gefässen gefunden. Sie besteht aus Silber, das auf der Vorderseite zum Teil stark vergoldet war oder ist. Die Inschrift befindet sich, auf zwei Reihen verteilt, auf der Rückseite. Sie ist eine der längsten und best erhaltenen Runeninschriften, die bisher in Deutschland zu Tage gekommen sind. Die Inschrift ist auf S. 20 abgebildet, umschrieben und übersetzt. — Original im Mainzer Museum.

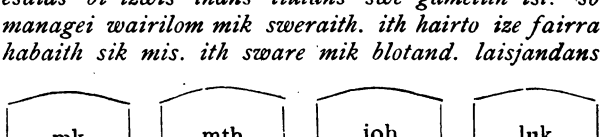
Tafel III (zwischen S. 24 und S. 25).

Verkleinerte Abbildung einer Seite des **Codex argenteus** der Universitätsbibliothek zu Upsala (vgl. S. 23), die Verse 3—7 aus dem Evangelium des Marcus, Kapitel VII enthaltend.

Umschrift des gotischen Textes:

[Aivaggeljo] thairh [Marku]

iudaieis niba ufta thwahand handuns ni matjand. habandans anafilh thize sinistane. jah af mathla niba daupjand ni matjand. jah anthar ist manag thatei andnemun du haban daupeinins stikle jah aurkje jah katile jah ligre: thathroh than frehun ina thai fareisaieis jah thai bokarjos. duhwe thai siponjos theinai ni gaggand bi thammei anafulhun thai sinistans. ak unthwahanaim. handum matjand hlaif. ith is andhafjands qath du im. thatei waila praufetida esaias bi izwis thans liutans swe gamelith ist. so managei wairilom mik sweraith. ith hairto ize fairra habaith sik mis. ith sware mik blotand. laisjandans

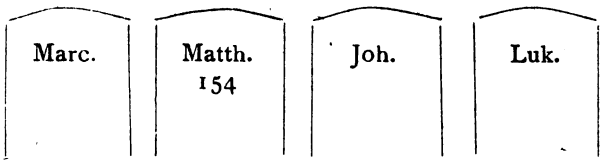


Zu deutsch:

[Evangelium] durch [Markus]

[Die] Juden, wenn [sie die] Hände nicht oft waschen, essen nicht, haltend die Gebote [der] Aeltesten. Und vom Markt [kommend], wenn [sie sich] nicht waschen, essen [sie] nicht. Und anderes ist viel, das [sie] überkamen zu halten: Waschungen [der] Becher und Krüge und Kessel und Lager. Darnach dann fragten ihn die Pharisäer und die Schriftgelehrten: „Warum gehen die Schüler dein nicht nach dem, [was] die Aeltesten geboten, sondern essen [mit] ungewaschenen Händen Brot?“

Aber er antwortend sprach zu ihnen: „(dass) gut prophezeite Jesaias von euch den Heuchlern, wie geschrieben ist: diese Menge verehrt mich [mit den] Lippen, aber ihr Herz hält sich fern [von] mir. Aber vergebens beten [sie] mich an, lehrend —



Tafel IV (zwischen S. 32 und S. 33).

Die ersten zwölf Zeilen des **Hildebrandsliedes** nach dem Original auf der K. Landesbibliothek zu Kassel.

Ik gihorta dat seggen dat sih urhettun ǣnon muotin . hiltibraht (sic!) *enti hadubrant . untar heriun tuem, sunufatarungo. Iro saro rihtun garutun ſe iro gudhamun · gurtun · sih · iro · suert ana · helidos ubar ringa do sie to dero hiltiu ritun · hiltibraht gimahalta heribrantes sunu · her uuas heroro man ferahes frotoro · her fragen gistuont fohem uuortum · wer sin fater wari fireo In folche eddo welihhes cnuosles du sis · ibu du mi ęnan sages · ik mi de odre uuet chind In chunincriche chud ist min al irmin deot . hadubraht gimahalta hiltibrantes sunu dat sagetun mi usere liuti alte anti*

(Diplomatisch genaue Wiedergabe des Textes auf Tafel IV; nur die Trennung der einzelnen Wörter ist durchgeführt.)

In deutscher Uebersetzung:

Ich hörte das sagen, dass sich herausforderten [zum] Einzelkampf Hildebrand und Hadubrand zwischen beiden Heeren [der] Sohnes [und] Vaters Mannen. Ihre Rüstung richteten [sie], bereiteten sie ihr Kampfgewand, gürteten sich ihre Schwerter an, [die] Helden über [die Panzer] Ringe, da sie zu dem Kampf ritten. Hildebrand sprach, Heribrands Sohn, er war der hehrere Mann, [des] Lebens weiser. Er [zu] fragen begann [mit] wenigen Worten, wer sein Vater wäre im Volke der Menschen .... oder welches Geschlechts du seist? Wenn du mir einen sagst, weiss ich mir die anderen, Kind, im Königreiche; bekannt ist mir all [das] grosse Volk. Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn: „Das sagten mir unsere Leute, alte und .....

Tafel V (zwischen S. 86 und S. 87).

Deutsche Urkunde **Rudolf von Habsburgs**, ausgestellt zu Basel am 12. April 1288. Original im k. k. Archiv zu Wien. Der Inhalt ist folgender:

Wier Růdolf von gotes gnaden Romischer **chunich** *alwege*[1] *merer des | reiches verjehen*[2] *und tuen* **chunt** *allen den, di disen brief sehent oder horent | lesen, daz vor uns ze Ostereich in dem Lande, da wier ze gerichte sazzen | ein urtail von des reichs vursten*[3]*, von graven, von vreien und von | dienstmann, und von lantlouten ze Ostereich und ze Steyer ervolgt | und gesteticht*[4] *wart also, daz wier oder der den wier den selben landen | ze herren geben uns underwinden*[5] *solden*

[1] aller Zeit. [2] bekennen. [3] Fürsten. [4] bestätigt. [5] annehmen.

alles des gutes, des hertzog vride|rich von Ostereich und von Steyer bei seinem leben in sein gewalt und| in seiner gewer[1] *unz*[2] *an sinen tot hett bracht, ez weren burge oder| dorfer oder swi*[3] *ez wer genant, und solten davon zeitleich reht tûn*[4] *swer*[3] *ouf daz selbe güet icht ze sprechen*[5] *het. Uber dise urtail ze| ainem urchunde han*[6] *wir tun henchen*[7] *unser Insigel an disen brief.| Der wart gegeben ze Basele an dem montage vor Tiburcii et Valeriani*[8]*, do man zalte von gotes gebuerd zwelf hundert und aht und ahzich Jar, an dem vumfzendem Jare unsers Reichs*[9].

Die vorstehende Urkunde ist in sprachlicher Beziehung höchst lehrreich. Obwohl sie zu Basel, also auf hochalemannischem Boden ausgestellt ist, zeigt sie vornehmlich österreichisch-bairische Sprach-eigentümlichkeiten. Nach Oberdeutschland im allgemeinen weisen Formen wie: chunich, chunt, urchunde; speziell nach Oesterreich die Wiedergabe des mhd. ei durch ai in ainem urtail; ferner lantloute für mhd. lantliute. Eben daher stammt die Diphthongierung von mhd. i zu ei, die in unserer Urkunde fast überall durchgeführt ist: reich, Ostereich, vreien, bei, sein, zeitleich (= mhd. zîtlîh, nhd. *zeitlich*); in r[e]ichs (Zeile 4) ist e nachträglich eingefügt; nur in sinen ist altes i einmal stehen geblieben. Das beweist uns, dass die Diphthongierung von mhd. i zu ei gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der österreichischen Mundart beinahe vollendet ist (vgl. § 18, S. 130).

---

[1] Besitz. [2] bis. [3] wie, wer immer. [4] zeitig entscheiden. [5] irgend welche Ansprüche. [6] haben. [7] hängen. [8] d. h. 12. April. [9] d. h. Regierung.

Tafel VI (zwischen S. 118 und S. 119).

Nachbildung des Anfangs einer Seite aus der Hohenems-Lassbergschen Handschrift des **Nibelungenliedes**, jetzt in der Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen. Sie stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Initiale N ist farbig (rot und blau) gemalt. Der Text lautet:

1. *Nu daht ouch alle cite*[1] *daz Gunthers wip:*
   „Wie treit[2] *et also hohe Chriemhilt den lip?*
   Nu ist doch unser eigen Sivrit ir man,
   Daz er uns niht endienet des wolde ich gerne ein ende han.“
2. *Diz trûch*[3] *si in ir hercen*[4] *und wart doch wol verdeit*[5],
   Daz si ir so vremde warn, daz was der frowen leit;
   Daz si niht zinses hete von des fursten lant.
   Wa von daz chomen waere, daz het si gerne bechant[6].
3. *Si versuchtez*[7] *manigen ende, ob chunde*[8] *daz geschehen,*
   Daz si Chriemhilte mohte noch gesehn.
   Si reitez[9] *heimliche des si da hete mût.*
   Do ne duht den chunic riche der frowen bete niht ze gût.
4. *„Wie chunden*[8] *wir si bringen“, sprach der lobes rich,*
   „Her zů disen landen? Daz waere unmugelich.
   Si sint uns gar ze verre, ich getar sis niht gebiten.“
   Des antwurt im Prunhilte in vil listigen siten.

---

[1] zite. [2] = traget, s. § 14, S. 106 f. [3] truoc. [4] herzen. [5] = verdaget s. § 14, S. 106 f. [6] bekant. [7] versuchte ez. [8] kunde(n). [9] redete ez.

5. *„Swie hohe riche waere deheines kuniges man;*
Swaz im gebyte sin herre, wie torst er daz verlan?
Des ersmielte Gunther, do si daz gesprach . . . . .

In neuhochdeutscher Uebersetzung:

1. Nun dachte auch allezeit des Gunthers Weib:
„Wie trägt doch so hoch Kriemhild die Gestalt?
Nun ist doch unser eigen Siegfried ihr Mann,
Dass er uns nicht dienet, des wollte ich gern
ein Ende haben."
2. Das trug sie in ihrem Herzen und war doch
wohl verschwiegen,
Dass sie ihr so fremd waren, das war der
Frau leid;
Dass sie nicht Zins erhielt von des Fürsten
Land,
Wo von das gekommen wäre, das hätte sie
gerne erfahren.
3. Sie versuchte es in mancher Art, ob das könnte
geschehen,
Dass sie Kriemhilde könnte noch sehen.
Sie sagte es heimlich, wes sie da Verlangen
hätte;
Da dünkte dem König reich der Frauen Bitte
nicht allzu gut.
4. „Wie könnten wir sie bringen", sprach der
Lobes Reiche,
Her in diese Lande? Das wäre unmöglich.
Sie sind uns gar zu ferne, ich wage es ihnen
nicht zu gebieten".
Darauf antwortete ihm Brunhilde in sehr
schlauer Art.
5. „Wie sehr mächtig auch wäre irgend eines
Königs Mann;

Was immer ihm sein Herr geböte, wie wagte
er das zu unterlassen?
Darüber begann Gunther zu lächeln, als sie das
sprach . . . . .

Tafel VII (zwischen S. 132 und S. 133).

Aeltester bis jetzt bekannter **deutscher Druck**, aufgefunden in Mainz und nun im Besitz des Gutenberg-Museums daselbst. Das Papierstück hat zum Einheften von Akten gedient; die Vorderseite war nach aussen, die Rückseite nach innen geheftet. Letztere ist daher gut erhalten, besser als die Vorderseite, und deshalb allein hier wiedergegeben. Der erhaltene Teil des Gedichtes handelt vom Weltgericht, vom Schicksal der Gottlosen und der Frommen am jüngsten Tag. Es ist nach Professor Schroeders Ansicht um 1400 im mittelrheinischen Dialektgebiet, wohl nicht in Mainz selbst, entstanden. Der Versbau ist, wie um jene Zeit nicht anders zu erwarten (vgl. § 16, S. 121), ganz regellos, die Reime mangelhaft und der gedankliche Inhalt dürftig. Der Text lautet, in Versen abgesetzt, folgendermassen:

[Daz] er werde von pine[1] *erlost.*
wer in dem hymmel rich ist
Der hat freude mit ihesu crist
Der | von dem hymmel her nidd' ist kommen
Und | mentschlich natuer hat er an sich gnommen |
Und an d' mentscheit ist erstorben
Und mi[t] dem dode hat erworben

---

[1] Pein.

Daz wer do glaub[en] hat an en
Mynne[1] *und zuuersiecht d' sal*[2] *zu | ym.*
wir sollen gantzen glauben haben
Da[z] wir von ihesu crist horen sagen
Und sollen | alle unse werck und synne
Czu cristo keren yn | liebe und yn mynne
Und zu ym haben zuv'-|[siecht].

Der Druck ist mit der ältesten sog. Donat-Kalender-Type Gutenbergs hergestellt und muss in die Jahre 1444—1447 fallen.

Tafel VIII (zwischen S. 142 und S. 143).

Verkleinertes Faksimile des Denkspruchs von **Martin Luther** auf der ersten Seite des Reformatoren-Gedenkbuchs von 1542. Original auf der Gräflich Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode. Der Inhalt ist folgender:

Psalmo primo[3]

Die gerechten haben Lust zum Wort Gottes. Und reden gern davon tag und nacht

Darümb

konnen sie auch alles. Thun alles. und bleiben ewiglich grun und frucht bar wie ein Palmbaum am Wasser.

Die Gottlosen haben Lüst an yhrem Gott, Bauch und Mammon.

Darümb konnen sie auch nichts. Thun nichts. Bleiben nicht. Sondern

[1] Minne = Liebe. [2] soll. [3] Im ersten Psalm

vergehen, wie eine schatte, mit alle yhrem gut ehre, thün, macht Bauch unda Mmmon Quia

Verbum domini manet in aeternum [1]

Und alle die dran bleiben mit lust und Liebe

Amen

Mart Luther D.

1542

die Circumcisionis dominicae [2]

Tafel IX (zwischen S. 158 und S. 159).

Verkleinerte Wiedergabe der Nummer 38 der **Wochentlichen Ord[inari]** (d. h. regelmässigen) **Zeitung** vom 11. September 1683. Das Original ist in dem damals für Zeitungen üblichen Quartformat. Der Inhalt, der sich auf die Belagerung Wiens durch die Türken bezieht, ist ohne Weiteres verständlich.

---

[1] Weil das Wort des Herrn bleibet ewiglich. [2] am Tage der Beschneidung des Herrn d. h. 1. Januar.

Sach- und Namensverzeichnis.

(Die Zahlen bedeuten die Seite.)

A

Ablaut, ahd. 51 f., mhd. 105, 113 f., nhd. 193, urgerm. 10 f.
Accademia della Crusca 162.
Adelung 174.
Adjektiva, ahd. 48 f., 62 ff., mhd. 111 f., nhd. 195.
Adverbia, ahd. 49, 63 f., mhd. 112, nhd. 195.
Affrikaten 39, 40.
Akut 69.
Akzent, ahd. 69 ff., idg. 11, 68 f.
Akzentzurückziehung 11 f.
Alanen 2.
Albanesen 1.
Alemannisch 28 f., 130, 207 ff.
Alexanderlied 90, 92, 94 f.
Alliteration 34, 74.
Alphabet, gotisches, 16, 22.
— Runen — 18 f.
Althochdeutsch 25, 30.
— Deklination 45 ff.
— Konjugation 50 ff.
Angelsachsen 2.
Angelsächsisch 42.
Anhalt, Ludwig von, 162.
Araber 153.
Armenier 1.
Arminius 32.
Attila 32.
Auftakt (im mhd. Vers) 120 f.
Auslautsgesetze, urgerm. 12 f.
Aussprache und Schrift im Nhd, 200 f.
Avaren 30, 82.

B

Baiern 29, 30.
Bairisch 208 f.
Bamberg 83.
Basel 146 f., 210.
Benediktinerregel, ahd. 34.
Bibelübersetzungen i. Deutsche 133, 136 ff.
Blumenorden 163.
Bödiker, Johann 171.
Bodmer 173.
Böhmen 30, 83, 130, 131 f., 151.
Bopp, Franz 4.
Brechung, urgerm. 11.
Breisgau 210.
Breitinger 173.
Buch 19.
Buchdruckerkunst 132 f., 135 f., 204, Anhang 226 f.
Buchstabe 19.
Bulgaren 1.
Burgunder 2.

C

Caesur (im mhd. Vers) 118.
Campe, Joachim Heinrich 166, 174.
Chansons de Geste 124.

Circumflex 69.
Clajus 146.
Codex argenteus 23.
Cöln 212.
Credo, ahd., 34.

D

Dänen 2, 31.
Dänisch 21, 27.
Dasjus 4.
Dehnung von Vokalen i. Mhd. 106.
— — im Nhd. 179.
Deklination, ahd. 46 ff.
— got. 23.
— mhd. 107 ff.
— nhd. 191 ff.
— Uebertritt von der starken zur schwachen Dekl. i. Nhd. und umgekehrt, 192 f.
Deutsch 31.
— Grenzen des, 27.
Deutschenspiegel 85.
Deutschritterorden 84.
Didaktik, mhd. 92.
Dietrichssage 91.
Diphthongierung langer Vokale im Nhd. 130, 180 f.
Donau 2, 209.
Doppelformen e. Wortstamms 12, 27.
Doppelkonsonanten, ahd. 26 f. nhd. 186 f.
Doppelvokale, nhd. 130.
Drama, mhd. 93.

E

E schwindet im Mhd. 106.
— — im Nhd. 192 f.
— in Endungen im Nhd. 183 ff.
— Verstummen des e im Nhd. 202.
Eigennamen, ahd. 36.
Elbe 134.
Elbschwanenorden 163.
Elsass 210.
Endbetonung, indogerm. 12.
Endsilben, ahd. 79. f.
Endungen, frz. 126 ff.
— des Mhd. im Nhd. 196.
Endvokale, indogerm. 13, 15.
Englisch 2, 13, 21.
Epos, höfisches (ritterliches) 91, 92.
Erzgebirgisch 210.
Eyke von Repgow 85.

F

F und V im Mhd. 102 f.
Finnisch-lappische Sprachen 13, 15.
Fischart 148, 170.
Flexion, gotische 22 f.
Franken, ripuarische 82.
Frangk, Fabian, 145 f.
Franzosen 1.
Französisch 2, 151.
Frauenlob 92, 120 f.
Freilaubersheimer Spange 19 f. Anhang S. 219.
Fremdwörter, frz. 124 ff., 157.
— griech 155.
— ital. 155.
— lat. 155.
— Kampf gegen dieselben, 161 ff.
— bei Luther 144.
— in den Mundarten 215 f.
Fremdwörterbücher 159 ff.
Friedrich II. 153.
Friesen 2.
Friesisch 21, 28, 207.
Frisch, Leonhard, 172.
Fruchtbringende Gesellschaft 162 ff., 172.

Fürwörter, ahd. 50.
— mhd. 112.
— nhd. 195.
Futhark 18.

G

Ganges 5.
Geistliche Poesie 90.
Gemeines Deutsch 133.
Germanen 2, 16.
— Wohnsitze derselben 2 f.
Germanisch 13.
Geschlecht, Wechsel des — im Nhd. 194.
Glossarien 31.
Glossen 35 f.
Goten 17, 22 f.
Gotisch 12, 13
Göthe 167, 175.
Gottfried von Strassburg 89, 91.
Gottsched 172 f.
Grammatischer Wechsel im Ahd. 54.
— — im Nhd. 197 f.
Grenzen des Deutschen 27.
— des Hochdeutschen 28.
Griechen 1.
Griechisch 5, 69, 152 ff.
Grimm, Jakob, 7, 10, 204 f.
Gudrun 91, 137.
Gueinz 169.

H

H im Mhd. 98.
— Nhd. 187 f., 202.
Habsburger 132.
Halbzeile 74 f.
Harsdörffer 163.
Hartmann von Aue 91, 95, 120.
Hauchlaute, indogerm. 8.
Haupt- und Heldensprache 145.
Hauptmann, Gerhard 210.
Hauptton, ahd. 90 f.
Hebräisch 137, 140, 153.
Hebung 73 f.
Hegau 210.
Heinrich von Veldeke 91, 124.
Heldenlieder 32.
Heliand 34.
Herder 175. 176.
Hildebrandslied 32 f., 74 f., Anhang S. 221 f.
— jüngeres 121 f.
Hochalemannisch 210.
Hochdeutsch 21, 28, 149, 207ff.
— Grenzen des — 28, 30.
— Mundarten des — 28 ff.
Hochdeutsche 2.
Holländer 2, 28.
Holländisch 207.
Humanismus 149, 152 ff.
Hussitenbewegung 83.
Hymnen, lat. 76.

I

Inder 1, 3, 5.
Indisch 5, 69.
Indogermanen 1 ff.
— Kultur derselben 5.
— Ursitze derselben 3.
— Wanderungen derselben 3.
— Wortschatz derselben 5.
Indogermanische Grundsprache 4 f.
Indus 5.
Infinitiv, ahd. 55.
Inn 209.
Inschrift, ahd. 35, Anh. 218 f.
Interlinearversion 31, 36.
Isidorübersetzung 34.
Italer 3.
Italien 153.
Italiener 1.

J

J im Mhd. 101.

K

K und C im Mhd. 103.
Kaiserurkunden 86 f., Anhang S. 222 f.
Kalvin 157.
Kanzlei, kaiserliche, 88, 131 ff., 137 ff.
— kursächsische, 132, 137 ff.
Kanzleisprache 88, 131 ff., 139, 155.
Karl der Grosse 32, 78, 83, 92, 137, 152.
Karl IV. 83, 88, 131.
Karl V, 156 f., 162.
Kärnten 82.
Karpaten 9.
Kelten 2, 3.
Keltisch 13, 27.
Konjugation, starke u. schwache im Mhd. 198 f.
Konrad Fleck 91.
Konrad von Würzburg 91.
Konsonantenverdoppelung im Mhd. 186, 202 f.
Konsonantismus, got. 22, mhd. 97 ff., nhd. 185 ff., urgerm. 9, westgerm. 26 f., 37 f.
Konstantinopel 153.
Kreuzzüge 79.
Krimgoten 24.
Krimgotisch 21.
Kürenberger 90.

L

Landfrieden 87, 88, 132.
Langzeile 74 f.
Lateinisch 1, 5, 13, 85 ff., 131, 150, 152 ff.
Lausitz 84.
Lausitzisch 210.
Lautverschiebung, ahd. 37 ff., urgerm. 7 ff.
Lech 209.
Lehnwörter, germ. im Slav. u. Finnischen 14 f., frz. 125 f., griech. 14, kelt. 14, lat. 14, 128, 154.
Leibnitz 170.
Lessing 167, 175.
Litauer 1.
Litauisch 69.
Logau 163.
Longobarden 2.
Ludwig der Baier 131.
Ludwigslied 33.
Luther 136 ff., 145, 154, 169.
Luthers Bibelübersetzung 136 ff.
— Rechtschreibung 140 f.
— Sprache 137 ff., 171.
Lyrik, mhd. 91 f.

M

M im Mhd. 99 f.
Mähren 82.
Mainz 132, 133.
Maximilian 137, 146.
Media und Tenuis im Mhd. 102, im Nhd. 187.
Meissen 84.
Meissnisch. Hochdeutsch 172 ff., 211.
Meistersinger 92, 96.
Merseburger Zaubersprüche 33.
Minnesang 90 f.
Minnesänger 117.
Mitteldeutsch 29 f., 84, 130, 133 f., 140, 207, 210 ff.
Mittelfranken 29.
Mittelfränkisch 130, 212.
Mittelhochdeutsch 25.
Mittelhochdeutsche Periode 78 ff.

Mittelrhein 134.
Mittelsilben 81.
Mittelwort, ahd. 55.
Monophthongierung v. Doppelvokalen im Nhd. 181 f.
Moscherosch 158. 163.
Moselfränkisch 212.
Murbacher Hymnen 34.
Murner 134 f.
Muspilli 33.
Muttersprache 145.
Mystik, mhd. 93.

N

Namen, lat. u. griech. 154 f.
Nebenton, ahd. 72, mhd. 116 f.
Neuhochdeutsch 25.
Neuhochdeutsche Periode 129ff.
— Schriftsprache 135 ff., 144 ff., 168 ff.
Neuschöpfung deutsch. Wörter 165 ff.
Nibelungenlied 91, 117 f.
Niederalemannisch 209 f.
Niederdeutsch 21, 28, 134, 176 f., 207.
— Grenze des — 28, 30.
— Einfluss des Ndd. aufs Hd. 190.
Niederdeutsche 2.
Niederdeutschland 147 f.
Niederfranken 28.
Niederlande 149.
Niederländisch 27.
Niedersächsisch 207.
Nordgermanen 2.
Nordisch 21, 42.
Nordmark 84.
Norweger 2.
Norwegisch 21.
Notker 34, 69 f.

O

Oberdeutsch 28 f., 134.
Oberfranken 83.
Obersachsen 130.
Obersächsisch 30, 211.
Oder 134, 210.
Opitz 163, 169, 172.
Ordnungszahlen, ahd. 50
Ordre de la Palme d'Or 164 f.
Ortenau 210.
Ortsnamen auf -ing, -ingen 208.
Oesterreich 30.
Oesterreichisch 208.
Ostfranken 29, 130.
Ostfränkisch 208, 211.
Ostgermanisch 20 f.
Ostgoten 2.
Ostmark 30, 82.
Ostmitteldeutsch 208, 210 f.
Ostpreussen 210.
Ostsee 2, 134.
Otfrieds Akzentbezeichnung 69 f.
— Evangelienbuch 33 f.
— Verskunst 76 f., 117.
Ottonen 152.
Ottokar von Böhmen 83.
Ovid 35.

P

Palmenorden 164.
Pamir 3.
Pegnitzschäfer 163.
Pelasger 4.
Perser 1, 3.
Pfahlbauer 4, 15.
Pluralbildung der Fem. im Nhd. 193 f.
— der Mask. im Nhd. 191 f.
— der Neutr. im Nhd. 193.
Polen 1.

Polnisch 151.
Portugiesen 1.
Posen 210.
Praefixe, ahd. 64 f.
— betonte, 71 f.
Praeteritopräsentia 53 f., 115.
Praeteritum, Ausgleich im nhd. — 196 f.
Preussen 84.
Prosa, mhd. 93.

R

R im Auslaut im Mhd. 102.
Raske 150.
Rechtschreibung, nhd. 171, 199 ff.
— Neuregelung der, 205 f.
Reduplikation 52.
Reformation 144 f., 150.
Reibelaute, germ. 8, 12, ahd. 38, 40.
Reichenau 34.
Reimchroniken 92.
Renaissance 153 f.
Renner Hugo von Trimbergs 92, 131.
Reste, altertümliche — in den Mundarten 214 f.
Rheinfranken 29, 130.
Rheinfränkisch 211.
Riegel, Hermann 169.
Ripuarisch 212.
Rist 163.
Rittertum 123 f., 152, 161.
Rolandslied 90, 91.
Romanisch 27, 30.
Romantiker 176.
Rosenorden 164.
Rückumlaut 114 f.
Rudolf von Ems 91.
Rudolf von Habsburg 83, 86 f.
Rudolf II. 162.
Rugier 2.
Rumänen 1.
Runen 16 ff.
Runenalphabet 28 f.
Runeninschriften 13, 19 f.
Runenschrift 16 ff.
Russen 1.
Russland 2.

S

S wird zu Sch im Mhd. 99.
S im Nhd. 188 f.
Sachs, Hans 149.
Sachsen 84.
Sachsenspiegel 85.
Sächsisch 28.
Satyrische Dichtung 93.
Schaffhausen 147.
Schiller 175.
Schlesien 83 f., 130.
Schlesisch 30, 210.
Schottel 163, 165, 169 f.
Schreibung, etymologische — im Nhd. 201.
— phonetische 205.
Schrift, gotische 22, 206.
Schriftsprache, mhd. 88 f., nhd. 135 ff., 146, 213 ff.
Schulverein, deutscher 151.
Schwabenspiegel 85.
Schwäbisch 208 f.
Schweden 2.
Schwedisch 21.
Schweiz 146 f.
Sekundärvokale, ahd. 45, 80.
Senkung 73 f.
Serben 1.
Siebenbürgen 82, 212.
Sizilien 153.
Sk wird zu Sch im Mhd. 98 f.
Skandinavien 2 f.
Slaven 1, 27, 30, 82 f.

Slavisch 13, 14, 69.
Spanier 1.
Sprachgesellschaften 162 ff.
Sprachmengerei 158 f.
Sprachprobe, ahd. 36, 41, 70, 75, 76 f., 221.
— got. 23, 220.
— Joh. Ecks 143.
— mhd. 86 f., 93 ff., 118 ff., 134, 222, 224.
— der Kanzleisprache 138.
— Luthers 139 ff.
— 17. Jahrhundert 158 f.
Sprachreiniger 163 ff.
Sprachverein, deutscher 167.
Stadtrecht 131.
Stadturkunde 86.
Stammbetonung 12.
Steiermark 82.
Steigerung, ahd. 49. mhd. 111 f.
Strassburg 134.
Strassburger Eid 33.
Stricker 91.
Südfranken 29.
Südfränkisch 211.
Südgermanen 2.
Suffixe, ahd. 57 ff.

T

T im Auslaut im Mhd. 102.
Tacitus 16.
Tatian 34.
Teuerdank 137, 170.
Teutleben, Caspar von — 163.
Textprobe, ahd. 41, 70, 75, 76 f., 221.
— got. 23, Anhang 220.
— mhd. 93 ff., 118 ff., 222 ff.
— nhd. 138, 139 ff., 158, 172 f.
Thomasius 150.
Thüringisch 30, 211.
Trier 132.
Tschechen 1.
Tschechisch 151.
Tschudi 157.
Türken 153, 159.

U

Ulfilas 16, 22.
Ulrich von Zatzikhoven 91.
Umlaut, ahd. 42, mhd. 80 f., 104 f., urgerm. 11.
Ungarn 82.
Unvollkommenheit d. Schriftbilds 201.
Urgermanisch 7.
Urkunden, deutsche 85 ff., 131, 222 f.

V

Vandalen 2.
Vaterunser, St. Galler 34, 41.
— Ostfränk. 41.
— Otfrieds 70.
Vedas 5.
Venantius Fortunatus 16.
Veraltete Wörter bei Luther 142 f.
Verdunkelte Komposita 67.
Vergil 35.
Verners Gesetz 12.
Verkleinerungssilben 59 f., 208 f., 210, 211, 212.
Verkürzung von Vokalen im Nhd. 179 f.
Verschlusslaute, ahd. 40.
— germ. 8, 12, 15.
— indogerm. 8, 12.
— westgerm. 38, 39.
Verskunst, ahd. 73 ff.
— mhd. 117 ff.
— romanische 119.
Vlämen 2, 28.

Vlämisch 27.
Vokalsystem, ahd. 42 ff.
— got. 22.
— mhd. 103 ff.
— nhd. 178 ff.
— urgerm. 9.
— westgerm. 26.
Völkerwanderung 27.
Volksepos 91, 92.
Volksgesang 32.
Volkslied 92, 122 f.

W

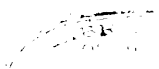
W im Mhd. 100 f., im Nhd. 188.
Wagner, Richard 176.
Walther von der Vogelweide 89, 91.
Weise. Christian 165.
Weisskunig 139.
Weltgericht, Fragment 133, 226 f.
Wenden 84.
Wendisch 151.
Weser 134.
Wessobrunner Gebet 33.
Westfranken 2.
Westgermanisch 20 f.
Westgoten 2.
Westmitteldeutsch 208.
Wieland 175.
Wien 159.
Williram 34, 70, 93 f.
Wirnt von Gravenberg 91.
Wittenberg 648.
Wolf, Christian 170.
Wolfram von Eschenbach 89, 91.
Worms, Reichstag zu — 138.
Wortbildung, ahd. 56 ff.
Wortschatz des Nhd. 177.

Z

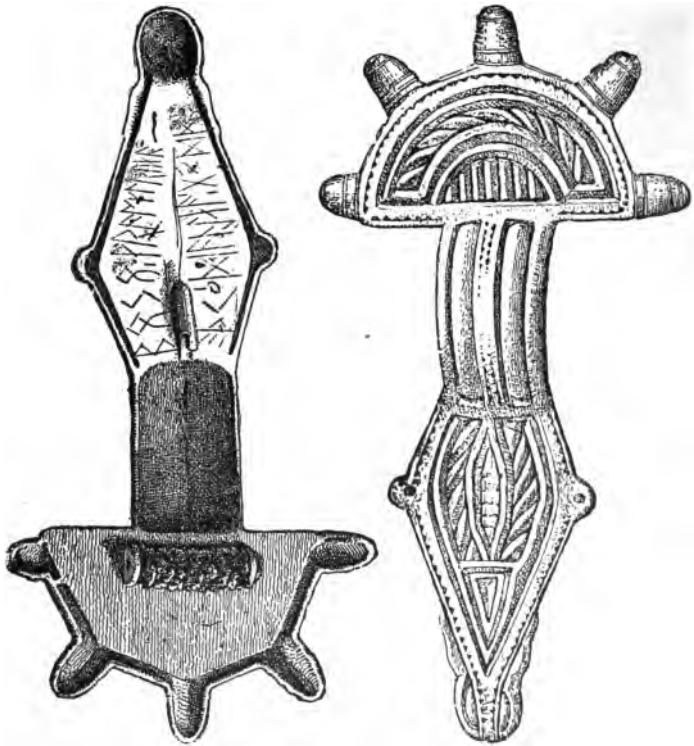
Z im Mhd. 103.
— im Nhd. 187.
Zahlwörter, ahd. 49 f.
— mhd. 112.
— nhd. 196.
Zeitung des 17. Jahrhunderts 159 und Anhang, 228.
Zeitwort, ahd., starkes 50 ff.
— — schwaches 52 f.
— mhd. 113 ff.
— nhd. 196 ff.
— unregelmässiges 53, 115.
Zerfall der Dekl.-Klassen im Nhd. 191.
Zesen, Philipp von — 164 f., 169.
Zürich 147.
Zusammengesetzte Nomina 66 f.
— Betonung derselben 73.

Tafel I.

Althochdeutsche Inschrift, gefunden in Bingen a. Rh.
Eigentum des Mainzer Altertumsvereins (s. Anhang S. 218).

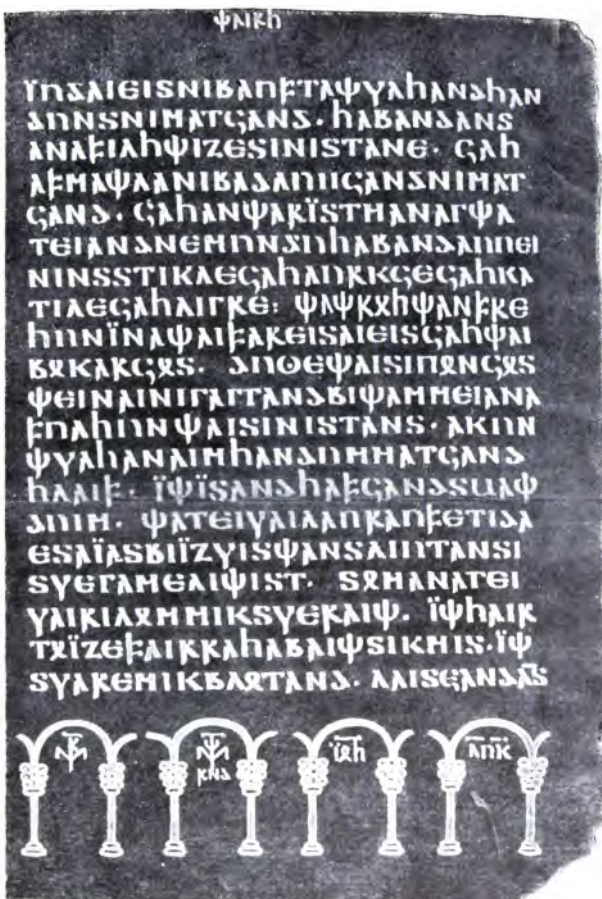


Tafel II.



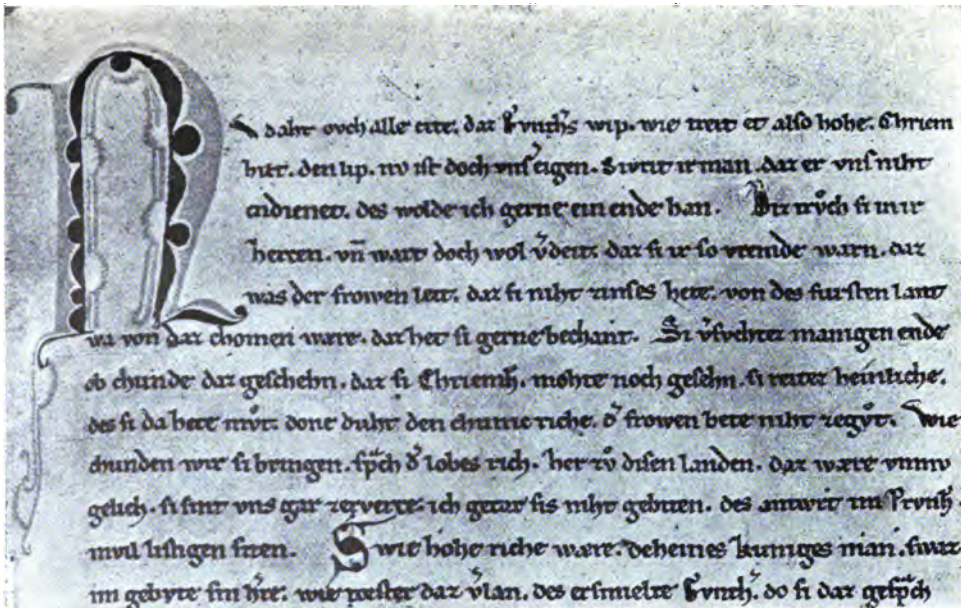
Die Spange von Freilaubersheim.
Original im Mainzer Museum. Nach Wimmer, De tyske Runemindesmaerker (s. Anhang S. 219).

Tafel III.



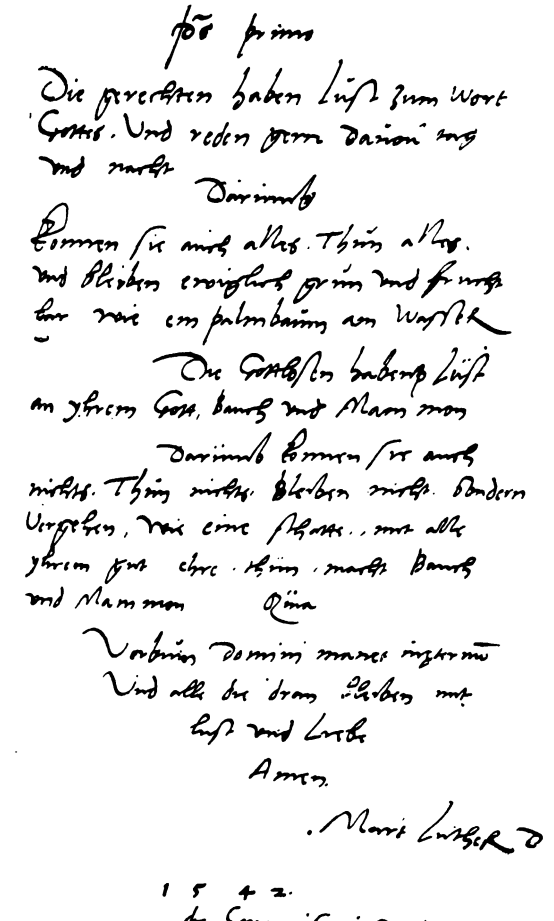
Verkleinertes Faksimile einer Seite aus dem sog. Codex argenteus Universitätsbibliothek zu Upsala (s. Anhang S. 219).

OF THE
UNIVERSITY

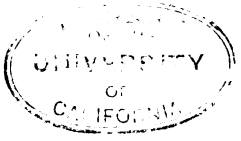


Faksimile einiger Strophen aus der Hohenems-Lassberg'schen Handschrift des Nibelungenliedes in der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen (s. Anhang S. 224).

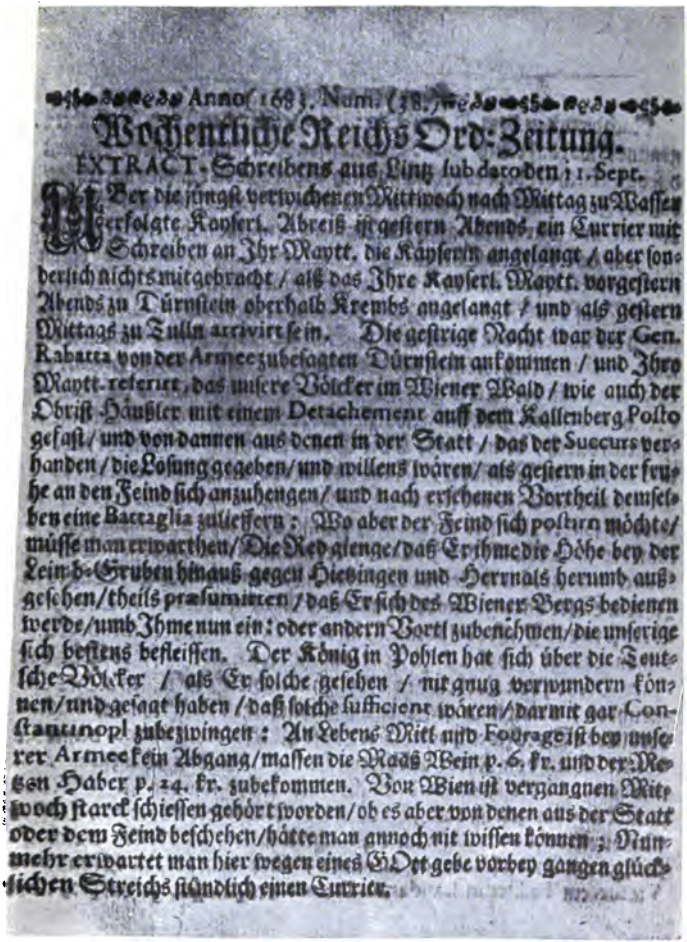
Tafel VIII.



Verkleinertes Faksimile des Denkspruchs Martin Luthers im Reformatoren-Gedenkbuch von 1542. Original auf der Gräflich Stolberg'schen Bibliothek zu Wernigerode (s. Anhang S. 227)


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Tafel IX.



Anno 1683. Num. 38.

Wochentliche Reichs Ord: Zeitung.

EXTRACT-Schreibens aus Lintz sub dato den 11. Sept.

Uber die jüngst verwichenen Mittwoch nach Mittag zu Wasser erfolgte Kayserl. Abreiß ist gestern Abends ein Currier mit Schreiben an Ihr Maytt. die Käyserin angelangt / aber sonderlich nichts mitgebracht / alß das Ihre Kayserl. Maytt. vorgestern Abends zu Dürnstein oberhalb Krembs angelangt / und als gestern Mittags zu Tulln arrivirt sein. Die gestrige Nacht war der Gen. Rabatta von der Armee zubesagten Dürnstein ankommen / und Ihro Maytt. referirt, das unsere Völcker im Wiener Wald / wie auch der Obrist Häußler mit einem Detachement auff dem Kallenberg Posto gefast / und von dannen aus denen in der Statt / das der Succurs verhanden / die Losung gegeben / und willens wären / als gestern in der fruhe an den Feind sich anzuhengen / und nach ersehenen Vortheil demselben eine Battaglia zulieffern: Wo aber der Feind sich postirn möchte / müsse man erwarthen / Die Red gienge / daß Er ihme die Höhe bey der Leim-b-Gruben hinauß gegen Hietzingen und Herrnals herumb außgesehen / theils præsumirten / daß Er sich des Wiener Bergs bedienen werde / umb Ihme nun ein: oder andern Vortl zubenehmen / die unserige sich bestens befleissen. Der König in Pohlen hat sich über die Teutsche Völcker / als Er solche gesehen / nit gnug verwundern können / und gesagt haben / daß solche sufficient wären / darmit gar Constantinopl zubezwingen: An Lebens Mitl und Fourage ist bey unserer Armee kein Abgang / massen die Maaß Wein p. 6. kr. und der Metzen Haber p. 24. kr. zubekommen. Von Wien ist vergangnen Mittwoch starck schiessen gehört worden / ob es aber von denen aus der Statt oder dem Feind beschehen / hätte man annoch nit wissen können; Nunmehr erwartet man hier wegen eines GOtt gebe vorbey gangen glücklichen Streichs stündlich einen Currier.

Verkleinerte Wiedergabe der No. 38 der Wochentlichen Reichs Ord[inari]: Zeitung vom 11. September 1683.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Fritz Lehmann, Verlag in Stuttgart.

In letzter Zeit erschienen:

Dröber, Dr. Wolfg., Die Polargebiete und deren Erforschung. Kl. 8°. 228 Seiten Text. Mit 2 Karten eleg. gbd. ℳ 1.—. Vollständige und gemeinverständliche Darstellung der Geschichte und Ziele der Polarforschungen. Nebst Anhang: Zweck und Wert der Polarforschung.

Mächtig zur See. Streiflichter und Tatsachen von der deutschen Flotte. Von ***. Gross 8°. In elegantestem Farbendruckumschlag mit 2 feinen Aquarelldrucken, 3 Bogen Text mit 24 Textbildern und technischen Zeichnungen und 1 fein kolorierten Schiffsskizzentafel. Preis nur 40 ₰.

Niess & Düll, Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für Mittelschulen. 322 Seiten mit 400 Textbildern, sowie mit 20 prachtvollen Farbentafeln. — Kart. ℳ 3.—, in elegantem Geschenkband ℳ 5.—.

Dieses mit einzigartiger Pracht ausgestattete Lehrbuch, von dem bereits 4 Monate nach Erscheinen eine 2. Auflage nötig war, ist bereits an einer grossen Zahl von Lehranstalten, Bergschulen etc. eingeführt!

Schneidawind, Wilh., kgl. Subrektor, Uebersetzung nebst Erläuterungen zu Sophokles, Antigone. — I. Bändchen 50 ₰. II. Bändchen 40 ₰.

Venator, F., Aus den Tiefen der Reflexion „Etwas für den einzelnen" aus Soeren Kierkegaards Tagebüchern 1838—1855. Aus dem Dänischen übersetzt, klein 8°, 159 S., eleg. kart. mit Silberpressung und Silberschnitt, ℳ 1.50.

Wagner, Cas., Oberlandgerichtsrat, Die Strafinseln. Umfassendes Quellenwerk über die Frage der deutschen Deportation als Strafvollzug. — Broch. ℳ 3.20, eleg. Lnbd. ℳ 4.—.

Wimmer, Dr. K., kgl. Reallehrer, Spracheigentümlichkeiten des modernen Französisch, erwiesen an Erckmann-Chatrian. 8°-Format, 82 Seiten. Eleg. broch. ℳ 1.—.

— „ — Lehrgang der französischen Sprache. Nach den neuesten Verordnungen und dem Erlasse des franz. Ministeriums. I. Teil: Die vollst. Formenlehre. — Ganzleinenbd. ℳ 3.—. II. Teil: Syntax. — Ganzleinenbd. ℳ 3.—.

— „ — Sammlung von Uebungsstücken zum Uebersetzen ins Französische. — Geh. ℳ 1.—, kart. ℳ 1.30.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

MAR 23 1920

APR 28 1926

JUN 15 1948

120ct'49BG

2Dec'53HW

DEC4 1953 LU

5Jan54 CGY

JAN 6 1954 LU

10May'57HJ

IN STACKS

MAY 20 1957

REC'D LD

MAY 23 1957

YA 00297

Fritz Lehmann, Verlag in Stuttgart.

Ein Gegenstück zu Berge, Schmetterlingsbuch.
Calwer, Käferbuch.
Hoffmann, Pflanzenat...

Die Wunder des Mineralreiches werden für Unterricht und Anschauung in ebenso hervorragender wie einzig dastehender Weise erschlossen durch das soeber ... schienene Prachtwerk:

Das Mineralr...

von **Dr. Reinh. Brau...**
ord. Professor an der Univers...

55 Bogen Text in Gross 4° mit 280 ... einsten Chromotafeln und 15 Licht...

Nebst Anhang: **Anleitung zum ... ln und Anlegung von ... ngen.**

Zu beziehen in 30 Lieferungen ... ℳ 45.—,
geb. in eleg. Halbfrzbd. ℳ ... ℳ 52.—.
Neue, billigere Subsk... ... à 60 Pfg.

Fern zum ... ns... **Schulen:**

Volls... ... arkem Pappdeckel-
kast... Abteilungen à ℳ 4.50.
... on je ℳ 0.60.

Aus... ... **robehefte gratis** und franko zu Diensten.

Das Werk wur... sse und von allerersten Aut... ste und hervorragendste Erz... ndrucktechnik, von bisher unerrei... et.

Feist